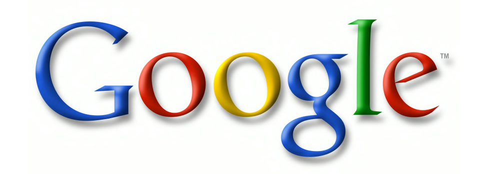
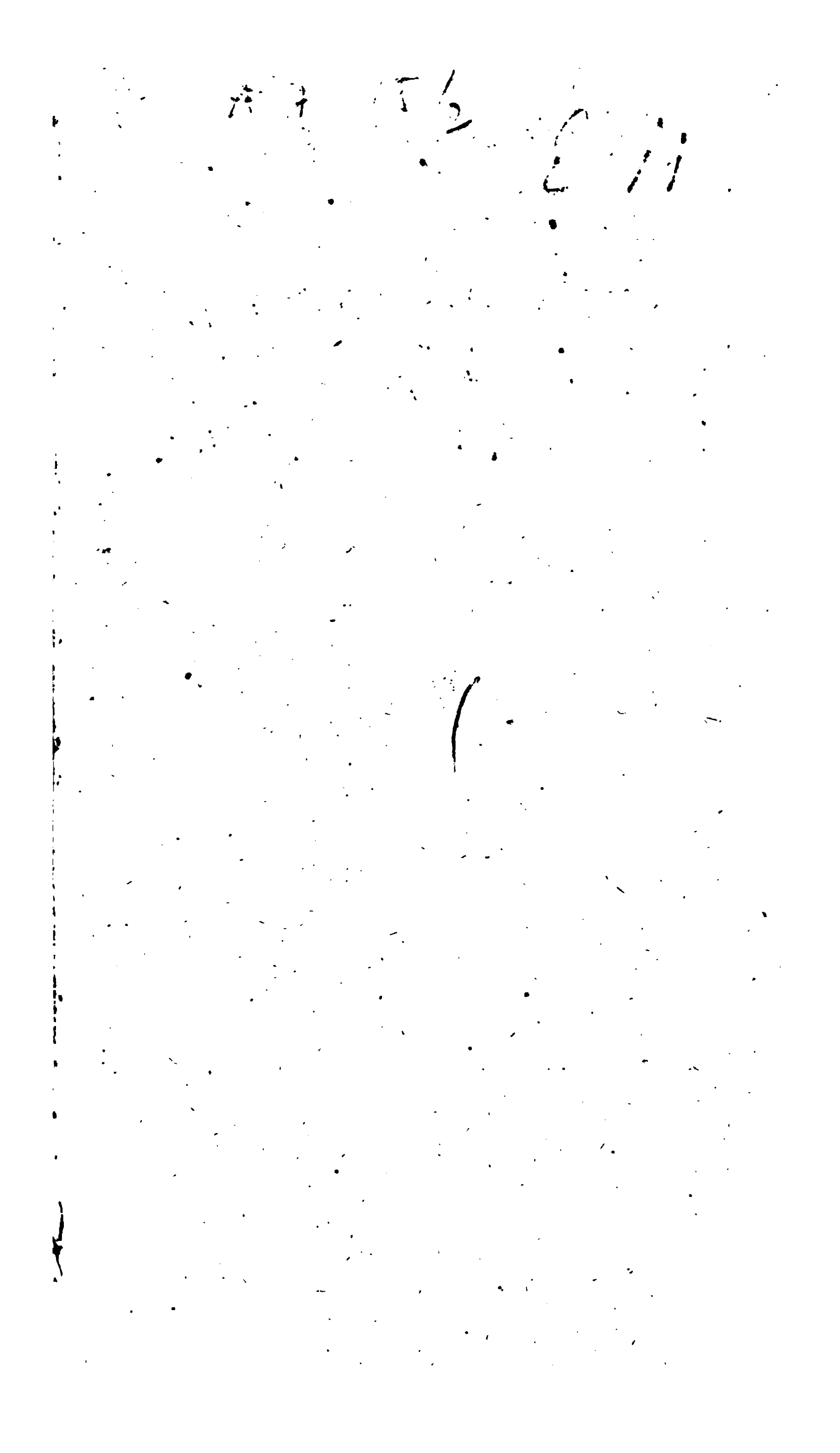





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



1.

Ad usum Fr. Leonis Mariae Szánz Ordinis Serv. B.M.V. 1789.

NB. Vide contra hanc Haereticam Historiam Ecclesiasticam Spittleri: Zugaben zur Philosophie der Religion V. Band, cujus Autor est P. Storchenau Ex-Jesuita.

Grundriß
der
Geschichte
der
christlichen Kirche.

Von

L. T. Spittler.



Zweyte verbesserte Auflage.

Frankfurt und Leipzig,
1788.

Vorrede.

Ein kleiner Grundriß der Kirchengeschichte, der, für eigene Lektüre nicht ganz uninteressant, doch zugleich bey öffentlichen Vorlesungen gebraucht werden könnte, scheint den Bedürfnissen des gegenwärtigen Zeitalters besonders angemessen zu seyn, da allgemeine Aufmerksamkeit auf die grosse Veränderungen der katholischen Hierarchie gerichtet ist. Die Schwierigkeit, zwey solche ungleichartig scheinende Zwecke zu vereinigen, wird vielleicht bey billigen Richtern manche Fehler entschuldigen, welche bey erster Darstellung eines solchen Versuchs fast unmöglich zu vermeiden sind. Ich habe, wie gleich aus der Geschichte der ersten Periode erhellen wird, alles blos gelehrte hin-

durch viele schmerzhafte Operationen endlich so sehr an Hörung der ganzen Wahrheit gewöhnt, daß es um einiger wenigen willen nicht der Mühe werth ist, sich reuen zu lassen, die erkannteste Wahrheit im Tone der vollesten Ueberzeugung gesagt zu haben.

L. T. Spittler.

Vorrede
zur zweyten Auflage.

Bey dieser zweyten Auflage dieses kleinen Entwurfs einer allgemeinen Kirchengeschichte sind mehr nur einzelne kleine Abänderungen gemacht worden, als daß im Ganzen eine Veränderung hätte ausgeführt werden können, welche dem Plane, der meinen gegenwärtigen Ueberzeugungen entspricht, gemäß gewesen wäre. Lezteres hätte ein völlig neuausgearbeitetes groſses Werk erfodert, zu dessen würdiger Darstellung manche Vorarbeiten erst noch vollendet werden müssen, welchen allein die Musse mehrerer Jahre sowohl nöthige Vollständigkeit als Reife geben kann.

Die erste nothwendigste Hauptveränderung wäre unstreitig gewesen — sorgfältiges Citiren aller Stellen, worauf sich diese und jene Anspielung, oft die Wahl gerad dieses Ausdruks beziehe. Mancher hält es vielleicht für Intoleranz, wenn ein mal vom Pabst der Ausdruk Untergott, Vicegott gebraucht

braucht wurde, aber diese und andere ähnliche Ausdrücke sind gerad von dem Pabst, bey dessen Namen das Wort vorkommt, entweder selbst gebraucht, oder von seinen Freunden ihm beygelegt worden, wie in einigen solcher Fälle selbst schon aus Heidegger erhellt. So wäre selbst schon allein in solchen Beziehungen eine recht sorgfältige Treue im Citiren nothwendig gewesen; aber auch diese Hauptveränderung hätte nothwendig mehrere Hauptveränderungen erfodert, welche der ganzen kleinen Schrift eine Ausdehnung zum brauchbargroßen Werk hätten geben müssen.

Göttingen,

den 20 April. 1785.

Vorbereitung.

§. 1.

Es gehöret selbst zu den Lehren der Christlichen Religion, daß sich ihre Bekenner zu einer gewissen äussern Gesellschaft vereinigen sollen; und wenn auch die ersten Lehrer derselben nicht so sehr darauf gedrungen hätten, so trug doch wie zur **Bildung** so auch überhaupt zur **Existenz** einer solchen äussern **Gesellschaft** schon die Art der ersten Ausbreitung dieser neuen Religionslehren sehr viel bey, und es ist in beidem eine der sichtbarsten Spuren des Jüdischen Ursprungs der Christlichen Kirche.

Die Schiksale dieser Gesellschaft, zum Bekenntniß gewisser Religionslehren vereinigt, ihre abwechslenden äussern Verhältnisse und ihre wandelbare innere Verfassung, nebst den verschiedenen Umformungen dessen, was sie bekannte — soll die Christliche Kirchengeschichte schildern.

§. 2.

Bey keiner Art von Geschichte ist es so nothwendig als hier, vorläufig den **Gesichtspunkt** festzusetzen, aus welchem sie betrachtet werden muß, und sich mit einigen **Regeln der Vorsicht** genau bekannt zu machen, ohne deren Beobachtung keine zuverläßige und brauchbare Kenntniß möglich ist. Nirgends wird man mit einer Men-

ge von Begebenheiten so überhäuft als hier, keinen Theil der Geschichte hat frommer und ruchloser Partiegeist so zerrüttet als diesen, und holt noch immer von dorther Beweise, welche oft nicht blos auf Verdrehung einzelner Stellen der Alten, sondern auf den künstlichsten Verschiebungen des Zusammenhangs der Geschichte ganzer Jahrhunderte beruhen. Der Reichthum von Quellen und Zeugen, welchen diese Geschichte ganz eigen hat, erleichtert und erschwert ihr Studium; wo ist der Werth der historischen Zeugnisse schwerer zu bestimmen als in der Kirchengeschichte?

§. 3.

Erster Hauptgesichtspunkt der Christlichen Kirchengeschichte soll unstreitig dieser seyn, aus den Revolutionen der achtzehn verflossenen Jahrhunderte sich die historische Auflösung des gegenwärtigen Zustandes der Christlichen Kirche zu suchen. Die Reihe ist vielleicht in keiner Geschichte so zusammenhängend wie hier, geht selbst durch die unterbrechendsten Revolutionen ununterbrochen hindurch, und bleibt immer ein Ganzes, auch wenn die Erzählung aus einer Weltgegend in die andere übergeht. Wem es darum zu thun ist, aus der Geschichte nicht nur gelehrt sondern auch weise zu werden, für den ist es **in einzelnen Perioden** das herrlichste Schauspiel, auf die Entwickelungen des menschlichen Geistes zu merken, wie sich dieser im Verhältniß auf seine wichtigste Angelegenheit durch die mächtigsten Strebungen und unglaublichsten Verirrungen gebildet hat. Nirgends läßt sich das Fortschreiten

des menschlichen Geistes mit allen Retrogradationen und Verirrungen so **beurkunden** als hier, nirgends die Farbe besser bemerken, welche er von Klima, von der besondern Verfassung, in welcher er sich entwickeln mußte, und andern äussern Umständen annahm. Wo haben sich je die verschiedenen Schattirungen und Mischungen des Irrthums und des Lasters, die mannichfaltigsten Proben des wechselsweisen Einflusses des Verstandes und Herzens deutlicher gezeigt als in der Geschichte der Christlichen Kirche? Der Vorrath von Nachrichten erlaubt hier, so ganz ins einzelne zu gehen, und gerad hieraus entspringt der sicherste Unterricht.

Man kann zwar in mancher Rüksicht mit Recht sagen, daß Kirchengeschichte von dieser Seite betrachtet nichts anders sey, als ein langes Klaglied über Schwäche und Verderbtheit des menschlichen Geistes: aber der Unglaubige und Aberglaubige des siebzehnten Jahrhunderts handelt doch ganz anders als sein Namensbruder im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, und wie undankbar würde es seyn, die grossen Fortschritte nicht bemerken zu wollen, welche die Menschheit wirklich auch hierinn gethan hat.

§. 4.

Die Christliche Kirchengeschichte ist eine Art von Universalhistorie. Ihr Gegenstand sind Nationen von den verschiedensten Sprachen und Verfassungen, welche einander vielleicht sonst kaum in einem andern Gesichtspunkte berühren als in der Historie der Christlichen Kirche. Der

Begriff einer Universalhistorie bringt es schon mit sich, nicht mit einer gewissen Vorliebe eine oder die andere Nation gleichsam zu herrschenden zu machen. Man wird sich also in der Geschichte des mittlern Zeitalters sehr hüten müssen, die Kirchengeschichte nicht in eine bloße Geschichte der Päbste und ihrer Mißhandlungen Deutschlands zu verwandlen. Zwar wird, ohne Schaden für das Ganze, die Geschichte von Deutschland und Frankreich meistens als der Mittelpunkt betrachtet werden können; aber oft doch nur wegen dem grössern Interesse des einheimischen und wegen leichterer Erinnerung der Begebenheiten, welche am besten in eine sonst schon bekannte Geschichte eingeflochten werden. Die schwerste Kunst des pragmatischen Kirchengeschichtschreibers ist, die Abwechslung glüklich zu treffen, wenn sich der Hauptfaden der Universalkirchenhistorie von einem Reich in das andere verlieren soll.

§. 5.

Kirchenhistorische Kritik.

Die Zeugen haben Wahrheit sagen können und Wahrheit sagen wollen, dies ist sonst Summarium aller historischen Kritik, aber wenn nicht schon überhaupt immer das Wollen so gar schwer zu beweisen wäre, wie viel schwerer als irgend sonst in einer Geschichte läßt sich hier das Können darthun? Ein ehrlicher Mann, aber vielleicht von den ersten Jahren der Jugend her in das Interesse einer gewissen Partie verstrikt, bey fortgehendem Alter durch eine Menge der feinsten

Bande

Bande immer genauer mit derselben vereinigt, voll von dem Gedanken, daß die Sache seiner Partie Gottes Sache sey, vielleicht auch nicht unbillig durch manche Fehler des Gegentheils gereizt — wer kann von diesem Manne reine Wahrheit erwarten? Wer erkennt nicht hier das Bild eines manchen Kirchen-Geschichtschreibers, der Quelle ist?

In welcher Geschichte giebt es besonders in den ersten dunklern Zeiten so viele unterschobene betrügerische Schriften? Wissen wir nicht von Zeiten, wo es Grundmaxime in einem der blühendsten Theile dieser Gesellschaft war, daß Betrügereyen, welche zum Vortheil der Gesellschaft geschehen, verdienstlich seyen? Wie wachsam und argwöhnisch muß also nicht die Kritik seyn? Und wird alle ihre Wachsamkeit vor der Täuschung sich hüten können, oft die Stimme triumphirender Partien für die Stimme der Wahrheit zu halten?

§. 6.

Fliessen aber schon die ersten Quellen der Kirchengeschichte so trübe, wie viel mißtrauischer wird man gegen diejenige seyn müssen, welche ihren Strom erst aus diesen Quellen zusammengeleitet haben! Vorurtheil für und wider alte Kezer oder Orthodoxe, unglükselige Fertigkeit, Begriffe neuerer Zeiten den ältern zu unterschieben, Trägheit aus der Quelle zu schöpfen, geschmakloses Erörtern der unbedeutendsten Kleinigkeiten, wodurch aller wahre Nuzen der Geschichte zernichtet wird — wie viele solcher Realeintheilun-

gen der ältern und neuesten Kirchen-Geschichtschreiber könnte man machen! Nicht Baronius allein ist partheyisch, auch der Kezerpatron Arnold hat seine Schwäche; man kann oft auch dem Pabst zu viel thun, die Kirchenväter verunglimpfen, weil sie nicht wußten, was wir wissen, und oft ist es der geradeste Weg, historischer Wahrheit zu verfehlen, wenn man immer auf die Prätensionen der Römischen Kirche polemische Rüksicht nimmt.

§. 7.

Die Quellen der Kirchengeschichte theilen sich, wie bey jeder Geschichte, in **Dokumente, Schriftsteller die als Zeugen gelten können, und Bearbeiter** (1). Die Schriftsteller, welche als Zeugen gelten können, müssen nach der Natur der Sache bey jeder einzelnen Periode und bey jeder einzelnen Hauptrevolution angegeben werden, sie können sich nicht über das Ganze erstrecken,

(1) Auf die Litterärgeschichte der Kirchenhistorie hat **Sagittarius** introductione in hist. Eccles. vorbereitet. Der **dritte Band des Bünauischen Katalogus** ist ein noch nüzlicheres Hülfsmittel. **Pfaffs** (introduct. in hist. theol. litterar.) scheinbarer Reichthum wird billig durch den zwar ärmern, aber getreuern **Buddeus** (isagoge historico-theol.) fast entbehrlich gemacht. Der erste Band der Schrökhischen Kirchengeschichte ist voll der treffendsten und nüzlichsten Bemerkungen für die Litteratur der Kirchengeschichte. C. W. Fr. Walchs Grundsäze der zur Neutestamentl. Kirchenhistorie nöthigen Vorbereitungslehren und Bücherkenntniß (Gött. 1773. 8.) sind als Entwurf das beste.

strecken, und dadurch die ganze Geschichte des Mittelalters hindurch Kirchen- und Staatsgeschichte so vermischt sind, als beide Gesellschaften damals es selbst waren, so sind auch keine eigene allgemeine Sammlungen der Schriftsteller möglich.

Zu den Dokumentensammlungen, welche sich auf die allgemeine Kirchengeschichte beziehen, gehören vorzüglich die große Conciliensammlungen. In ihnen findet man auch alle Briefe der Päbste samt Lebensbeschreibungen derselben, manche andere wichtige Urkunden, welche die politische Verfassungen der Kirche betreffen (2).

Gute Liturgiensammlungen sind eben so nüzlich, wenn wir sie nur erst hätten (3).

(2) Die neueste Sammlung ist die Venezidische von Mansi. Der 25ste Foliant derselben, der lezte, so bisher erschienen ist, geht bis auf das Jahr 1225.

Die Mansische Sammlung ist eine revidirte, vollständigere Ausgabe der Coletischen, welche in Venedig 1728 in 25 Folianten erschien. Coleti revidirte und supplirte die Sammlung, welche der Jesuit Labbe, Paris 1674 in 18 Folianten herausgegeben hatte.

Harduins Ausgabe (Paris 1712, 12 vol. fol.) ist wegen der Untreue des verfälschenden und verstümmelnden Herausgebers verdächtig. Schade für die herrliche indices, wodurch sie so brauchbar wäre!

(3) Historischkritische Anmerkungen über die Liturgiensammlungen überhaupt, und besonders über

Renaudot Collectio liturgiarum Orientalium. Paris 1716, 4.

Assemanni (Jos. Al.) Codex Liturgicus Ecclesiæ vniuersæ. Rom. 1749, 4. 13 Tom.

Die Urkunden, welche die politische Rechte oder Verbindlichkeiten der Kirche betreffen, müssen bey jedem einzelnen Reich, von dessen Kirche die Rede ist, nachgesucht werden.

§. 8.

Unter die erste Bearbeiter, zum Theil aber auch Zeugen gehören

Eusebius, B. zu Cäsarea in Palästina. In den zehen Büchern seiner Kirchengeschichte faßt er nach seiner Art alles von Christi Geburt bis auf das J. 324 zusammen. Seine vier Bücher von Constantins des Grossen Leben sind eine Art von Supplement (4).

Sokrates und **Sozomenus** zween Advokaten zu Konstantinopel sezten ihn fort. Jener in sieben Büchern vom J. 306—439, dieser in neun Büchern vom Jahr 323—423.

Mit ihnen lauft parallel des B. **Theodorits Kirchengeschichte** vom Jahr 322—427.

Gemeiniglich sind mit diesen vier Geschichtschreibern noch ein Auszug aus dem Arianer **Philostorgius**, **Fragmente des Theodorus**, und die Geschichte des **Evagrius** verbunden. Diese Reihe von Geschichtschreibern reicht bis 594 (5).

Die

(4) Stroths Ausgabe, Halle 1779, 8.

(5) Duvalois gab sie mit treflichen Anmerkungen Paris 1659, in 3 Folianten heraus. Der fehlerhafte deutsche Nachdruk ist häufiger. Die neueste Ausgabe, zu welcher wenigstens auch einiger neue Beytrag hinzukam, ist von Reading, Cambridge 1720, fol.

Die Historiker des mittlern Zeitalters sind zwar sehr häufig mehr Kirchenhistoriker als Staatsgeschichtschreiber, man hat auch manche von ihnen, welche ihrem Werk den Titel Kirchengeschichte gaben, aber sie sind, wenn sie das Ganze der Kirchengeschichte umfassen wollen, so jämmerliche Ausschreiber der hier genannten Autoren, daß sie hier keinen Plaz verdienen. Fast bis auf die Zeiten der Reformation hin dauerte diese unglükliche Schlafsucht, denn es waren nur einzelne schwache Versuche, welche zur Zeit der Kostnitzer und Basler Synode und auch von Lorenz Valla gemacht wurden, die egyptische Nacht der drükkendsten Vorurtheile ein wenig mehr aufzuhellen.

§. 9.

Zur Zeit der Reformation griff eine Gesellschaft Lutherischer Theologen (Matth. Flacius war an ihrer Spitze) die Römische Kirche in einem Werk von mehrern Folianten an, worinn sie bis ins 13 Jahrhundert herab zeigten, wie unrichtig die Alterthumsprätensionen der Römischen Kirche seyen (6). Ueber ein Jahrhundert lang ruhten die Lutherische Theologen auf den Lorbeeren, welche diese Männer mit der unbegreiflichsten Arbeit errungen hatten. **Georg Calixt** that etwas (7), aber

(6) Centuriæ Magdeburgensis, Basil. 1556—1574, fol. Die neueste Ausgabe Nürnberg, 1757 in 4to, ist mit Anmerkungen vermehrt, aber noch nicht vollendet.

(7) Ausser einzelnen Materien, die er oft so ausführte, daß er seine Nachfolger noch hinter sich hat, gehört als

ein wenig schwächt, so sind doch durch sie manche wichtige kritische Resultate gewonnen worden.

Joh. Henr. Hottingers Kirchengeschichte (18) wird an Reichthum, und auch an Brauchbarkeit für den Polemiker gegen die katholische Kirche, von Fr. Spanheim (19) übertroffen; diese begreift aber ein Jahrhundert weniger, nämlich das Reformationsseculum.

Jak. Basnage (20) hat viele von Mosheims Fehlern und Tugenden; als Widerleger von Bossuet sehr schäzbar, in allem was sich nicht dahin zieht, höchst unzuverlässig. Sam. Basnage hat die erregte Erwartungen weniger erfüllt (21). Möchte doch J. A. Turretin mehr als nur ein Compendium geschrieben haben!

§. 11.

Card. Baronius sollte die Wunde heilen, welche Flacius mit seinen Collegen der Röm. Kirche geschlagen hatte. Man dankt ihm und noch mehr seinen Fortsetzern besonders Rainald die Einrückung vieler wichtigen Urkunden aus dem Vaticanischen Archiv, und erstaunt über die Macht der Partheylichkeit, welche vorzüglich den Baronius

(18) Lateinisch in 9 Oct. B. Zürich 1655.

(19) Am vollständigsten im ersten Tomus seiner Werke, Lugd. 1711. fol.

(20) Histoire de l'Eglise, Rotterd. 1699. fol. Vol. II.

(21) Annales politico-ecclesiastici — usque ad Imp. Phocam, Rotterdam 1706, 3 Vol. fol.

nius durch sein ganzes Werk hindurch blendete (22). Die Kritik des **Pagi** ist ein Meisterstük, sie berührt aber vorzüglich nur die Zeitrechnung (23). **Natalis Alexander** der erste freymüthigere allgemeine Kirchen-Geschichtschreiber, aber seine alberne scholastische Methode macht ihn des Namens eines Geschichtschreibers ganz unwürdig (24). Der fromme **Fleury** übertrift ihn weit (25), und weder Orsi (26) noch Saccarelli (27), wenn sie ihre

(22) Zuerst erschien Baronius, Rom 1588. Unterschied der Römischen und Antwerpischen Ausgabe. Bey der Ausgabe des Mansi (Lucca 1738. 18 Fol.) hat man nicht nur Rainalds Fortsetzung, sondern auch die Kritik des Pagi, besondere Anmerkungen des Georgi und Mansi, nebst einem eigenen Band Apparatus und sehr brauchbarer Register.

Baronius geht nur bis 1198. Raimal sezte ihn mit mehrerer Unpartheylichkeit bis 1524 fort. Die Continuation des **Dominicaner** Bzovius geht zwar 48 Jahre weiter fort, aber sie erreicht weder die Wahrheit noch Vollständigkeit des erstern. Eben dieses gilt zum Theil sowohl vom Laderchi, der in 3 Theilen die Geschichte von 1566—1571 begreift, als auch von dem in Fortsetzung des Baronius gar zu kurzen Spondanus, der in 2 Bänden die Geschichte von 1198—1648 erzehlt.

(23) Ohne Turretin wäre vielleicht Pagi der Welt ewig entzogen geblieben. s. Simon critique de Mr. Dupin T. II. p. 403. Antw. 1727. 4 Vol. fol.

(24) Mit der Kirchenhistorie des alten Testaments, die neueste Ausgabe. Lucca 1734, 9 Bände Fol.

(25) Geht bis 1414. Fevre's Fortsetzung ist dem Hauptwerk nicht gleich. Die neueste Ausgabe erscheint seit 1778 zu Nismes in gr. 8. und wird nebst einem Band Generalregister 24 Octav-Bände betragen.

(26) Den Orsi, der nur die sechs ersten Jahrhunderte lieferte, sezt nun Becchetti fort.

(27) Von Saccarelli Hist. Eccles. sind 5 QuartB. fertig, sie geht noch nur bis 360.

ihre Werke vollenden sollten, werden auch nur den zweiten Plaz nach Fleury erhalten.

Unvergeßliche Verdienste haben sich besonders Französische Gelehrte um die Ausgabe alter Schriften und Dokumente des mittlern Zeitalters gemacht. Man hat noch nicht recht angefangen für die Kirchengeschichte zu benuzen, was Mabillon (28), Baluze (29), Dacheri (30), Martene und Durand (31) herausgegeben haben. Es fehlt ein Tillemont für das mittlere Zeitalter (32).

§. 12.

Einem auch nur etwas sorgfältigen Forscher der Kirchengeschichte ist genauere Kenntniß des Lebens der Kirchenväter unentbehrlich, nicht nur weil Litteratur hier von so unermeßlichem Umfang ist, sondern auch weil die ersten Triebfedern der wichtigsten Revolutionen hier aufgesucht werden müs-

(28) Vetera Analecta, Paris 1723. fol. Auch sein Museum Italicum, (Paris 1687.) gehört hieher.

(29) Vorzüglich seine Miscellanea. Die neueste Ausgabe von Mansi, Lucca 1761, 4 Fol.

(30) Von seinem Spicilegium zieht man mit Recht die ältere Ausgabe Paris 1657, in 13 QuartB. der neuen in 3 Folianten vor.

(31) Thesaurus novus anecdotorum, Paris 1717, 5 Fol. Collectio amplissima veterum scriptorum, Paris 1724. 9 Fol. Pezii thesaurus anecdotorum nouissimus, Aug. Vind. 1721, in 6 Fol. enthält nicht so viel gemeinnüziges und allgemein nothwendiges.

(32) Seine Memoires pour servir à l'histoire Ecclesiastique (bis zum Jahr 513) Paris 1693, 16 Quart-Bände, sind als Excerpten-Repertorium betrachtet, ein Meisterstük.

müssen. Einen Theil dieser Zwecke erfüllt Cave (33), welchem wegen der neueren Ausgaben und mancher einzelner Berichtigungen Hamberger (34) noch beygesezt werden kann. Uebrigens fehlt noch ein Werk, in welchem so manche Schätze, welche hie und da in einzelnen andern grössern und kleinern Schriften zerstreut sind, kritisch genau gesammelt sich finden.

§. 13.

Die Methode, Kirchengeschichte nach den Abschnitten der Jahrhunderte zu erzehlen, ist, ungeachtet so vieler Beyspiele, wodurch sie geschüzt würde, endlich einmal *gestürzt*; man sah an ihr die Macht der *ersten* Vorgänger auf alle nachfolgende. Wenn aber auch die Hauptperioden, welche man machen muß, richtig getroffen sind, so werden doch noch einzelne besondere Abschnitte erfodert, weil man ohne diese bey dem grossen Reichthum der verschiedensten Materien weder pragmatischen Zusammenhang noch glükliche Uebersicht des Ganzen behalten kann. Folgende Hauptabschnitte bey jeder Periode schienen mir ganz aus der Natur der Sache selbst zu fliessen.

Geschichte der Ausbreitung. Man kann die verschiedene **Ebben** und **Fluthen** eines

Stroms

(33) Histor. litter. Scriptt. Ecclesiasticor. Basil. 1740, 2 B. Fol. ist so brauchbar als die Englische Originalausgabe.

(34) Zuverläßige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern, Lemgo 1756, 4 Oct. B.
Fabricii bibl. Graeca und
bibl. med. & infimæ latin. (Mansi Ausg.) sind bey irgend einem beträchtlichen Fortgang unentbehrlich.

Stroms bemerken, ohne noch Rüksicht auf die Bestandtheile seines Wassers zu nehmen.

Geschichte der Kirche, noch blos als Gesellschaft betrachtet. Ihre innere Constitution und ihre äussere Verhältnisse, wie beide durch die abwechslendsten Schiksale gebildet wurden.

Geschichte dieser Gesellschaft als religiosen Gesellschaft, unter welcher also gewisse Lehrmeinungen, die sich von Zeit zu Zeit änderten, gangbar sind.

Unstreitig haben diese drey hier abgesondert betrachtete Punkte sehr stark auf einander gewürkt, aber durch alle unsere Eintheilungen muß doch immer etwas verloren gehen, weil wir das Continuum unmöglich so darstellen können, wie es sich, in der Natur selbst, als Phänomen zusammentreffender tausendfältiger Ursachen zeigt. Bey obigen drey Abschnitten schien mir der Verlust der Wahrheit der möglich geringste.

Perioden und Plan der Kirchengeschichte.

I. Zeiten der Unterdrückung und daher manchmal frommer Mythologie bis auf Constantin den Grossen. Gränzpunkt Synode zu Nicäa. 325.

Die Kirche dieses Zeitalters hat alle Fehler und alle Tugenden eines Proselyten. Ihre Verfassung wird nach und nach aristokratisch.

Ihr Lehrbegriff, so fern allmälig etwas dieser Art entsteht, keimt vorzüglich im Orient fast ganz aus versuchten Ideen von der Person Jesu; noch hinzugenommen, was für Meinungen aus dem Widerspruch gegen Juden und Heiden und aus der Lage eines verfolgten entspringen mußten.

Apostel. Origenes. Athanasius.

II. Zeiten theologischer Streitigkeiten. Von Constantin dem Grossen bis zum Anfang des siebenten Jahrhunderts oder bis Muhämmed kam. Dreyhundert Jahre.

Der unterdrükte wird Herr. Vier grosse Prälaten des Römischen Reichs, die sich nach und nach in den Rang der Oligarchen emporschwangen, zanken sich um Vorzüge, suchen ihren theologischen Sprachgebrauch ein-

ander aufzudrängen. Die Hauptscenen des Kriegs und Signale zu immer steigenden Unruhen sind allezeit Synoden. Bald ist der eine, bald der andere Meister, bald keiner von allen vier, weil sich alle vier nach kaiserlichen Kabinetsordern bequemen müssen. Indeß diese Bischöfe fast einzig noch nur durch ihren Verfolgungsgeist Ausbreitung der christlichen Religion ausser den Gränzen des römischen Reichs befördern, indeß diese Religion selbst das unkennbarste Gewebe elender Spizfindigkeiten und abergläubischer Gebräuche wird, so erscheint mit dem unerwartet-glüklichsten Erfolg der Schwärmer aus Mecca.

Athanasius. Augustin. Justinian.

III. Von Muhämmed bis auf Gregor VII. Fünfthalb Jahrhunderte.

Der Bischof von Rom, weil seine Nebenbuhler durch Muhämmeds Glük fast ganz entkräftet sind, wächst und steigt ununterbrochen höher, unter dem Schuze der Pipinschen Usurpatorsfamilie, und von Zufällen begünstigt, welche gewiß nicht das Werk seiner Politik waren. So wie durch Mönche und Aufklärung genauerer Zusammenhang unter den verschiedenen europäischen Reichen entsteht, so bekommt er seine Würkungssphäre, und nicht an der innern Kraft, blos an den Communicationslinien hatte es ihm bisher gefehlt.

Muhäm-

Muhammed. Bonifacius unser Apostel. PseudIsidor. Römisches Damenregiment. Gregor VII.

IV. Von Gregor VII. bis Luther. Vier Jahrhunderte.

Der Hauptschauplaz der Begebenheiten verengt sich immer mehr auf den Occident. Voller Mittag der päbstlichen Hoheit und Macht: es fängt aber auch schon an, wieder Abend zu werden. So lange der Pabst nur Glaubensartikel verderbt, und das Verderben blos theologisch ist, so leiden es die Könige gedultig: wie er aber zu begierig den Unterthanen das Geld *nimmt*, und wie es bald der Päbste *mehrere* giebt, so fängt man an Versuche zu machen, ob die Fesseln nicht abgeworfen werden können.

Gratian. Innocenz III. Johann XVI. (XXII.) Synode von Costniz.

V. Von Luther bis auf Stiftung der Universität Halle, 1694. Zwey Jahrhunderte.

Ein sächsischer Augustiner Mönch bringt mit Gottes Hülfe zu Stande, was Kaiser und Könige nicht auszurichten vermochten. Wenn sich doch nur seine Partie nicht gleich wieder entzweyet, und öfters die Fehler der alten Partie abzulegen entfernt hätte als nur die Namen der Fehler. Die Synode von Trient soll die Wunde der alten Partie heilen, der Schade wird aber dadurch nur Krebsartiger. Auch unsere Bergische Vereini-

gungsformel wird ein Signal mehr als hundertjähriger Unruhen, und die Reformirte Kirche unterdrükt durch ihre Dordrechter Synode noch mehrere der edelsten Keime.

VI. Von Stiftung der Universität Halle bis auf unsere Zeiten.

Christian Thomasius, zwar ähnlichen Temperaments aber nicht ähnlichen Charakters mit Luther, ein Mann vollkommen wie man einen nöthig hätte, um unsere Kirche aus tiefem Schlaf zu wecken.

Der Saame, welchen Bayle ausgestreut hatte, trägt nach und nach gute und böse Früchte. Bey den aufmerksam gemachten Vertheidigern der christlichen Religion blüht allmälig Geschichtkunde und Philologie immer mehr auf, weil man nach vielen Schwierigkeiten gewahr wird, daß Wolfische Philosophie, so glükliche Revolutionen sie auch im Ganzen gemacht haben mag, doch nicht biblische Theologie ist.

Erste Periode

von Christi Geburt bis Constantin den Grossen.

Gränzpunkt Synode von Nycäa, im Jahr 325.

Quellen dieser Geschichte.

Aechte und unächte Schriften der Apostel, vereinigt mit Philo und Josephus, nebst dem wenigern, was sich bey Lateinern findet.

Die Apologeten, unter welchen Justinus, Tertullian und Origenes vorzüglich merkwürdig sind.

Von Geschichtschreibern Eusebius.

Ruinarti acta primorum martyrum sincera & selecta. Verona 1731. fol. sind noch das Beste dieser Art.

Codex Theodosianus (Ed. Ritteri) ist auch für die Geschichte dieser Periode eine noch lang nicht genug benuzte Quelle.

Für die Geschichte der Glaubenslehre

Röslers Lehrbegriff, und

Auszüge aus den Vornicäischen Kirchenvätern, 4 Octav-Bände Leipzig 1776.

§. 1.

Geschichte des Stifters der christlichen Religion.

Die Welt hat noch nie eine solche Revolution erfahren, die in ihren ersten Veranlassungen so unscheinbar, und in ihren lezten ausgebreitetsten Folgen so höchst merkwürdig war, als diejenige ist, welche ein vor achtzehn hundert Jahren geborner Jude, Namens Jesus, in wenigen Jahren seines Lebens machte. Höchstens eigentlich nur dritthalb Jahre lebte er für die Geschichte, denn so ausgezeichnet merkwürdig manche Umstände seiner Geburt waren, und besonders vielleicht für einen Juden seyn mußten, welchen die Versicherungen seiner Propheten schon seit langem her mit grossen Hoffnungen einer sehr glüklichen Zukunft belebten: so wurde doch diese erst erregte Aufmerksamkeit durch das nachfolgende Leben gar nicht unterhalten. Er erschien erst wieder im dreyßigsten Jahr seines Alters, aber izt schon mit einem so ausgebildeten Charakter, mit so allgemeinem Aufsehen, so unermüdet wirksam und gerad unter so treffenden Umständen, daß man schon damals einer wichtigen Veränderung entgegensehen mußte. Die Religion seiner Nation, in deren Verbesserung eines seiner Hauptgeschäfte bestund, war als Religion betrachtet fast zur blossen äussern Zeremonie geworden, und hatte für das Volk beynah alle moralische Wirkung verloren. Als Theologie betrachtet war sie Gegenstand des Gezänkes vorzüglich dreyer Partien, Pharisäer, Sadducäer und Essäer, welche in den

wesentlichsten Religionsgrundsätzen von einander abgiengen, und nur in dem Wunsche übereinstimmten, ihre Nation von dem drückenden Joche der Römer und von den Idumäischen Tyrannen endlich befreyt zu sehen. Zu keiner Partie schlug sich der neue Lehrer; wenn er diese strafte, so schonte er jene nicht. Er hatte auch solcher äusseren Partienhülfe gar nicht nöthig, denn seinen moralischen Ermahnungen gab Wahrheit und eigen unsträfliches Beyspiel den rührendsten Nachdruk; und zu seinen Behauptungen von der hohen göttlichen Würde seiner Person legitimirte er sich durch Wunder, die selbst auch durch ihre verschiedenste Mannichfaltigkeit allgemeineres Nachdenken erregen mußten. Creditive dieser Art schienen wirklich auch von ihm gefodert werden zu können, da er nicht blos Reformator der jüdischen Religion seyn, sondern nun als Hauptperson die neue Periode eröffnen wollte, in welcher ohne irgend einigen Nationenunterschied Gottes allgemeine Vaterliebe allen Menschen versichert werden sollte.

Der Haß besonders der Pharisäischen Partie, welcher durch den beleidigten Nationalstolz immer mehr gereizt wurde, gieng endlich so weit, daß sie den größten wohlthätigsten Mann, den je die Welt sah, zum schmählichen Tod brachten. Er starb den Tod der Missethäter am Kreuz, aber mit einer Freywilligkeit, mit der ausser ihm kein Mensch sterben konnte, und die Vorsehung erreichte durch seinen Tod Absichten, welche das größte Glük für das ganze Menschengeschlecht waren.

ben, sie durch Mittheilung eines göttlichen Geistes auf den Fall, wenn sie einmal seine mündliche Unterweisungen würden entbehren müssen, gegen allen Irrthum sicher zu stellen. Nicht lange nach seiner Himmelfahrt geschah die Erfüllung dieses Versprechens so feierlich, daß ganz Jerusalem, wo sich diese Apostel Jesu bisher noch aufhielten, in grosse Bewegung kam. Es war, als ob Gott im Wetter kommen wollte: wie ein Feuermeer ergoß sich über die ganze Versammlung, und — ein sichtbarer Beweis, daß Gottes Geist aller ihrer Seelenkräfte sich bemächtigte — sie fiengen an, Loblieder in Sprachen zu singen, welche sie nie gelernt hatten. Von dem Tage an waren sie umgeschaffene Menschen. Sie erfüllen die ganze Stadt mit der feierlichen Versicherung, der unlängst gekreuzigte Jesus sey wieder von dem Tod erstanden, habe sich zwar, nachdem er sich ihnen öfters gezeigt, nun den Augen der Menschen entzogen, aber itzt in der innigsten Gemeinschaft mit Gott das allgemeine Weltregiment übernommen, und sie hätten von ihm den ernstlichen Auftrag, allen Menschen ohne Unterschied der Nationen kund zu thun, daß Gott ihr gnädiger Vater seyn wolle, wenn sie sich nur entschlössen sich künftig zu bessern, und einzig von diesem Jesu ihre ganze Glükseligkeit zu erwarten. Mit dem Schmachten eines schon längst Dürstenden eilten sogleich ganze Mengen herbey, sich zu dieser Lehre zu bekennen. Der liebenswürdig fromme Charakter dieser Männer, die häufige Wunder, welche von den Aposteln verrichtet wurden, waren äußere Veranlassungen genug, immer meh-

rere

rere herbeyzuziehen, und die Verfolgung, welche der hohe Rath zu Jerusalem gegen sie verhängte, machte die Sache nur ruchtbarer, nöthigte die Freunde der neuen Lehre, nicht blos zu Jerusalem beysammen zu bleiben, sondern die Verehrung Jesu auch in andere Länder zu verbreiten. Wie wichtig war es auch nicht, daß eine solche Verfolgung die Bekehrung des Paulus veranlaßte, dem, so viel uns die Geschichte bekannt ist, die christliche Religion mehr Ausbreitung zu verdanken hat, als allen übrigen Aposteln.

§. 3.

Die Vorsehung hatte sich für die grosse Revolution, welche jezt bewirkt werden sollte, einen Zeitpunkt gewählt, der nach allen seinen Umständen äußerst vortheilhaft war. Bey den Juden war alles voll Erwartung, daß sich der Gott Abrahams einmal seines Volks annehmen werde. Selbst unter den Samaritern war die Hoffnung nach dem sehr rege, der endlich so viele Religionszweifel auflösen, und die heisse Wünsche einer langen Sehnsucht erfüllen sollte. Die edlerdenkenden des Volks waren mit den herrschenden Pharisäischen und noch mehr mit den Sadducäischen Religionsmeynungen gar nicht zufrieden. Die Priester, von welchen die Unterdrückung der neuen Lehre am meisten zu besorgen stund, waren nicht ganz unabhängige Herren, sondern mußten sich vor dem römischen Statthalter fürchten.

Doch

Doch wie es zu Jerusalem stund, daran lag bald nicht mehr viel, weil Jerusalem gar nicht einziger Schauplaz oder auch nur Mittelpunkt der neuen Kirche seyn sollte. Aber auch in der übrigen Welt trafen sie alles vorbereitet an. Seit den Zeiten der Syrischen Könige hatten sich die Juden durch die ganze policirte Welt zerstreut. Wo also die Prediger der neuen Lehre in irgend eine berühmte Stadt kamen, fanden sie alte Glaubensgenossen und Landsleute, an welche sie sich anschliessen konnten, und da es schon längst Sitte war, daß die jüdische Synagoge auch von frommen Heiden besucht wurde, so konnten auch die Heiden eine Lehre hören, welche man in der Synagoge vortrug. Ueberhaupt fand auch die neue Religion in der heidnischen Welt nicht so gleich den heftigsten Widerstand. Eine neue Religion oder Verehrung eines neuen Gottes einzuführen, war für den Polytheisten nichts auffallendes, denn er bedachte nicht so gleich, daß christliche Religion nicht blos neue Religion sey, sondern eine solche neue Religion, welche auf den Umsturz aller alten gegründet werden mußte. Man hielt Christen lange Zeit nur für jüdische Sectirer: sollten also Juden geduldet werden, warum nicht auch eine einzelne jüdische Secte? Die alten heidnischen Religionen waren längst das Gespötte der Klügern und die sorglose Verachtung selbst des Pöbels geworden, besonders seitdem auch die Caligulas Anspruch auf göttliche Ehre machten. Vielleicht war für die christliche Lehre in den allerersten Zeiten ihrer Ausbreitung selbst auch dieses ein Glük, daß lauter sorglose, um Staat und Religion unbeküm-

bekümmerte Regenten das römische Reich beherrschten. Erst alsdenn, da sich diese neue Partie schon allzu weit ausgebreitet hatte, fieng man an wahrzunehmen, daß alle übrige von ihr verdrängt würden.

Durch Handel und andere politische Verbindungen waren alle Theile der damals für gesittet gehaltenen Welt, in so beständiger wechselsweiser Mittheilung, daß es nur Berührung eines Punkts im Zirkel bedurfte, um den ganzen Zirkel in Feuer zu setzen, und wenn itzt der Mißionarius erst mühsam verschiedene Sprachen der Völker lernen muß, so konnte der Apostel damals allein durch sein Griechisch vom Ganges bis an den Ebro allen verständlich werden.

§. 4.

Erste Ausbreitungen und Schiksale des Christenthums.

Man hat keine zuverläßige Nachrichten, durch deren Hülfe man bestimmen könnte, wie weit sich die christliche Lehre durch die Apostel selbst, oder durch andere ihnen gleichzeitige Lehrer verbreitet habe. Ein grosser Theil der Länder jenseits des Euphrats, Syrien, Egypten, Kleinasien, das europäische Griechenland, Italien empfiengen ganz gewiß den ersten Unterricht von den Aposteln, aber die Franzosen und Spanier möchten auch gern unmittelbare Schüler eines Apostels seyn, und manche der morgenländischen Christen tragen sich mit Nachrichten von Aposteln, als ihren ersten Lehrern.

Weit

Weit historisch genauer läßt sich zeigen, wie sich aus dem, was anfangs blos jüdische Secte zu seyn schien, eine eigene für sich bestehende Gesellschaft gebildet habe. Jesus selbst hatte noch keine Kirche gestiftet, auch die Apostel giengen sehr langsam dabey zu Werk, und sie liessen die Kirche mehr sich selbst bilden, als daß sie den Gang ihrer Entwiklung beschleunigt hätten. Es fiel ihnen selbst schwer, von ihren alten Glaubensgenossen sich ganz loszureissen, und vielleicht wäre das Band zwischen dieser so genannten Christensecte und zwischen der jüdischen Kirche nicht einmal so früh aufgelößt worden, wenn nicht die eigene Gewaltthätigkeit der Juden dasselbe abgerissen hätte, und die Christen durch die traurige Schiksale der Juden genöthigt worden wären, von Ihnen sich abzusondern. So bald die Christen eine eigene für sich bestehende Kirche ausmachten, so erfuhren sie die Verfolgungen, nicht nur der Juden sondern auch der Heiden. Eine Partie, die so gedrükt war, wie die Juden nach völliger Zerstörung ihres Staats, konnte nicht viel mehr ausrichten, und auch die Wuth des Barcochbas, der sich im zweyten Jahrhundert für einen Meßias ausgab, dauerte nur kurze Zeit. Anhaltender und drückender waren die Verfolgungen der Heiden, weil sie grossentheils selbst auf Befehl der Obrigkeit veranstaltet wurden, und oft nicht nur auf einzelne Städte und Provinzen sich erstrekten, sondern beynah über den ganzen Umfang des römischen Reichs. Nero war der erste, der die Christen durch Gesetze verfolgte und sein schändliches Vergnügen, Rom brennen sehen zu wollen, sollten die Christen, so

ohne=

ohnedies Gegenstand des allgemeinsten Hasses waren, mit ihrem Tode büssen. Wahrscheinlich erstreckte sich aber diese Verfolgung nicht über die Provinzen, sondern vorzüglich nur über die römische Christen. Vielleicht würde auch ein solcher einzelner Befehl den Christen nicht so grossen Schaden gethan haben, wenn nicht die heidnische Priester so sehr erbittert gewesen wären, welchen durch die verminderte Anzahl der Götzendiener viel von ihrem Einkommen entzogen wurde, und wenn nicht auch schon die bloße Standhaftigkeit unter so despotischen Regierungen, als die Regierung der damaligen Kaiser war, ein Verbrechen hätte seyn müssen, besonders da diesmal die Ehre der Regenten so sehr darunter Noth litt, denn die Christen weigerten sich, den Bildsäulen des Kaisers zu opfern und Weihrauch zu streuen. Durch eine Menge verläumderischer Gerüchte, die oft ganz falsch waren, oft auf mißverstandene Nachrichten sich gründeten, wurde die Erbitterung noch allgemeiner gemacht: die Christen sollten Menschenfleisch in ihren geheimen Versammlungen geniessen; wie schändlich war doch hier die Lehre vom Abendmal verstellt! Besonders ihre nächtlichen Morgenzusammenkünfte sollten eine Zeit der schändlichsten Unzucht seyn: und doch fand sichs bey den Untersuchungen, daß sie blos zusammenkamen um Gott und Christo Loblieder zu singen, daß sie sich blos in den wechselsweisen Versprechungen vereinigten, Bruderliebe zu üben, kein Laster des Ehebruchs, Diebstals und manches andere nicht zu begehen, was oft kaum die Moral der heidnischen Philosophen als unrecht er-

kannte

Stroms bemerken, ohne noch Rüksicht auf die Bestandtheile seines Wassers zu nehmen.

Geschichte der Kirche, noch blos als Gesellschaft betrachtet. Ihre innere Constitution und ihre äussere Verhältnisse, wie beide durch die abwechslendsten Schiksale gebildet wurden.

Geschichte dieser Gesellschaft als religiosen Gesellschaft, unter welcher also gewisse Lehrmeinungen, die sich von Zeit zu Zeit änderten, gangbar sind.

Unstreitig haben diese drey hier abgesondert betrachtete Punkte sehr stark auf einander gewürkt, aber durch alle unsere Eintheilungen muß doch immer etwas verloren gehen, weil wir das Continuum unmöglich so darstellen können, wie es sich, in der Natur selbst, als Phänomen zusammentreffender tausendfältiger Ursachen zeigt. Bey obigen drey Abschnitten schien mir der Verlust der Wahrheit der möglich geringste.

Perioden und Plan der Kirchengeschichte.

I. **Zeiten der Unterdrückung und daher manchmal frommer Mythologie** bis auf Constantin den Grossen. Gränzpunkt Synode zu Nicäa. 325.

Die Kirche dieses Zeitalters hat alle Fehler und alle Tugenden eines Proselyten. Ihre Verfassung wird nach und nach aristokratisch.

Ihr **Lehrbegriff**, so fern allmälig etwas dieser Art entsteht, keimt vorzüglich im Orient fast ganz aus **versuchten** Ideen von der Person Jesu; noch hinzugenommen, was für Meinungen aus dem Widerspruch gegen Juden und Heiden und aus der Lage eines verfolgten entspringen mußten.

Apostel. Origenes. Athanasius.

II. **Zeiten theologischer Streitigkeiten.** Von Constantin dem Grossen bis zum Anfang des siebenten Jahrhunderts oder bis Muhämmed kam. Dreyhundert Jahre.

Der unterdrükte wird Herr. **Vier** grosse Prälaten des Römischen Reichs, die sich nach und nach in den Rang der **Oligarchen** emporschwangen, zanken sich um Vorzüge, suchen ihren theologischen Sprachgebrauch ein-

 ander

ander aufzudrängen. Die Hauptscenen des Kriegs und Signale zu immer steigenden Unruhen sind allezeit Synoden. Bald ist der eine, bald der andere Meister, bald keiner von allen vier, weil sich alle vier nach kaiserlichen Kabinetsordern bequemen müssen. Indeß diese Bischöfe fast einzig noch nur durch ihren Verfolgungsgeist Ausbreitung der christlichen Religion ausser den Gränzen des römischen Reichs befördern, indeß diese Religion selbst das unkennbarste Gewebe elender Spizfindigkeiten und abergläubischer Gebräuche wird, so erscheint mit dem unerwartet-glüklichsten Erfolg der Schwärmer aus Mecca.

Athanasius. Augustin. Justinian.

III. Von Muhämmed bis auf Gregor VII. Fünfthalb Jahrhunderte.

Der Bischof von Rom, weil seine Nebenbuhler durch Muhämmeds Glük fast ganz entkräftet sind, wächst und steigt ununterbrochen höher, unter dem Schuze der Pipinschen Usurpatorsfamilie, und von Zufällen begünstigt, welche gewiß nicht das Werk seiner Politik waren. So wie durch Mönche und Aufklärung genauerer Zusammenhang unter den verschiedenen europäischen Reichen entsteht, so bekommt er seine Würkungssphäre, und nicht an der innern Kraft, blos an den Communicationslinien hatte es ihm bisher gefehlt. —

Muhammed. Bonifacius unser Apostel. PseudIsidor. Römisches Damenregiment. Gregor VII.

IV. Von Gregor VII. bis Luther. Vier Jahrhunderte.

Der Hauptschauplaz der Begebenheiten verengt sich immer mehr auf den Occident. Voller Mittag der päbstlichen Hoheit und Macht: es fängt aber auch schon an, wieder Abend zu werden. So lange der Pabst nur Glaubensartikel verderbt, und das Verderben blos theologisch ist, so leiden es die Könige geduldig: wie er aber zu begierig den Unterthanen das Geld *nimmt*, und wie es bald der Päbste *mehrere* giebt, so fängt man an Versuche zu machen, ob die Fesseln nicht abgeworfen werden können.

Gratian. Innocenz III. Johann XVI. (XXII.) Synode von Costniz.

V. Von Luther bis auf Stiftung der Universität Halle, 1694. Zwey Jahrhunderte.

Ein sächsischer Augustiner Mönch bringt mit Gottes Hülfe zu Stande, was Kaiser und Könige nicht auszurichten vermochten. Wenn sich doch nur seine Partie nicht gleich wieder entzweyet, und öfters die Fehler der alten Partie abzulegen entfernt hätte als nur die Namen der Fehler. Die Synode von Trient soll die Wunde der alten Partie heilen, der Schade wird aber dadurch nur Krebsartiger. Auch unsere Bergische Vereini-

gungsformel wird ein Signal mehr als hundertjähriger Unruhen, und die Reformirte Kirche unterdrükt durch ihre Dordrechter Synode noch mehrere der edelsten Keime.

VI. Von Stiftung der Universität Halle bis auf unsere Zeiten.

Christian Thomasius, zwar ähnlichen Temperaments aber nicht ähnlichen Charakters mit Luther, ein Mann vollkommen wie man einen nöthig hätte, um unsere Kirche aus tiefem Schlaf zu wecken.

Der Saame, welchen Bayle ausgestreut hatte, trägt nach und nach gute und böse Früchte. Bey den aufmerksam gemachten Vertheidigern der christlichen Religion blüht allmälig Geschichtkunde und Philologie immer mehr auf, weil man nach vielen Schwierigkeiten gewahr wird, daß Wolfische Philosophie, so glükliche Revolutionen sie auch im Ganzen gemacht haben mag, doch nicht biblische Theologie ist.

Erste

Erste Periode

von Christi Geburt bis Constantin den Grossen.

Gränzpunkt Synode von Nycäa, im Jahr 325.

Quellen dieser Geschichte.

Aechte und unächte Schriften der Apostel, vereinigt mit Philo und Josephus, nebst dem wenigern, was sich bey Lateinern findet.

Die Apologeten, unter welchen Justinus, Tertullian und Origenes vorzüglich merkwürdig sind.

Von Geschichtschreibern Eusebius.

Ruinarti acta primorum martyrum sincera & selecta. Verona 1731. fol. sind noch das Beste dieser Art.

Codex Theodosianus (Ed. Ritteri) ist auch für die Geschichte dieser Periode eine noch lang nicht genug benuzte Quelle.

Für die Geschichte der Glaubenslehre

Röslers Lehrbegriff, und

Auszüge aus den Vornicäischen Kirchenvätern, 4 Octav-Bände Leipzig 1776.

§. 1.

Geschichte des Stifters der christlichen Religion.

Die Welt hat noch nie eine solche Revolution erfahren, die in ihren ersten Veranlassungen so unscheinbar, und in ihren lezten ausgebreitetsten Folgen so höchst merkwürdig war, als diejenige ist, welche ein vor achtzehn hundert Jahren geborner Jude, Namens Jesus, in wenigen Jahren seines Lebens machte. Höchstens eigentlich nur dritthalb Jahre lebte er für die Geschichte, denn so ausgezeichnet merkwürdig manche Umstände seiner Geburt waren, und besonders vielleicht für einen Juden seyn mußten, welchen die Versicherungen seiner Propheten schon seit langem her mit grossen Hoffnungen einer sehr glüklichen Zukunft belebten: so wurde doch diese erst erregte Aufmerksamkeit durch das nachfolgende Leben gar nicht unterhalten. Er erschien erst wieder im dreyßigsten Jahr seines Alters, aber izt schon mit einem so ausgebildeten Charakter, mit so allgemeinem Aufsehen, so unermüdet wirksam und gerad unter so treffenden Umständen, daß man schon damals einer wichtigen Veränderung entgegensehen mußte. Die Religion seiner Nation, in deren Verbesserung eines seiner Hauptgeschäfte bestund, war als Religion betrachtet fast zur blossen äussern Zeremonie geworden, und hatte für das Volk beynah alle moralische Wirkung verloren. Als Theologie betrachtet war sie Gegenstand des Gezänkes vorzüglich dreyer Partien, **Pharisäer, Sadducäer** und **Essäer**, welche in den wesent-

wesentlichsten Religionsgrundsätzen von einander abgiengen, und nur in dem Wunsche übereinstimmten, ihre Nation von dem drückenden Joche der Römer und von den Idumäischen Tyrannen endlich befreyt zu sehen. Zu keiner Partie schlug sich der neue Lehrer; wenn er diese strafte, so schonte er jene nicht. Er hatte auch solcher äusseren Partienhülfe gar nicht nöthig, denn seinen moralischen Ermahnungen gab Wahrheit und eigen unsträfliches Beyspiel den rührendsten Nachdruk; und zu seinen Behauptungen von der hohen göttlichen Würde seiner Person legitimirte er sich durch Wunder, die selbst auch durch ihre verschiedenste Mannichfaltigkeit allgemeineres Nachdenken erregen mußten. Creditive dieser Art schienen wirklich auch von ihm gefodert werden zu können, da er nicht blos Reformator der jüdischen Religion seyn, sondern nun als Hauptperson die neue Periode eröffnen wollte, in welcher ohne irgend einigen Nationenunterschied Gottes allgemeine Vaterliebe allen Menschen versichert werden sollte.

Der Haß besonders der Pharisäischen Partie, welcher durch den beleidigten Nationalstolz immer mehr gereizt wurde, gieng endlich so weit, daß sie den größten wohlthätigsten Mann, den je die Welt sah, zum schmählichen Tod brachten. Er starb den Tod der Missethäter am Kreuz, aber mit einer Freywilligkeit, mit der ausser ihm kein Mensch sterben konnte, und die Vorsehung erreichte durch seinen Tod Absichten, welche das größte Glük für das ganze Menschengeschlecht waren.

Am dritten Tage nach seinem Tode kam er wieder lebendig aus dem Grabe hervor, erschien öfters einer grossen Anzahl seiner Freunde und Schüler, stärkte ihre Muthlosigkeit, und gab ihnen, eh er sichtbar vor ihren Augen gen Himmel fuhr, wiederholte Anweisungen, wie sie sich für die Zukunft verhalten sollten. An diesen seinen Freunden lag ihm am meisten, denn er war ein sehr zärtlich gesinnter Mann, und diese sollten den grossen Entwurf der allgemeinen Religionsbesserung vollenden, zu welchem er während seines Lebens auf Erden nur die Anlage gemacht hatte.

Worinn die Lehre bestanden habe, welche seine Schüler auf seinen Befehl der Welt verkündigen sollten, darüber streitet man sich nun bald achtzehn Jahrhunderte, und dieses Streiten macht einen wichtigen Theil der nachfolgenden Erzählung aus; der Historiker darf also hier um so weniger seine Ueberzeugungen als Geschichte angeben, da das Buch, aus dessen Nachrichten die ganze Sache beurtheilt werden muß, in jedermanns Händen ist, und von jedem eigene Untersuchung fodert, der nicht gegen die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen ganz gleichgültig bleibt.

§. 2.

Geschichte der ersten Schüler und Apostel desselben.

Den größten Theil der dritthalb Jahre, welche Jesus öffentlich zum Wohl der Welt verwandt hat, widmete er besonders der Bildung zwölf junger Männer, die er in seinen vertrautesten Umgang

gang nahm, und welche er sich recht eigentlich für die Absicht erziehen zu wollen schien, um durch sie das, was er selbst kaum anzufangen Zeit hatte, vollkommen auszuführen. Diese Zwölfe — Apostel heissen sie von dieser ihrer Bestimmung — waren Zuhörer der wichtigsten seiner Unterredungen, Zuschauer seiner entscheidendsten Thaten, zum Theil auch Zeugen feierlicher Erklärungen, welche Gott selbst vom Himmel herab seinem Sohne gegeben hatte. Sie blieben freylich bey allem, was auch drithalbjähriger Umgang mit Jesu zu Aufklärung und Besserung ihrer wahrhaftig redlichen Seelen beytragen konnte, immer doch noch Menschen und Juden. Trotzig und verzagt, voll Nationalvorurtheile, durch welche auch sie verhindert wurden, den Vortrag Jesu nur recht zu fassen, und noch mehr entsprangen aus dieser Quelle beständige innere Zwistigkeiten unter ihnen selbst. Es schien eine schlimme Aussicht auf die Zukunft zu seyn, wenn diese Männer die wichtigsten Religionswahrheiten, welche Jesus entweder ganz neu ans Licht gebracht oder wenigstens in einem neuen Glanze dargestellt hätte, nun überall verkündigen sollten, und doch selbst dieselbe nicht recht gefaßt hatten. Gelehrte waren sie ohnedies nicht, welche sich durch einiges Nachdenken hätten helfen können, und bey allem Nachdenken derselben hätte man alsdenn doch besorgen müssen, nicht Jesu Lehre zu bekommen, sondern das, was etwa ein aufmerksamer Mann für Jesu Lehre gehalten hätte.

Doch schon während seines Wandels auf Erden hatte ihnen ihr Lehrer die Versicherung gegeben,

ben, sie durch Mittheilung eines göttlichen Geistes auf den Fall, wenn sie einmal seine mündliche Unterweisungen würden entbehren müssen, gegen allen Irrthum sicher zu stellen. Nicht lange nach seiner Himmelsfahrt geschah die Erfüllung dieses Versprechens so feierlich, daß ganz Jerusalem, wo sich diese Apostel Jesu bisher noch aufhielten, in grosse Bewegung kam. Es war, als ob Gott im Wetter kommen wollte: wie ein Feuermeer ergoß sich über die ganze Versammlung, und — ein sichtbarer Beweis, daß Gottes Geist aller ihrer Seelenkräfte sich bemächtigte — sie fiengen an, Loblieder in Sprachen zu singen, welche sie nie gelernt hatten. Von dem Tage an waren sie umgeschaffene Menschen. Sie erfüllen die ganze Stadt mit der feierlichen Versicherung, der unlängst gekreuzigte Jesus sey wieder von dem Tod erstanden, habe sich zwar, nachdem er sich ihnen öfters gezeigt, nun den Augen der Menschen entzogen, aber izt in der innigsten Gemeinschaft mit Gott das allgemeine Weltregiment übernommen, und sie hätten von ihm den ernstlichen Auftrag, allen Menschen ohne Unterschied der Nationen kund zu thun, daß Gott ihr gnädiger Vater seyn wolle, wenn sie sich nur entschlössen sich künftig zu bessern, und einzig von diesem Jesu ihre ganze Glükseligkeit zu erwarten. Mit dem Schmachten eines schon längst Dürstenden eilten sogleich ganze Mengen herbey, sich zu dieser Lehre zu bekennen. Der liebenswürdig fromme Charakter dieser Männer, die häufige Wunder, welche von den Aposteln verrichtet wurden, waren äußere Veranlassungen genug, immer meh-

rere

rere herbeyzuziehen, und die Verfolgung, welche der hohe Rath zu Jerusalem gegen sie verhängte, machte die Sache nur ruchtbarer, nöthigte die Freunde der neuen Lehre, nicht blos zu Jerusalem beysammen zu bleiben, sondern die Verehrung Jesu auch in andere Länder zu verbreiten. Wie wichtig war es auch nicht, daß eine solche Verfolgung die Bekehrung des Paulus veranlaßte, dem, so viel uns die Geschichte bekannt ist, die christliche Religion mehr Ausbreitung zu verdanken hat, als allen übrigen Aposteln.

§. 3.

Die Vorsehung hatte sich für die grosse Revolution, welche jezt bewirkt werden sollte, einen Zeitpunkt gewählt, der nach allen seinen Umständen äußerst vortheilhaft war. Bey den Juden war alles voll Erwartung, daß sich der Gott Abrahams einmal seines Volks annehmen werde. Selbst unter den Samaritern war die Hoffnung nach dem sehr rege, der endlich so viele Religionszweifel auflösen, und die heisse Wünsche einer langen Sehnsucht erfüllen sollte. Die edlerdenkenden des Volks waren mit den herrschenden Pharisäischen und noch mehr mit den Sadducäischen Religionsmeynungen gar nicht zufrieden. Die Priester, von welchen die Unterdrückung der neuen Lehre am meisten zu besorgen stund, waren nicht ganz unabhängige Herren, sondern mußten sich vor dem römischen Statthalter fürchten.

Doch

Doch wie es zu Jerusalem stund, daran lag bald nicht mehr viel, weil Jerusalem gar nicht einziger Schauplaz oder auch nur Mittelpunkt der neuen Kirche seyn sollte. Aber auch in der übrigen Welt trafen sie alles vorbereitet an. Seit den Zeiten der Syrischen Könige hatten sich die Juden durch die ganze policirte Welt zerstreut. Wo also die Prediger der neuen Lehre in irgend eine berühmte Stadt kamen, fanden sie alte Glaubensgenossen und Landsleute, an welche sie sich anschließen konnten, und da es schon längst Sitte war, daß die jüdische Synagoge auch von frommen Heiden besucht wurde, so konnten auch die Heiden eine Lehre hören, welche man in der Synagoge vortrug. Ueberhaupt fand auch die neue Religion in der heidnischen Welt nicht so gleich den heftigsten Widerstand. Eine neue Religion oder Verehrung eines neuen Gottes einzuführen, war für den Polytheisten nichts auffallendes, denn er bedachte nicht so gleich, daß christliche Religion nicht blos neue Religion sey, sondern eine solche neue Religion, welche auf den Umsturz aller alten gegründet werden mußte. Man hielt Christen lange Zeit nur für jüdische Sectirer: sollten also Juden geduldet werden, warum nicht auch eine einzelne jüdische Secte? Die alten heidnischen Religionen waren längst das Gespötte der Klügern und die sorglose Verachtung selbst des Pöbels geworden, besonders seitdem auch die Caligulas Anspruch auf göttliche Ehre machten. Vielleicht war für die christliche Lehre in den allerersten Zeiten ihrer Ausbreitung selbst auch dieses ein Glük, daß lauter sorglose, um Staat und Religion unbekümm-

bekümmerte Regenten das römische Reich beherrschten. Erst alsdenn, da sich diese neue Partie schon allzu weit ausgebreitet hatte, fieng man an wahrzunehmen, daß alle übrige von ihr verdrängt würden.

Durch Handel und andere politische Verbindungen waren alle Theile der damals für gesittet gehaltenen Welt, in so beständiger wechselsweiser Mittheilung, daß es nur Berührung eines Punkts im Zirkel bedurfte, um den ganzen Zirkel in Feuer zu setzen, und wenn itzt der Mißionarius erst mühsam verschiedene Sprachen der Völker lernen muß, so konnte der Apostel damals allein durch sein Griechisch vom Ganges bis an den Ebro allen verständlich werden.

§. 4.

Erste Ausbreitungen und Schiksale des Christenthums.

Man hat keine zuverläßige Nachrichten, durch deren Hülfe man bestimmen könnte, wie weit sich die christliche Lehre durch die Apostel selbst, oder durch andere ihnen gleichzeitige Lehrer verbreitet habe. Ein grosser Theil der Länder jenseits des Euphrats, Syrien, Egypten, Kleinasien, das europäische Griechenland, Italien empfiengen ganz gewiß den ersten Unterricht von den Aposteln, aber die Franzosen und Spanier möchten auch gern unmittelbare Schüler eines Apostels seyn, und manche der morgenländischen Christen tragen sich mit Nachrichten von Aposteln, als ihren ersten Lehrern.

Weit

denkt, so findet man solche heftige Unruhen in ihren Veranlassungen weniger außerordentlich, die Gefahr aber zeigt sich um so grösser, welche von demselben zu befürchten war. Die Kirchenzucht beruhte in diesem Zeitalter fast einzig auf den verschiedenen Gesetzen oder Gewohnheiten, welche die Ausschliessung oder Wiederaufnahme solcher Personen betrafen, die sich gewisser Verbrechen schuldig gemacht hatten. Es mußte bey jeder Kirche festgesezt seyn, welche Vergehen als so groß angesehen werden sollten, und in den ersten Zeiten war Strenge sehr nothwendig. Wie viel Vorwand hätten auch die Juden und Heiden bey ihrer Verfolgung gehabt, wenn nicht die Christen einer vollkommenen Unsträflichkeit ihrer Gesellschaft sich beflissen hätten. Todschlag, Ehebruch und Abfall zum Gözendienst waren die drey Verbrechen, bey welchen keine Hoffnung zur völligen Wiederaufnahme war, und am wenigsten für den Geistlichen, an welchem jedes Verbrechen immer doppelter Strafe werth geachtet wurde. Manches hielt man dabey für eine Art des Abfalls vom Christenthum, was doch vielleicht nur erster Schritt zu demselben, oder mehr augenblikliche Verläugnung als Apostasie war. Auf solche Gattungen von Verbrechen war also immer eine vorzügliche Strafe gesezt. Mancher Christ, um seiner Verfolger los zu werden, kaufte sich von seinem Statthalter oder Richter einen Schein, daß er den Göttern geopfert habe, er glaubte weniger zu sündigen, wenn er gesündigt zu haben vorgab. Mancher glaubte, den Göttern wenigstens Weihrauch streuen zu dörfen, wenn er nur nicht christliche Religion feierlich ver-

läugne,

den. Wenn auch einer der nachfolgenden Kaiser keine eigentliche Strafgesetze gegen die Christen gab, so wurden doch die vorigen nie ganz aufgehoben, und die neuen etwa mildernde Verordnungen hatten fast immer eine Zweydeutigkeit, welche den Verfolger der Christen nicht zu sehr einschränkte. Es stund also bey jedem Statthalter der Provinz, wenn er die alten Gesetze wieder in Gang bringen wollte, und an Vorwand fehlte es nie, wenn man einer so verhaßten und verläumdeten Partie recht wehe thun wollte, welche ohnedies nach Verhältniß ihrer weitern Ausbreitung unvermeidlich auch hie und da scheinbare Gelegenheit geben mußte.

Indeß scheinen die Schiksale der christlichen Religion nur im römischen Reiche so fortdaurend hart gewesen zu seyn. Mit dem Anfange des dritten Jahrhunderts regierte zu Edessa ein christlicher König, und auch jenseits des Euphrats genossen die Bekenner der neuen Lehre eine Ruhe, welche besonders in Persien fast den Untergang der alten Nationalreligion fürchten ließ.

Die lezteren Stürme, welche die Christen unter der Regierung der Kaiser aushalten mußten, waren bey weitem die heftigsten. Maximins Verfolgung dauerte zwar nur kurz, aber 235
Decius wütete wie ein Tyrann, und auf die 249
etwas

(2) v. Euseb. Chron. Olymp. 149. 1. und Bayer hist. Osr. et Edess. L. III. p. 173.

ren Mitgliedern, einen Mann guten Leumunds und kluger Sitten. Zum Befehlen war nun ein solcher gewiß nicht da, aber er hatte Auctorität, und konnte besonders in Gesellschaft mit manchen durch Alter und Erfahrung ehrwürdig gewordenen Mitgliedern auch bey Sachen, die nicht zunächst das Lehramt betrafen, ein gültiges Urtheil sprechen. Bey den gewöhnlichen Obrigkeiten konnten die Christen nicht viel Recht hoffen, sie wandten sich also oft lieber an ihn, zu welchem sie ohnedies das größte Zutrauen hatten. Er war auch Verwalter der gemeinschaftlichen Gelder, und bestritt daraus die Versorgung der Armen, der Wittwen und Waisen und besonders auch derer, so um der Religion willen verunglükten. Zwar vorzüglich ihm gebührte das Recht in der Gemeine zu sprechen, aber die andere Mitglieder waren deswegen nicht ausgeschlossen, er war nur älterer Bruder mehrerer Geschwistrige, nur das Bedürfniß mehrerer schwächeren Mitglieder der Gemeine machte ihn nothwendig; da er ohne alle weitere Vorbereitung von Studium unter den übrigen als der verständigste gewählt worden war, so hatte er doch immer unter der Gemeine mehrere seines gleichen.

Lang konnte eine solche unschuldige Einrichtung in ihrer Unschuld nicht bleiben. Persönliche Auctorität mußte sehr früh Amtsauctorität werden. Der Lehrer einer Gemeine in einer grossen Stadt mußte bald mancherley Gehülfen haben, und je ausgebreiteter die Gemeine wurde, desto leichter veranlaßte es Unordnung, wenn auch Laien in der Versammlung das Wort nahmen, oder wenn sich

nicht

nicht überhaupt in der Gemeine eine bestimmte Regierung bildete. So wurde der Lehrer nach und nach Herr der Gesellschaft, und wo ihm auch anfangs seine eigenen persönlichen Verhältnisse nicht dazu geholfen hätten, da würkte das Beyspiel anderer Gemeinen; er führte mit den Lehrern anderer Gemeinen den gemeinschaftlichen Namen Bischof, er wollte also auch seyn, was man sich zulezt gewöhnlich unter einem Bischof dachte.

§. 8.

Entstehung des Subordinationssystems bey dem Klerus.

Ursprünglich sollte der Lehrer der christlichen Gemeine zu Rom um nichts vornehmer seyn als der Lehrer eines Phrygischen Dorfs, keiner sollte dem andern zu befehlen haben, und wenn es auf Amtserinnerungen ankam, so war das Recht sie zu geben, vollkommen wechselsweis. Aber apostolischer Ursprung einer Gemeine, Grösse und Reichthum der Stadt, Siz des Statthalters, der sich etwa gerad da befand — das alles mit noch mehrern in einzelnen Fällen ganz individuellen Umständen, traf bald so zusammen, daß sich unter den Lehrern der verschiedenen Gemeinen selbst eine Aristokratie bildete, welche gleich anfangs, selbst nach den Veranlassungen ihres Ursprungs, die gröste Aehnlichkeit mit den politischen Eintheilungen des römischen Reichs erhalten mußte. Aus der übrigen großen Menge hoben sich ungefähr zehen derselben hervor, auf deren Wort vorzüglich viel ankam, aber von diesen zehen hatte

schah gemeiniglich in sehr harten auffallenden Ausdrücken. Wollte nun aber ein solcher Auswürfling (exkommunicirter) in die Gemeine wieder aufgenommen werden, so mußt' er demüthig darum anhalten, in seinem ganzen äussern Betragen die tiefste Traurigkeit ausdrücken, Werke der Liebe und Wohlthätigkeit auszuüben suchen und erst nach solchen ganz unverdächtigen Proben seiner Reue wurde er zur Kirchenbusse hinzugelassen.

Das erste war alsdenn, daß er, wenn die Christen zusammenkamen, im ganzen Aufzug eines Tiefstraurenden vor der Kirchenthüre stehen bleiben und die Vorübergehende bitten mußte, Gott und die Kirche für seine Wiederherstellung anzuflehen. Nach einigen Wochen oder Monaten wurden ihm die Hände feierlich aufgelegt, und er für fähig erklärt, dem Gottesdienst zuzuhören. So war ihm also nun zwar der Weg zum allgemeinen Unterricht wieder geöffnet, aber so bald der Zeitpunkt des öffentlichen Gebets kam, mußte er abtreten. Endlich durfte er auch bey dem Gebet bleiben, selbst aber auch wenn er es nun ganz anhören durfte, so mußte er oft noch eine Zeitlang stehend mitbeten. Die volle Einsetzung in den Genuß aller Bruderrechte war endlich der gestattete Mitgenuß des Abendmals Jesu.

Die Wichtigkeit dieses Bußceremoniels zeigt sich erst alsdenn vollkommen, wenn man bedenkt, daß dieses Zeitalter unter Ausschliessung von Gemeinschaft der Kirche nichts geringers gedacht habe, als fast unmittelbar mitfolgende Ausschliessung

von

von der Gemeinschaft Gottes und daß Heiligkeit der Gemeine — ein Begriff, der für uns ganz verloren ist — dieselbe zum Besitze der Gaben des heiligen Geistes erst geschikt mache. Durch jene verschiedene Gradationen wurde man gleichsam aufs neue für einen Heiden, für einen Ungetauften, für einen Täufling erklärt, denn besonders seit dem Ende des zweyten Jahrhunderts war es allgemeine Gewohnheit, daß man aus Taufe und Abendmal, aus dem Taufsymbolum und dem Inhalt der öffentlichen Gebete vor den Unglaubigen und Katechumenen ein grosses Geheimniß machte.

§. 13.

Gottesdienst der Gemeinen.

Es muß übrigens ein fröhlich schöner Anblik um die ganze Einrichtung einer christlichen Gemeine besonders der zwey ersten Jahrhunderte gewesen seyn. Wenn sie sich versammelte, so trat nach Anstimmung froher Lobgesänge der Presbyter oder Bischof auf, las ein Stük aus der Bibel A. oder N. T. vor, deutete es, so gut ers vermochte, sprach über die von ihm bemerkten Fehler seiner Gemeine mit einer Herzlichkeit, welche man izt strafwürdig finden würde, und dann wurde gebetet namentlich für die Obrigkeiten und den Bischof. Die Kirche segnete in ihrem Gebet das Angedenken der Märtyrer und Confessoren, der edelsten ihrer verstorbenen Mitglieder, und die frohe Empfindung des Gebets erhob sich oft

so sehr, als ob der entschlafene Freund ihnen helfen; als ob sie ihm mit ihrer Fürbitte noch nützen könnten.

Der Presbyter oder Bischof nahm Brod und Wein von den zusammengebrachten Oblationen, betete darüber wie er ohne bestimmtes Formular zu beten wußte, man gab es in der Gemeine herum. Alle assen vom heiligen Brod, alle tranken den heiligen Becher, denn warum sollten es nicht alle thun, da sie sich alle, wie Brüder eines Vaters, ihres grossen Erstgebornen hier freuen sollten? Da war nie eine Versammlung, in welcher nicht dieses Freudenmal gehalten wurde, und wenn es schon damals der Feyertage und Feste nur wenige gab, so kam man doch oft zusammen. Selbst in den ersten Zeiten kam man oft zusammen, da man auch noch keine eigene Versammlungshäuser hatte, etwa blos bey einem der angesehensten Mitglieder der Gemeine, oder wohl gar in unterirdischen Hölen zusammentraf.

Der Zeremonien waren noch nicht viele. Die Kirche war noch frey von manchen Gebräuchen, welche itzt Veranlassung oder Wirkung des Aberglaubens sind. Nur mit der Taufe war schon Exorcismus verbunden, denn man glaubte, den Teufel vorher erst austreiben zu müssen, ehe man dem Menschen den heiligen Geist mittheilen könne. Auch war schon allgemeine Gewohnheit, daß man sich bey allen Gelegenheiten kreuzte, und dem Zeichen des Kreuzes manche besondere Wirkungen zuschrieb: Es war Zeit der sorglosen Unschuld,

Zeit

Zeit des unbekümmerten Knabenalters, aber wohl gewöhnte sich der Knabe schon hie und da an manches, was ihm nothwendig in seinen Jünglings- und Mannsjahren schädlich seyn mußte, wenn der Fehler erst Zeit und Ort seiner Entwiklung fand.

Geschichte der Lehre, nach beiden Beziehungen als Religion und Theologie betrachtet.

§. 14.

Lehre der Apostel.

Der erste Unterricht der Apostel war äusserst einfach. Es war ihnen darum zu thun, gute fromme Menschen zu bilden, dem Juden seinen Nationalstolz, dem Heiden seine Laster abzugewöhnen. Dazu brauchte es nun nichts als herzliche väterliche Ermahnungen, verstärkt durch das Beyspiel Christi und anschaulich gemacht durch mannichfaltige Gründe aus der Natur der Sache selbst und aus ihrer unmittelbaren Lage. Ihr ganzer Vortrag richtete sich immer nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Zuhörer, war also anders gegen den Juden, anders gegen den Heiden, weil man bey dem Juden manches voraussetzen konnte, wovon Heiden keine Kenntniß oder keine Ueberzeugung hatten. Die besondere Denkungsart eines jeden Apostels trug auch dazu bey, daß einer vor dem andern einen gewissen Artikel in helleres Licht zu stellen suchte. Wie hoch schlug nicht das Herz

denkt, so findet man solche heftige Unruhen in ihren Veranlassungen weniger außerordentlich, die Gefahr aber zeigt sich um so grösser, welche von demselben zu befürchten war. Die Kirchenzucht beruhte in diesem Zeitalter fast einzig auf den verschiedenen Gesetzen oder Gewohnheiten, welche die Ausschliessung oder Wiederaufnahme solcher Personen betrafen, die sich gewisser Verbrechen schuldig gemacht hatten. Es mußte bey jeder Kirche festgesezt seyn, welche Vergehen als so groß angesehen werden sollten, und in den ersten Zeiten war Strenge sehr nothwendig. Wie viel Vorwand hätten auch die Juden und Heiden bey ihrer Verfolgung gehabt, wenn nicht die Christen einer vollkommenen Unsträflichkeit ihrer Gesellschaft sich beflissen hätten. Todschlag, Ehebruch und Abfall zum Gözendienst waren die drey Verbrechen, bey welchen keine Hoffnung zur völligen Wiederaufnahme war, und am wenigsten für den Geistlichen, an welchem jedes Verbrechen immer doppelter Strafe werth geachtet wurde. Manches hielt man dabey für eine Art des Abfalls vom Christenthum, was doch vielleicht nur erster Schritt zu demselben, oder mehr augenblikliche Verläugnung als Apostasie war. Auf solche Gattungen von Verbrechen war also immer eine vorzügliche Strafe gesezt. Mancher Christ, um seiner Verfolger los zu werden, kaufte sich von seinem Statthalter oder Richter einen Schein, daß er den Göttern geopfert habe, er glaubte weniger zu sündigen, wenn er gesündigt zu haben vorgab. Mancher glaubte, den Göttern wenigstens Weihrauch streuen zu dörfen, wenn er nur nicht christliche Religion feierlich ver-

läugne,

läugne, oder lieferte er zwar den Verfolgern die Bibel und heilige Gefässe aus, aber er ließ sich nicht weiter treiben. Dem Bischof wurde es schon sehr übel gedeutet, wenn er bey entstandener Verfolgung seiner Gemeine sich nur entzog.

Sobald nun der erste Sturm der Verfolgung ein wenig vorüber war, und so bald man Musse bekam, das Betragen einzelner Mitglieder zu untersuchen, so wartete auf alle diese furchtsame Seelen eine sehr strenge Bestrafung. Es war nicht möglich, daß diese Strenge auch bey vermehrtern Anzahl der Gefallenen noch lange fortdauren konnte. Die Bischöfe, welche die höchste Reinigkeit der Kirchenzucht behaupten sollten, waren größtentheils auch durch eigenes Interesse genöthigt nachzulassen, aber eben dieses Nachlassen gab auch in den Gemeinen immer die heftigste Bewegungen, denn diejenige, welche in den Verfolgungen ausgehalten hatten, wollten nicht den übrigen gleich gehalten seyn, überhaupt glaubten die Eiferer bey der geringsten Gelindigkeit sey es um alle Kirchenzucht geschehen, und ganz eingenommen für die alte Zeiten konnten sie nicht begreifen, wie sich Kirchenzucht immer nach dem veränderten Ton des Zeitalters richten müsse. In manchen Kirchen waren solche Begegnungen nur vorübergehend; in der Afrikanischen wurden sie, wie wir so eben sahen, von Arglist und Bosheit benuzt; noch früher aber entstunden solche Gährungen in der römischen Kirche.

schah gemeiniglich in sehr harten auffallenden Ausdrücken. Wollte nun aber ein solcher Auswürfling (exkommunicirter) in die Gemeine wieder aufgenommen werden, so mußt' er demüthig darum anhalten, in seinem ganzen äussern Betragen die tiefste Traurigkeit ausdrücken, Werke der Liebe und Wohlthätigkeit auszuüben suchen und erst nach solchen ganz unverdächtigen Proben seiner Reue wurde er zur Kirchenbusse hinzugelassen.

Das erste war alsdenn, daß er, wenn die Christen zusammenkamen, im ganzen Aufzug eines Tieftraurenden vor der Kirchenthüre stehen bleiben und die Vorübergehende bitten mußte, Gott und die Kirche für seine Wiederherstellung anzuflehen. Nach einigen Wochen oder Monaten wurden ihm die Hände feierlich aufgelegt, und er für fähig erklärt, dem Gottesdienst zuzuhören. So war ihm also nun zwar der Weg zum allgemeinen Unterricht wieder geöffnet, aber so bald der Zeitpunkt des öffentlichen Gebets kam, mußte er abtreten. Endlich durfte er auch bey dem Gebet bleiben, selbst aber auch wenn er es nun ganz anhören durfte, so mußte er oft noch eine Zeitlang stehend mitbeten. Die volle Einsetzung in den Genuß aller Bruderrechte war endlich der gestattete Mitgenuß des Abendmals Jesu.

Die Wichtigkeit dieses Bußceremoniels zeigt sich erst alsdenn vollkommen, wenn man bedenkt, daß dieses Zeitalter unter Ausschliessung von Gemeinschaft der Kirche nichts geringers gedacht habe, als fast unmittelbar mitfolgende Ausschliessung

von

kam, daß gerad diese Schriften gesammelt wurden, welche wir gegenwärtig noch haben. Sie scheinen schon zu Ende des ersten Jahrhunderts gesammelt gewesen zu seyn. Ob sogleich alle auf einmal, läßt sich wieder nicht entscheiden. An der Aechtheit einiger derselben zweifelte man zu Ende des zweyten und vorzüglich im dritten Jahrhundert. Unter diesen bezweifelten ist die Offenbarung Johannis das merkwürdigste, denn weil sie ein prophetisches Buch ist, bekam sie besonders in Egypten starke Partie und Gegenpartie; Leute, die sich mit Deutungen abgaben, mißbrauchten das Buch, und Leute, welche diese Deutungen widerlegen wollten, schienen den Mißbrauch dem Buch selbst angerechnet zu haben.

§. 15.

Ketzereyen. Gnostiker.

Die Apostel haben es noch selbst erlebt, daß man ihre Lehre zu verkehren suchte, nicht nur daß Juden ihr Judenthum, so verdorben als es damals auch war, mit dem Christenthum zu verbinden suchten, sondern daß Leute, welche nach dem damaligen Tone Gelehrte und Philosophen waren, ihr Christenthum an ihre philosophische Meynungen und diese an jenes anknüpfen wollten. Längst vor der Erscheinung der christlichen Religion war besonders in den Morgenländern eine Philosophie sehr herrschend geworden, welche bald die Materie als Quelle alles Bösen angab, bald auch das große Vernunfträthsel vom Ursprung alles Bösen durch Emanationshypothesen und

so sehr, als ob der entschlafene Freund ihnen helfen; als ob sie ihm mit ihrer Fürbitte noch nützen könnten.

Der Presbyter oder Bischof nahm Brod und Wein von den zusammengebrachten Oblationen, betete darüber wie er ohne bestimmtes Formular zu beten wußte, man gab es in der Gemeine herum. Alle assen vom heiligen Brod, alle tranken den heiligen Becher, denn warum sollten es nicht alle thun, da sie sich alle, wie Brüder eines Vaters, ihres grossen Erstgebornen hier freuen sollten? Da war nie eine Versammlung, in welcher nicht dieses Freudenmal gehalten wurde, und wenn es schon damals der Feyertage und Feste nur wenige gab, so kam man doch oft zusammen. Selbst in den ersten Zeiten kam man oft zusammen, da man auch noch keine eigene Versammlungshäuser hatte, etwa blos bey einem der angesehensten Mitglieder der Gemeine oder wohl gar in unterirdischen Hölen zusammentraf.

Der Zeremonien waren noch nicht viele. Die Kirche war noch frey von manchen Gebräuchen, welche itzt Veranlassung oder Wirkung des Aberglaubens sind. Nur mit der Taufe war schon Exorcismus verbunden, denn man glaubte, den Teufel vorher erst austreiben zu müssen, ehe man dem Menschen den heiligen Geist mittheilen könne. Auch war schon allgemeine Gewohnheit, daß man sich bey allen Gelegenheiten kreuzte, und dem Zeichen des Kreuzes manche besondere Wirkungen zuschrieb. Es war Zeit der sorglosen Unschuld,

Zeit

Zeit des unbekümmerten Knabenalters, aber wohl gewöhnte sich der Knabe schon hie und da an manches, was ihm nothwendig in seinen Jünglings- und Mannsjahren schädlich seyn mußte, wenn der Fehler erst Zeit und Ort seiner Entwiklung fand.

Geschichte der Lehre, nach beiden Beziehungen als Religion und Theologie betrachtet.

§. 14.

Lehre der Apostel.

Der erste Unterricht der Apostel war äusserst einfach. Es war ihnen darum zu thun, gute fromme Menschen zu bilden, dem Juden seinen Nationalstolz, dem Heiden seine Laster abzugewöhnen. Dazu brauchte es nun nichts als herzliche väterliche Ermahnungen, verstärkt durch das Beyspiel Christi und anschaulich gemacht durch mannichfaltige Gründe aus der Natur der Sache selbst und aus ihrer unmittelbaren Lage. Ihr ganzer Vortrag richtete sich immer nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Zuhörer, war also anders gegen den Juden, anders gegen den Heiden, weil man bey dem Juden manches voraussetzen konnte, wovon Heiden keine Kenntniß oder keine Ueberzeugung hatten. Die besondere Denkungsart eines jeden Apostels trug auch dazu bey, daß einer vor dem andern einen gewissen Artikel in helleres Licht zu stellen suchte. Wie hoch schlug nicht das Herz

des sanften Johannes, wenn er göttliche Würde seines innigst geliebten Jesus behauptete! Wie eiferte nicht Paulus gegen jeden Ueberrest des Judenthums: wie verschieden scheint sich Jakobus auszudrücken. Man sieht aber doch durch alle diese Verschiedenheiten hindurch, daß es ihnen darum zu thun ist, die Nachrichten von der Person und Würde Jesu zu einem der Hauptbeziehungspunkte ihres Vortrags zu machen, Gottes allgemeine Vaterliebe besonders aus der Geschichte Christi zu zeigen, und die zweifelsvolle Ungewißheit zu heben, womit bisher Juden und Heiden in Ansehung des Zustandes nach dem Tode gepeinigt wurden.

Es war für die Behauptung der Reinigkeit der Lehre in diesen ersten christlichen Gemeinen sehr wichtig, daß die Apostel Schriften hinterliessen, worinn theils die Geschichte Jesu glaubwürdig erzehlt, theils die Hauptpunkte ihres Vortrags gelegenheitlich ausgeführt oder wenigstens berührt waren. Es sind zwar eigentlich nur Localschriften, denn es sind größtentheils Briefe, also nicht Abhandlungen über gewisse Gegenstände. Wie es sich in einem Brief gibt, bald Antwort auf eine vorgelegte Frage, bald Digreßion aus Gelegenheit eines neuesten Vorfalls, bald Ermahnung wegen einer bevorstehenden Sache. Aber gerad dieses Locale und Individuelvertrauliche gab solchen Schriften für jenes erste Zeitalter das höchste Interesse und ein unverkennbares Siegel von Authenticität. Man hat nicht alles, was die Apostel geschrieben haben, und man weiß auch nicht, wie es

kam,

kam, daß gerad diese Schriften gesammelt wu
den, welche wir gegenwärtig noch haben. S
scheinen schon zu Ende des ersten Jahrhunder
gesammelt gewesen zu seyn. Ob sogleich alle a
einmal, läßt sich wieder nicht entscheiden. An d
Aechtheit einiger derselben zweifelte man zu En
des zweyten und vorzüglich im dritten Jahrhu
dert. Unter diesen bezweifelten ist die Offenbaru
Johannis das merkwürdigste, denn weil sie e
prophetisches Buch ist, bekam sie besonders
Egypten starke Partie und Gegenpartie; Leu
die sich mit Deutungen abgaben, mißbraucht
das Buch, und Leute, welche diese Deutung
widerlegen wollten, schienen den Mißbrauch de
Buch selbst angerechnet zu haben.

§. 15.

Ketzereyen. Gnostiker.

Die Apostel haben es noch selbst erlebt, d
man ihre Lehre zu verkehren suchte, nicht nur d
Juden ihr Judenthum, so verdorben als es d
mals auch war, mit dem Christenthum zu v
binden suchten, sondern daß Leute, welche na
dem damaligen Tone Gelehrte und Philosoph
waren, ihr Christenthum an ihre philosophisc
Meynungen und diese an jenes anknüpfen wollte
Längst vor der Erscheinung der christlichen Re
gion war besonders in den Morgenländern ei
Philosophie sehr herrschend geworden, welche ba
die Materie als Quelle alles Bösen angab, ba
auch das große Vernunsträthsel vom Urspru
alles Bösen durch Emanationshypothesen u

den ganzen Beyfall des weniger gebildeten und sich selbst überlassenen Menschen erhalten.

§. 17.

Montanisten.

Einer solchen Art gelehrter Schwärmerey, als die Gnostiker trieben, war, wie leicht zu erachten, ein grosser Theil gar nicht fähig, ihre Einbildungskraft weidete sich an viel sinnlichern Ideen, dachte sich alles viel materieller und überließ sich, wie bey einer solchen Gattung von Schwärmerey gewöhnlich ist, recht ausschweifenden Hoffnungen der Zukunft. Niemand dieser Art wurde bekannter als die Montanisten in Phrygien.

Die ausserordentlichen Gaben des heiligen Geistes mögen ungefähr bis in die Mitte des zweyten Jahrhunderts in Kleinasien fortgedauret haben, weil nirgends länger Apostel gelebt haben als dorten, also eine Gabe, die nur durch Auflegung apostolischer Hände ertheilt wurde, eben daselbst am längsten gedauert haben mag. Da endlich aber nach und nach alle unmittelbare Zöglinge von Johannes hinwegstarben, so regte sich Nachahmungssucht und Begierde, die erlöschende Wunderkräfte fortdaurend zu erhalten. In einem unbekannten Phrygischen Flecken fieng Montanus ein sonst ziemlich unwissender Mann an, für einen Propheten, für den Paraklet, sich anzugeben, dessen Sendung Christus so oft verheissen habe. Er versicherte, daß der Kirche noch gar viel mangele, das alte Testament sey Zeit der Kindheit gewesen;

wesen: Christus und die Apostel hätten den Menschen zwar zur jugendlichen Grösse erzogen, doch der Schwachheit des Fleisches in vielem noch schonen müssen, durch ihn und seine Gehülfen aber sollte die christliche Tugend in ihrem völligen Glanz hergestellt werden. In Rüksicht auf alle damals kirchlich bestimmte Lehren waren die Montanisten orthodox. Ihr Reformationsgeist betraf vorzüglich nur die Sittenlehre, und diese wurde von ihnen nach allen Eingebungen eines schwarzen melancholischen Temperaments überspannt oder sie erhuben vielmehr zur allgemeinen Sittenlehre, was damals der größere Theil blos zur höheren Ascetik rechnete. Montanus empfahl die Fasten außerordentlich, wollte alle Wissenschaften aus der Kirche verbannt wissen, eiferte vorzüglich gegen die zweyte Ehe, denn jede ehliche Verbindung überhaupt schien ihm schon menschliche Schwäche, und drang endlich auf eine viel strengere Kirchenzucht als damals gewöhnlich zu werden anfieng. Die ganze Partie gab sich sehr mit Visionen und Prophezeihungen ab, und man hat ihr viel apokryphische Schriften zu danken.

Niemand machte diese Partie berühmter, als der bekannte afrikanische Kirchenschriftsteller Tertullian, ein Mann der bey seinem feurigen Genie und bey seinen ausgebreiteten Kenntnissen sehr viel hätte leisten können, wenn er seinem Temperament weniger Einfluß auf seine Theologie gelassen, und mehr genau gedacht als lebhaft empfunden hätte. Bey einer schwärmerischen Partie ist es wohl am

wenig-

wenigsten zu verwundern, wenn sie sich schnell von Provinz zu Provinz ausbreitete.

§. 18.

Ketzereyen im Artikel von der Person Christi.

Man sieht aus dem bisherigen, daß die Spekulationen der philosophirenden Partie unter den ersten Christen auf die Lehre von der Person Christi gefallen sind, und welche Lehre lag ihnen auch näher als diese, da es damals noch so unverkennbar war, daß sie einer der ersten Hauptpunkte des Vortrags der Apostel gewesen. Aber es waren auch nicht allein diese philosophirende Partien, welche damals in den Vorstellungsarten dieser Lehre von einander abgiengen, sondern es gab noch manche andere Sekten, die einen ganz andern Begriff behaupteten als der herrschende war, und es war fast keine Provinz der damaligen Christenheit, wo nicht Verschiedenheit der Vorstellungsart dieser Lehre große Unruhen erwekte. Zänkereyen über die Frage, wer Christus gewesen sey, zogen sich nothwendig auch in den Artikel von der Dreyeinigkeit. Die Taufformel erhielt ohnedies die drey bezeichnende Namen in beständigem Angedenken und der Streit mit den Heiden über die Einheit Gottes gab Veranlassung zu vielen Versuchen, sich so auszudrucken, daß keine dreyfache Gottheit herauskomme. Am schnellsten war der Knoten aufgehauen, wenn man Jesum für einen blossen Menschen erklärte, der zwar der größte Prophet gewesen sey, aber doch seine ganze Wür-

de

de einzig von seinem Prophetenamt gehabt habe. Es war deswegen noch nicht nothwendig, ihn für einen Sohn Josephs zu halten. Selbst aber auch das Wunder seiner Geburt wurde von einer Partie armer Judenchristen in Palästina geläugnet: wie wann es auch so lang noch nach Jesu Tod zutreffen sollte, daß der Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterland gelte. Viel stärker als diese Partie war wohl jene, welche Jesum für einen Menschen ansah, mit welchem sich eine besondere göttliche Kraft vereiniget habe, und eben so auch den heiligen Geist blos für eine besondere Kraft Gottes hielt, welche von einer gewissen Wirkung diesen Namen habe. Kein Weg ist unversucht geblieben, um die Lehre von der Person Christi passender zu machen; dann einige glaubten sich so gar damit zu helfen, wenn sie annehmen würden, daß sich der Vater selbst mit dem Menschen Jesu persönlich vereinigt habe. Wie wars anders möglich, als daß gute und böse, alternde und neuernde Köpfe, wenn sie sich in dieser ewig unaufklärbaren Sache damals bestimmt und weitläuftig ausdrücken wollten, auf ungeschikte Worte verfallen, schrift- und vernunftwidrige Vorstellungsarten manchmal als Wahrheit ergreifen mußten. Die Sprache hatte sich für solche Abstraktionen gar nicht gebildet, als nothwendig sind, wenn man nicht bey blossen Schriftausdrücken bleiben will. Exegese in der Genauigkeit, wie sie hier erfodert wird, konnte eben so wenig statt haben, dann die Kunst ein Buch so zu lesen, daß man den ganzen Sinn des Verfassers ergreift, sezt noch weit mehrere Kenntnisse und Erfahrungen

gen voraus, besonders wenn man von Jugend auf gewöhnt worden ist, gewissen Worten und Stellen einen bestimmten Sinn beyzulegen.

§. 19.

Lehrbegriff der Vornicänischen Periode. Origenes. Hauptepoche in denselben.

Streitigkeiten und erfundene Unterscheidungen sind es zwar meistens, welche der Theologie nach und nach ihr gelehrtes Ansehen gaben; aber oft ereignet es sich doch, daß ein einziger Mann nach und nach seinem Zeitalter einen gewissen Untersuchungsgeist mittheilt, oder dasselbe zu einer gewissen Methode gewöhnt, durch welche alles verfeinert oder wenigstens in andere Form gebracht wird. Das war auch Schicksal der Theologie und Religion der drey ersten Jahrhunderte. Ungeachtet aller Zänkereyen mit den Gnostikern behielt doch die Religion in denjenigen Artikeln, welche nicht gerad zunächst streitig waren, ein sehr einfaches unschuldvolles Aussehen: es ließ sich kurz und kunstlos sagen was die Christen glaubten.

Es ist ein Gott, dieser einzige ist Vater, Sohn und Geist, unterschieden sind zwar diese drey Namen: das ist, sie bezeichnen nicht einen und ebendenselben, es sind nicht blos drey Namen eines und ebendesselben, aber wir wissens doch nicht, wie sie unterschieden sind. Anbetung gebührt diesen Dreyen. Wir sind durch unsere Sünden elend, dem Teufel und dem Tod unterworfen. Uns davon zu erretten, wurde

Christus

Christus wahrhaftiger Mensch, befreyte uns nicht nur durch seinen Tod von der Tyranney der Dämonen; sondern lehrte uns auch den Weg der Wahrheit und Tugend, und gab uns die bündigste Versicherungen von dem Zustand nach dem Tode. Wir verdanken ja auch ihm allein unsere künftige Auferstehung, dann wäre er nicht gestorben, so würden unsere Leiber aus der Verwesung nicht mehr aufstehen. Es ist gewiß mit diesem Leben nicht alles aus, wir werden alle für einen Richter zu stehen kommen, durch dessen Urtheil unser Loos auf ewig entschieden wird. Sollte man nicht freudig durch die Taufe zu einer solchen Religion sich bekennen, durch den Genuß des Abendmals in einer solchen brüderlichen Gemeinschaft bleiben: diese Religion fodert ja nichts anders von uns als daß wir hier fromm und gut leben sollen.

So einfach war die christliche Religion der zwei ersten Jahrhunderte, so wird sie von denen vorgestellt, welche sie in öffentlichen Schriften vertheidigten, aber Origenes kam, und er war zu scharfsinnig und zu philosophischgelehrt, um bey dem Unbestimmten mancher theologischen Sätze seines Zeitalters stehen bleiben zu können. Er machte sich selbst zwar auch vorzüglich um historischphilologische Exegese verdient: doch der entscheidendere Gang zu philosophiren, und die Furcht für Nachreden der Heterodoxie verleiteten ihn zu allegorisiren eine problematische Theologie aufzubringen, um unter der Maske des Argumentirens für und gegen eine Sache, seine eigene Meinungen desto sicherer anbringen zu können. Ein großes Genie von Ori-

genis Thätigkeit und brennendem Eifer für das Christenthum machte ganz gewiß Partie, es kam noch hinzu, daß er nicht nur durch seine Schriften auf sein Zeitalter wirkte, sondern auch durch mündlichen Unterricht bey der Katechetenschule zu Alexandria eine Menge angesehener Schüler zog. Von dieser Zeit an bemerkt man die große Trennung zwischen den gelehrten Theologen und zwischen den blos populären und homiletischen Religionslehrer, die sich an sinnlichere Vorstellungsarten gewöhnt hatten und zu Ende dieser Periode findet man fast keinen einzigen gelehrten Kirchenvater, der nicht Schüler des Origenes gewesen wäre, oder aus Origenes Schriften sich gebildet hätte.

Uebrigens ist in dieser ganzen Geschichte schon der ersten Entwiklung der christlichen Lehre ein wichtiger Provinzialunterschied unverkennbar. Die Dogmatik des Occidents entwickelte sich aus ganz andern Keimen als die des Orients, und selbst in der orientalischen Kirche scheint egyptische Lehrart sehr frühe ihren eigenen Charakter zu gewinnen. Im Orient war Philosophie und Anwendung derselben auf die christliche Lehre der erste Hauptkeim aller dogmatischen Veränderungen, im Occident erzeugten sie sich aus den veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen in der Kirche, aus Streitigkeiten über Hierarchie und Kirchenzucht, und die Lehre von der Kirche ist für den Lateiner eben das geworden, was für den Griechen und Orientaler die Lehre vom Logos ward.

§. 20.

§. 20.

Leztes Resultat der Vornicäischen Geschichte in Ansehung des Ganzen der allgemeinen Cultur.

Nach allem diesem ist noch die schwerste Frage, wenn sie anders ganz Gegenstand möglicher historischer Untersuchung ist, was hat die Menschheit durch diese ganze Revolution gewonnen; wurden die Menschen, welche in diese neue Gesellschaft eintraten, so ganz vorzüglich besser, als vorher, und hat diese neue Gesellschaft selbst auch für diejenige manches gute gestiftet, welche nicht in dieselbe eintraten.

Bey dem lebhaftesten Angedenken der grossen und vielen Fehler, welche wir an den ersten Christen noch wahrnehmen, ist doch gewiß unläugbar, daß die grossen Grundwahrheiten von einem Gott, von seiner Vorsehung, vom Leben nach dem Tod in eine viel allgemeinere Zirculation kamen, als jemals vorher, daß sie besonders auch dem niedrigsten Pöbel und Kindern bekannt wurden, an deren Aufklärung und Besserung kein Philosoph je gearbeitet hatte, und gerad in der Verbindung mit andern positiven Lehren des Christenthums nothwendig viel tiefern Eindruk machen konnten, als wenn sie blos als natürliche Religion gepredigt worden wären. Mußten nun nicht solche Wahrheiten, allgemein unter ein Volk gebracht, nicht als Raisonnement sondern als positive Lehre unter dasselbe gebracht, grosse Wirkungen hervorbringen? War es deshalb gerad nothwendig, daß der Vortrag der Kirchenväter völlig unvermischt wahr

und metaphysisch genau seyn? Ist es gerad metaphysisch genau bestimmte Wahrheit, welche auf das Volk würkt. Vorher war beynahe gar nichts da, was würken konnte, selbst stoische Philosophie rettete nur einen ganz kleinen Haufen aus der allgemeinen Fluth moralischen Verderbens; nun aber hatte die Welt eine Religion erhalten, die auch allein schon deswegen, weil sich alles bey ihr auf Geschichte gründete, alles aus Geschichte herfloß, den entscheidendsten Einfluß auf die Gesinnungen des unbefangenern grossen Haufens haben mußte.

Selbst auch dieses darf in diesen ersten Zeiten nicht übersehen werden, welch ausserordentlichen Vortheil für die Kultur der Nationen es war, daß sich diese neue Religion auf ein Buch gründete, das bey öffentlichem Gottesdienst beständig gebraucht, und von jedem Christen gekannt seyn wollte. Wo das Christenthum zu einer Nation kam, welche noch keine Schrift kannte, da mußten Buchstaben und Schrift sogleich eingeführt, und so viel damals möglich war, allgemein ausgebreitet werden. So beschleunigte die christliche Religion bey mancher Nation den ersten wichtigsten Schritt zu ihrer Aufklärung, und welche Philosophen sind jemals, um diesen Aufklärungskeim fortzupflanzen, mit so regem Eifer von Nation zu Nation geeilt, haben ihre Meinungen so emsig zu verbreiten gesucht, als die Christen dieser ersten Jahrhunderte?

Doch

Doch wer wird auch überhaupt so partheyisch seyn, zu verkennen, daß der Zustand dieser neuen Gesellschaften sehr viel besser gewesen als der Zustand der alten, und daß einzelne Menschen, bey allen kennbaren Spuren ihres vorigen Zustandes, durch Verbindung mit derselben trefflich veredelt worden seyen. Selbst ihre Feinde gaben ihnen dies Zeugniß, und Beyspiele von Wohlthätigkeit, bewundernswürdiger Standhaftigkeit, Selbstverläugnung und Vergegenwärtigung des Unsichtbaren sind wirklich in ihrer Geschichte recht rührend häufig.

Je mehr sich aber die Kirche ausbreitete, je länger sie stund, desto weniger konnte immer gleicher Eifer für Moralität bleiben. Die christliche Kirche bestund im dritten Jahrhundert großentheils aus geborenen Christen. Läßt sich bey einem großen Theil von diesen ein gleich starker Eifer erwarten als bey ihren Vätern? Selbst auch die schönen Beyspiele von Tugend, welche vorher bey verengterem Schauplaz viel deutlicher in die Augen fielen, wurden jezt nicht mehr so bekannt, nachdem sich die christliche Kirche durch alle drey Welttheile verbreitet hatte. Je zahlreicher die Gesellschaft, je mehr Einfluß sie auf den Staat bekam, desto vielfältiger zeigten sich auch die Gelegenheiten, wo Ehrgeiz und Ungeduld der Menschen gereizt werden konnte. Ist es also ein Wunder, wenn die Christen des dritten Jahrhunderts nicht mehr die nämliche zu seyn scheinen mit denen des ersten Jahrhunderts?

Eine sehr früh verkehrte Sittenlehre der Kirchenväter trug noch mehr zu der schnell reifenden Verschlimmerung bey. Indeß diese den klugen Mann machen wollten, der die Wahrheiten auf eine Art vertheidigt, welche den Vorurtheilen des Gegners nicht allzusehr zuwider ist, so vergaben sie die Rechte der Wahrheit, liessen jeden Schein von Wahrheit als Wahrheit gelten, sahen der Fortsetzung heidnischer Gebräuche nach, wenn sie nur mit einer kleinen Wendung einen Anstrich von Christenthum erhielten, und, unkundig der großen gemeinnützigen Zwecke der christlichen Religion, sezten sie auf willkührliche Selbstverläugnungen, Asketen- und Mönchstugenden einen Werth, auf welchen blos Syrer und Egyptier zuerst fallen konnten.

So vereinigte sich freylich in kurzem sehr vieles, daß die christliche Religion das nicht zu leisten schien, was man nach ihrer ganzen Anlage und nach dem ersten Anfang hätte erwarten sollen: aber die Vorsehung hatte sie nicht blos zu einer Wirkung für drey Jahrhunderte bestimmt, sie liebt den Weg der allmäligen Entwiklung, und selbst die großen Staatsrevolutionen des römischen Reichs, auf welche christliche Religion damals endlich nothwendig führte, mußten erst vorangehen, der ganze allgemeine gesellschaftliche Zustand mußte sich ändern, ehe christliche Religion die schönsten Blüthen ihrer Wirkungen zeigen konnte.

Zwey

N. Chr. Geb.	
35	Zwey Jahre nach Christus Tode wird Paulus ein Christ.
50—65	In diese Zeit fällt der größte Theil der Paulinischen Briefe.
64	Zwey Jahre vor dem Anfang des jüdischen Kriegs entsteht Neros Verfolgung.
70	Jerusalems Zerstörung. Weder Petrus noch Paulus haben dieselbe mehr erlebt, sie starben drey Jahre vorher.
95	Wenn der Apostel Johannes seine Apokalypse unter Domitian schrieb, so gehört sie ungefähr in dieses Jahr.
102	Relation des Gouvern. von Bithynien, Plinius, an den August Trajan, betreffend die große Menge von Christen.
140	Justins erstere Apologie. Damals gab es schon viele besonders gnostische Secten und Partien unter den Christen, die Anzahl der gelehrteren unter ihnen war nämlich schon sehr beträchtlich.
152	Antonius merkwürdiges günstiges Edikt.
172	Montanisten.
177	Verfolgung der Christen zu Lyon und Vienne. Der Schüler Polykarps Irenäus ist gleich darauf Bischof zu Lyon geworden.
180	Aufblühen der christlichen Alexandrinischen Schule. Die Folge ihrer Vorsteher von dieser Zeit an. Pantänus,

N. Chr. Geb.	
	Clemens von Alexandrien. Origenes. Dionys B. von Alexandrien. Pierius. Diese Männer gaben den Ton ihres Zeitalters an.
195	Indeß Clemens zu Alexandrien seine Philosophie mit der christlichen Religion vermengt, so hängt Tertullian Montanistischen Visionen nach, und der Bischof von Rom Victor will zu grossem Aergerniß des Irenäus keinen für seinen Mitchristen halten, der nicht das Osterlamm mit ihm zu gleicher Zeit esse.
242	Stiftung des Neupersischen Reichs und Einfluß dieser Staatsrevolution auf die christl. Kirche dieser Gegenden.
250	Die Verfolgung des Decius gibt Veranlassung zum Novatianischen Schisma. Cyprian B. von Karthago zeichnet sich auch in dieser Geschichte aus.
256	Streitigkeit der Afrikaner und Kleinasiater mit dem röm. Bischof wegen der Kezertaufe.
	Origenes gieng ein paar Jahre vor Ausbruch dieser Streitigkeit zu seiner Ruhe ein.
269	Ein Decennium vorher, ehe Zenobiens Günstling Paul von Samosata wegen Irrlehren abgesezt wird, hatte Sabellius in Egypten gelebt.
277	Manichäer.

Anfang

N. Chr. Geb.	
284	Anfang der Diokletianeischen Aera.
306	Constantin kommt nach dem Tode seines Vaters Constantins zur Regierung.
311	Eine Bischofwahl zu Karthago gibt Veranlassung zur Donatistenstreitigkeit.
312	Constantins Sieg über Maxentius bey Rom. Anfang der Indiction (der Italiänischen.)
323	Constantin gibt der christl. Relig. völlige Freyheit.
324	Constantin von seinem einzig noch übrigen Kollegen Licinius befreyt.
325	Synode zu Nicäa.

Zweyte Periode

von der Nicäischen Synode bis auf Muhammed.

Drey Jahrhunderte.

Athanasius. Leo der Große. Justinian.

Fast die ganze pragmatische Geschichte dieser zweyten Periode steckt in den Concilienakten. **Fuchs** Bibliothek der Concilien als zwekmäßig brauchbarer Auszug aus der Mansischen Sammlung und **Walchs** Geschichte der Ketzereyen, IV—VIII Theil sind daher die zwey besten Schriften für denjenigen, der sich über die wichtigsten Verhältnisse und Begebenheiten dieser Periode mehr als blos summarisch unterrichten will.

In der Geschichte der Hierarchie werden die Schriften schon brauchbar, in welchen die Pabstfoderungen des römischen Bischofs historisch untersucht sind. Als Sammlung von Excerpten fängt hier auch brauchbar an Thomassini de veteri ac nova Ecclesiae disciplina.

Geschichte der Ausbreitung der christlichen Kirche.

§. 21.

Ausbreitung im römischen Reich. Viertes Jahrhundert.

Zu Anfang des vierten Jahrhunderts war die Partie der Christen im römischen Reich schon so groß, daß sie die angesehenste Aemter begleiteten,

bey

bey Hof und bey der Armee nicht allein zahlreich sondern auch bedeutend waren, und wenigstens in einigen Provinzen fast alle Vortheile einer im Staat geduldeten Gesellschaft genossen. Allein so lang ihre Ruhe durch kein feierliches Edikt des Kaisers versichert war, so lang sie bey der damals getheilten römischen Welt immer nur in dem Territorium eines oder des andern Cäsars geschüzt wurden, so hatte nicht nur ihre ganze politische Existenz immer noch viel ungewißmühseliges, sondern selbst auch ihre große Ausbreitung wurde der Reinigkeit der Lehre in dieser Lage immer mehr schädlich. Die Vortheile einer der Zahl nach geschwächten, aber selbst durch den bevorstehenden Wechsel nur noch gereizteren Religionspartie wandten sich auf die Seite der Heiden, und selbst Constantin, so entschieden er gleich anfangs für die Christen war, wagte es doch nicht eher, bis er allein Herr des römischen Reichs 324 wurde, ihnen alle Vortheile einer herrschenden Religion zuzusprechen. Sein erstes Tole- 306 ranzprivilegium für dieselbe verschafte den Christen Freyheit nur durch Gestattung einer allgemeinen Religionsduldung.

Ueber Constantins eigene Religionsgesinnungen ist viel gestritten worden, ob er aus Politik oder Ueberzeugung Christ geworden sey? Wer kann aber entwickeln, wie diese zweyerley Beweggründe besonders in der Seele eines Königs einander durchkreuzen, einander verstärken mögen? Daß Constantin auch nach Annahme der christlichen Religion immer doch noch grausam, falsch, herrsch-

süchtig

süchtig gewesen, beweißt nicht, daß er sich nicht zur christlichen Religion bekannt habe, daß er nicht aus Ueberzeugung Christ geworden sey; wer weiß, was sich alles mit seinem Christenthum vertragen konnte? Die vermeynte Vision am Tage der Schlacht mit Maxentius vor Rom hat ihn gewiß nicht bekehrt, wie fast schon allein die Chronologie beweißt.

Es ist leicht zu vermuthen, wie schnell nach geschehenem Uebertritt des Regenten, bey Hof und in den Provinzen die Anzahl der Proselyten sich vermehrt haben muß, wie mächtig nun eigenes Interesse für die Annahme der christlichen Religion würkte, und was der ungehinderte Bekehrungseifer einzelner Bischöfe ausgerichtet haben kann. Doch gieng es für solche allgemeine Vermuthungen nicht schnell genug. Es zeigte sich deutlich, wie viel leichter es sey, eine Religionspartie von ihrer blühenden Höhe in einen Zustand dürftiger Existenz herabzudrängen, als gänzlich dieselbe auszurotten, und leider bekam die Thätigkeit der Bischöfe in Verfolgung der sogenannten Kezer und gesezmäßiger Behauptung ihrer bisherigen Observanzrechte bald einen neuen Gegenstand, dessen Interesse noch stärker anzog als Ausbreitung der christlichen Religion.

Wie rasch doch bey allen Religionspartien der Verfolgte zum Verfolger wird! Kaum volle 342 achtzehn Jahre, daß es keine christliche Märtyrer mehr gab, so erschien ein Edikt des christlichen Kaisers, daß alle heidnische Tempel

pel geschlossen werden, alle Opfer und alles Befragen der Orakel bey Konfiskation der Güter und Lebensstrafe verboten seyn sollte, und den Statthaltern der Provinzen wurde eine Strafe angesezt, wenn sie in Vollziehung dieses Gesetzes nachläßig seyen.

Ists zu verwundern, wenn der unedle Julian, dem ohnedies alle Anstalten der Familie Constantins äußerst zuwider waren, und christliche Religion von vielen Seiten her verhaßt gemacht würde, durch vergebliche anderthalbjährige Bemühungen die heidnische Religion wieder begünstigte? Sein schneller Tod versicherte den Christen aufs neue die Ruhe, und sein Nachfolger Jovian stellte nicht nur sogleich alle Gesetze zum Vortheil der Christen wieder her, sondern nöthigte auch manche Verfolger derselben die von ihnen zerstörte Kirchen auf ihre Kosten wieder aufzubauen. Theodos, der durch eine gewisse Art historischer Verjährung den Namen des Grossen hat, gab geschärfte Strafgesetze gegen die heidnische Religion, und noch heftigere Verfolger waren seine Söhne Arkadius und Honorius, unter welchen sich das römische Reich für beständig in den Orient und Occident theilte.

362

395

§. 22.

Ausbreitung der christlichen Religion ausser dem römischen Reich. Viertes Jahrhundert.

Indeß die christliche Religion im römischen Reich durch Gewalt und Gesetze immer herrschen-

der

der wurde, so breitete sie sich auch ausser demselben aus, und die Majestät des römischen Reichs gab ihr einen Glanz, der auch barbarische Nationen herbeyzog. Ohnedies durfte, wie man in Armenien und Iberien sah, manches schon ehedem ausgestreute Saamkorn hie und da nur aufgehen, fast ohne weitere Bemühungen, wie allein die Zeit zur Reife bringt, bildete sich da, wo anfangs blos einzelne Christen waren, eine ganze christliche Kirche, und der verfolgte christliche Ketzer, welchen man im römischen Reiche nicht mehr dulden wollte, war meist entweder erster Pflanzer oder Vollender dieser Kirche.

Selbst die Kaiser rechneten es schon zur Politik, keinem Volk Sitze im römischen Reich einzuräumen, wenn es sich nicht zur christlichen Religion wandte, und Valens gab den hervordrängenden Gothen unter keiner andern Bedingung Länder disseits der Donau, als daß sie seiner Religion wurden.

Verglichen mit einer solchen Ausbreitung war es nur vorübergehendes kleines Unglük, daß der König von Persien, Sapor II. dreymal eine blutige Verfolgung gegen die Christen verhängte, und aus Argwohn ihrer Korrespondenz mit den Glaubensgenossen im römischen Reich, ihre Hierarchie und Kirchen zu zerstören suchte.

§. 23.

§. 23.

Ausbreitung der christlichen Religion im Occident. Fünftes Jahrhundert.

Die grosse Katastrophe, welche das occidentalische Kaiserthum im fünften Jahrhundert litt, wurde, wie im ganzen Zustande der Kirche so besonders auch in Ansehung ihrer erweiterten oder verengten Gränzen eine der wichtigsten Epochen. Nationen, welche entweder noch gar nichts oder wenigstens doch nur so viel vom Christenthum angenommen, als sich mit dem roheren gesellschaftlichen Zustande derselben vereinigen ließ, theilten siegreich die Provinzen des Occidentalisch-Römischen Reichs unter sich, und gaben der alten christlichen Landesreligion, auch wenn sie dieselbe endlich annahmen, einen solchen Zusaz von ihren Sitten und Meinungen, welchen kaum wieder Bemühungen ganzer Jahrhunderte hinwegscheiden konnten.

Alanen, vereinigt mit **Vandalen** und **Sueven**, giengen über den Rhein durch Gallien hindurch nach Spanien, ein Theil derselben sezte sich hier, der größte Theil der Vandalen eroberte Afrika, wo ihr neugestiftetes Reich nach Eroberung von Karthago fünf und neunzig Jahre lang blühte.

Gothen, deren ein Theil schon längst in der heutigen Moldau und Wallachey Sitze erhalten, wurden von den nachdrängenden Hunnen immer

weiter

weiter getrieben, machten Versuche am Orientalischen und Occidentischen Reiche, bis endlich ihr Alarich, dem treulosen Honorius die Ermordung des tapfern Stilico zu vergelten, in Italien

410 einbrach, Rom selbst seinen Grimm fühlen ließ. Doch blieben die Sieger nach Alarichs Tode nicht in Italien, sie giengen nach Gallien zurük, und stifteten ein Reich, dessen Gränzen Rhone und Ebro wurden.

Ihnen zunächst an der Rhone sezten sich Burgunder, eine Christlicharianische Nation wie ihre Nachbarn die West-Gothen, und lang behielt neben beiden in Gallien immer noch ein römischer Statthalter Raum, dessen Entschlossenheit, vereinigt mit dem Muthe der West-Gothen,

451 den schröklichen Einfall des hunnischen Helden Attila hemmte, gegen welchen die Beredsamkeit des römischen Bischofs Leo Italien schwerlich zum zweitenmal gerettet haben würde.

Britannien war unglüklicher. Um gegen die Einfälle der wilden Bewohner des nördlichsten Theils der Halbinsel den Schuz zu bekommen, welchen ehedem römische Legionen gewährt hatten, rief der entnervte Britte Sachsen und Angeln

449 herbey. Die Seeräuber schüzten ihn auf kurze Zeit, bis endlich gerad durch diese Beschüzer der alte Einwohner mit seiner christlichen Religion in die Walliser Gebürge getrieben wurde.

Italien selbst war kaum ein Jahr länger Römisch als Britannien. Barbarische Miethvölker,

deren

deren bezahlte Tapferkeit ohnedies längst noch der einzige Schuz des alten Einwohners gewesen, riefen einen ihrer Feldherrn **Odoacer** zum Könige aus, und dieser behauptete sich sieb- zehn Jahre lang, bis der **Ost-Gothe Theoderich** seiner Herrschaft ein völliges Ende machte.

476

Dieser muthige Heerführer der Gothen, welche, nach Abzuge der West-Gothen, in Mösien sich niedergelassen, hatte in Konstantinopel römische Kriegskunst und andere römische Kenntnisse gelernt, und selbst ermuntert vom Byzantinischen Kaiser, der ihn aus seiner Nachbarschaft wünschte, gieng er nach Italien, und eroberte in drey Jahren den ganzen Besiz desselben.

490-492

Indeß aber in Italien durch Theoderichs Regentenklugheit das blühendste und mächtigste Reich emporstieg, so vertilgte einer der fränkischen Chane, Chlodowich, auch den lezten Ueberrest der Römischen Oberherrschaft in Gallien, und gründete ein Königreich, das nicht minder ausgedehnt und angesehen war als Theoderichs.

486

So hatte also der ganze Occident seine Herrn gleichsam gewechselt. Was noch im lezten Viertel des vierten Jahrhunderts unter einem Herren stund, theilte sich ungefähr in fünf große Reiche. Italien gehörte den Ost-Gothen, an sie schloß sich diesseits der Alpen das Reich der Franken und Burgunder an; mächtiger als die leztere waren

die West-Gothen, welche einen beträchtlichen Theil von Gallien und Spanien besassen; eine kleine Ecke des leztern war Suevisch, und Afrika seufzete unter der Regierung der Vandalen. West- und Ost-Gothen waren zwar Christen, ehe jene Spanien und diese Italien eroberten, aber sie waren Arianer. Wenn also schon ihre Eroberung für die Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion nicht besonders wichtig scheint, so ist sie es doch in Rüksicht auf die innere Verfassung der Kirche. Burgunder wandten sich gleich beym Anfang ihrer Besiznehmung in Gallien zum Christenthum. Von Vandalen und Sueven ists ungewiß, wie und wann sie Christen geworden, aber die Bekehrungsgeschichte von Chlodowich ist eben so bekannt, als sie zugleich zum Beweise dient, wie Könige damals Christlich wurden.

Das bloße Zureden seiner christlichen Gemalin, einer burgundischen Prinzeßin, hätte auf den wilden Eroberer wenig gewirkt, wenn er nicht bey Zülpich, in der Schlacht gegen die Alemannen, erfahren zu haben geglaubt hätte, daß der Christengott der siegreichste Gott sey, und die Eilfertigkeit der Bischöfe ihn sogleich zu taufen war auch für den größten Theil seiner Nation sehr einladend.

496

Die einzigen Irrländer sind in diesem Zeitalter durch ordentliche Mißionen bekehrt worden, welche der römische Bischof Cälestin schikte. Ihr Apostel hieß Patricius, aber er war Apostel

wie

wie die meiste dieses Zeitalters. Er log Wunder, brauchte Drohungen und Versprechungen, predigte eine christliche Religion, wie sie ungefähr solchen Völkern nicht ganz widrig scheinen mußte, und gewöhnlich war der erste Hauptnutzen einer solchen vermeynten Bekehrung nur dieser, daß eine Hierarchie errichtet wurde, deren fortdaurende Wirkung erst zur Humanisirung und endlich zur Christlichwerdung der Nation nicht wenig beytrug.

So hat also die christliche Religion, durch die Eroberungen dieser sogenannten barbarischen Völker, im Occident nichts an Ausdehnung ihres Gebiets verloren; sie gewann vielmehr, das einzige England ausgenommen.

§. 24.

Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion im sechsten Jahrhundert.

Sehr viel unbeträchtlicher ist die Geschichte der sogenannten Bekehrung mancher Asiatischen Herden im fünften und sechsten Jahrhundert. Von Abasgern, Alanen, Lesgen hat man zwar Nachricht, daß sie größtentheils durch Justinians Bemühung gewonnen wurden, aber ob sie nicht etwa sogleich wieder abfielen? ob vielleicht nicht blos der König zur christlichen Religion übertrat? ob ihre Bekehrung mehr war als Annahme gewisser christlichen Gebräuche?

Im Occident ist vorzüglich die neue Blüthe der christlichen Religion in England merkwürdig.

Der römische Bischof Gregor der Große, durch zufällige Umstände ermuntert, brannte vor Begierde die heidnischen Engländer zu bekehren, und da bey den fränkischgallischen Bischöfen alle Missionariusbegierde erloschen war, so gewann er endlich an einem römischen Abbt Augustin den ehrgeizigunverdrossenen Mann. Dieser zog mit ungefähr vierzig Benediktiner Mönchen nach England, ließ sich statt des Paniers ein silbernes Kreuz vortragen, und hielt mit grossem Gepränge seinen Einzug. Der König war schon zum voraus durch seine Gemahlinn gewonnen, hörte ihn sehr geneigt, und wenn er ihm schon nicht die Zerstörung der Götzentempel erlaubte, so gestattete er doch, daß, statt der Götzen, Bilder der Heiligen in die Tempel gesezt werden durften. Augustin pflanzte eine neue christliche Kirche in England, aber selbst die Ueberwindung des Angelsächsischen Heidenthums machte ihm nicht so viele Schwierigkeiten, als die Verähnlichung der alten Christen, welche er als Ueberrest der brittischen Kirche fand. Diese wußten nichts von einem mächtigen Bischof in Rom, auf dessen Befehl sie ihre alte Kirchengebräuche zu ändern hätten, diese kannten die Gattung von Mönchen nicht, von welcher Augustin war, und behaupteten mit der festesten Anhänglichkeit an Alterthum ihre christlich-orientalische Sitten gegen den römischen Missionarius.

596

§. 25.

§. 25.

In allen europäischen Reichen, in welche sich der große römische Occident getheilt hatte, entwickelte sich die christliche Religion immer mehr und gewann immer mehrere Anhänger, so wie die Nation, welche sich in demselben festgesezt hatte, nach und nach gebildeter wurde. Das einzige Italien hatte das Unglük, daß das Ostgothische Reich, dessen kluge Regierung dem verödeten Lande sehr nüzlich war, nach einer ungefähr sechzigjährigen Dauer gestürzt wurde. Zwar waren anfangs Justinians Feldherrn die Sieger, aber kaum waren diese ein paar Jahre Herrn von Italien, so brachen die größtentheils heidnische Longobarden in den obern Theil ein, und wüteten anfangs mit unerhörter Grausamkeit gegen die Christen. Endlich wurde auch dieser König gewonnen. Autharis ward zwar erst Arianer, aber schon seinen Nachfolger machte eine Vermählung mit einer bayerischen Prinzeßinn vollends orthodox.

So glüklichschnell gieng die Verfolgung nicht vorüber, welche die Christen in Persien ausstehen mußten. Wenn es wahr ist, was römische Schriftsteller von den Grausamkeiten des Königs Cosroes erzählen, so muß er einer der tobendsten Verfolger der Christen gewesen seyn, und den Grimm, welchen er über den siegreichen Justinian nicht ausgiessen konnte, ganz über die Religionspartie desselben ausgeschüttet haben.

der wurde, so breitete sie sich auch ausser demselben aus, und die Majestät des römischen Reichs gab ihr einen Glanz, der auch barbarische Nationen herbeyzog. Ohnedies durfte, wie man in Armenien und Iberien sah, manches schon ehedem ausgestreute Saamkorn hie und da nur aufgehen, fast ohne weitere Bemühungen, wie allein die Zeit zur Reife bringt, bildete sich da, wo anfangs blos einzelne Christen waren, eine ganze christliche Kirche, und der verfolgte christliche Ketzer, welchen man im römischen Reiche nicht mehr dulden wollte, war meist entweder erster Pflanzer oder Vollender dieser Kirche.

Selbst die Kaiser rechneten es schon zur Politik, keinem Volk Sitze im römischen Reich einzuräumen, wenn es sich nicht zur christlichen Religion wandte, und Valens gab den hervordrängenden Gothen unter keiner andern Bedingung Länder disseits der Donau, als daß sie seiner Religion wurden.

Verglichen mit einer solchen Ausbreitung war es nur vorübergehendes kleines Unglük, daß der König von Persien, Sapor II. dreymal eine blutige Verfolgung gegen die Christen verhängte, und aus Argwohn ihrer Korrespondenz mit den Glaubensgenossen im römischen Reich, ihre Hierarchie und Kirchen zu zerstören suchte.

§. 23.

Ausbreitung der christlichen Religion im Occident. Fünftes Jahrhundert.

Die grosse Katastrophe, welche das occidentalische Kaiserthum im fünften Jahrhundert litt, wurde, wie im ganzen Zustande der Kirche so besonders auch in Ansehung ihrer erweiterten oder verengten Gränzen eine der wichtigsten Epochen. Nationen, welche entweder noch gar nichts oder wenigstens doch nur so viel vom Christenthum angenommen, als sich mit dem roheren gesellschaftlichen Zustande derselben vereinigen ließ, theilten siegreich die Provinzen des Occidentalisch-Römischen Reichs unter sich, und gaben der alten christlichen Landesreligion, auch wenn sie dieselbe endlich annahmen, einen solchen Zusaz von ihren Sitten und Meinungen, welchen kaum wieder Bemühungen ganzer Jahrhunderte hinwegscheiden konnten.

Alanen, vereinigt mit **Vandalen** und **Sueven**, giengen über den Rhein durch Gallien hindurch nach Spanien, ein Theil derselben sezte sich hier, der gröẞte Theil der Vandalen eroberte Afrika, wo ihr neugestiftetes Reich nach Eroberung von Karthago fünf und neunzig Jahre lang blühte.

Gothen, deren ein Theil schon längst in der heutigen Moldau und Wallachey Sitze erhalten, wurden von den nachdrängenden Hunnen immer

weiter

weiter getrieben, machten Versuche am Orientalischen und Occidentischen Reiche, bis endlich ihr Alarich, dem treulosen Honorius die Ermordung des tapfern Stilico zu vergelten, in Italien 410 einbrach, Rom selbst seinen Grimm fühlen ließ. Doch blieben die Sieger nach Alarichs Tode nicht in Italien, sie giengen nach Gallien zurük, und stifteten ein Reich, dessen Gränzen Rhone und Ebro wurden.

Ihnen zunächst an der Rhone sezten sich Burgunder, eine Christlicharianische Nation wie ihre Nachbarn die West-Gothen, und lang behielt neben beiden in Gallien immer noch ein römischer Statthalter Raum, dessen Entschlossenheit, vereinigt mit dem Muthe der West-Gothen, 451 den schröklichen Einfall des hunnischen Helden Attila hemmte, gegen welchen die Beredsamkeit des römischen Bischofs Leo Italien schwerlich zum zweitenmal gerettet haben würde.

Britannien war unglüklicher. Um gegen die Einfälle der wilden Bewohner des nördlichsten Theils der Halbinsel den Schuz zu bekommen, welchen ehedem römische Legionen gewährt hatten, rief der entnervte Britte Sachsen und Angeln 449 herbey. Die Seeräuber schüzten ihn auf kurze Zeit, bis endlich gerad durch diese Beschüzer der alte Einwohner mit seiner christlichen Religion in die Walliser Gebürge getrieben wurde.

Italien selbst war kaum ein Jahr länger Römisch als Britannien. Barbarische Miethvölker, deren

deren bezahlte Tapferkeit ohnedies längst noch der einzige Schuz des alten Einwohners gewesen, riefen einen ihrer Feldherrn Odoacer zum Könige aus, und dieser behauptete sich siebzehn Jahre lang, bis der Ost-Gothe Theoderich seiner Herrschaft ein völliges Ende machte. 476

Dieser muthige Heerführer der Gothen, welche, nach Abzuge der West-Gothen, in Mösien sich niedergelassen, hatte in Konstantinopel römische Kriegskunst und andere römische Kenntnisse gelernt, und selbst ermuntert vom Byzantinischen Kaiser, der ihn aus seiner Nachbarschaft wünschte, gieng er nach Italien, und eroberte in drey Jahren den ganzen Besiz desselben. 490-492

Indeß aber in Italien durch Theoderichs Regentenklugheit das blühendste und mächtigste Reich emporstieg, so vertilgte einer der fränkischen Chane, Chlodowich, auch den lezten Ueberrest der Römischen Oberherrschaft in Gallien, und gründete ein Königreich, das nicht minder ausgedehnt und angesehen war als Theoderichs. 486

So hatte also der ganze Occident seine Herrn gleichsam gewechselt. Was noch im lezten Viertel des vierten Jahrhunderts unter einem Herren stund, theilte sich ungefähr in fünf große Reiche. Italien gehörte den Ost-Gothen, an sie schloß sich diesseits der Alpen das Reich der Franken und Burgunder an; mächtiger als die leztere waren

liänische Bischöfe hatten ergehen lassen, schikte er an Bischöfe fremder Provinzen.

Wie die Arianische Händel eine schöne Gelegenheit waren, den Bischof von Alexandrien in Verbindlichkeit zu setzen, so gab es bald ähnliche Veranlassungen in Rüksicht auf den Constantinoplischen Stuhl. Bischof Johann Chrysostomus, gegen den sich sein eigener Klerus, die beleidigte Gemahlinn des Kaisers, und der ungerechtargwöhnische Theophilus von Alexandrien verschworen, wo hätte er gegen alle diese Feinde Hülfe finden sollen, als bey dem Bischof zu Rom? In den Nestorianischen und Monophysitischen Unruhen wurde der Sieg erst über den Constantinoplischen, dann über den Alexandrinischen Bischof noch grösser und Leo der Grosse, der die Kunst sich am Hofe, selbst unter dem kaiserlichen Frauenzimmer, Verbindungen zu machen und zu erhalten vortreflich verstund, genoß die Freude vollkommen, besonders durch Bestimmung einer Orthodoxievorschrift seine ehrgeizigen Absichten zu befriedigen. Doch gerad in eben demselben Zeitpunkt, da er über seinen furchtbarsten Gegner den Alexandriner triumphirte, wuchs ihm zum äussersten Ärger der Bischof von Constantinopel als Nebenbuhler herbey.

So ist in diesem ganzen Zeitalter die Geschichte des römischen Bischofs ein beständiger Wechsel von Gelingen und Mißlingen, von Erhebungen und Demüthigungen, und unter den lezten sind manche feyerliche Prostitutionen, zu

welchen

wie die meiste dieses Zeitalters. Er log Wunder, brauchte Drohungen und Versprechungen, predigte eine christliche Religion, wie sie ungefähr solchen Völkern nicht ganz widrig scheinen mußte, und gewöhnlich war der erste Hauptnutzen einer solchen vermeynten Bekehrung nur dieser, daß eine Hierarchie errichtet wurde, deren fortdaurende Wirkung erst zur Humanisirung und endlich zur Christlichwerdung der Nation nicht wenig beytrug.

So hat also die christliche Religion, durch die Eroberungen dieser sogenannten barbarischen Völker, im Occident nichts an Ausdehnung ihres Gebiets verloren; sie gewann vielmehr, das einzige England ausgenommen.

§. 24.

Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion im sechsten Jahrhundert.

Sehr viel unbeträchtlicher ist die Geschichte der sogenannten Bekehrung mancher Asiatischen Herden im fünften und sechsten Jahrhundert. Von Abasgern, Alanen, Lesgen hat man zwar Nachricht, daß sie größtentheils durch Justinians Bemühung gewonnen wurden, aber ob sie nicht etwa sogleich wieder abfielen? ob vielleicht nicht blos der König zur christlichen Religion übertrat? ob ihre Bekehrung mehr war als Annahme gewisser christlichen Gebräuche?

Im Occident ist vorzüglich die neue Blüthe der christlichen Religion in England merkwürdig.

Beynah sechsthalb Jahrhunderte waren es nun, seit dem diese neue Lehre, aus einem kleinen Strich Landes an der Phoenicischen Küste fast über die ganze damals gekannte Welt sich verbreitet hatte: schon in ihrem vierten Jahrhundert hatte sie fast in allen den Ländern einige Freunde, in welchen sie in der Mitte des sechsten Jahrhunderts herrschend war. Ihr beständig weiterer Fortgang schien von allen Seiten gesichert zu seyn, da sich nun der größte Theil der Occidentalischen Könige zu derselben bekannte, im Orient nicht nur Christenthum sondern sein ausgesonnene Orthodoxie herrschte und fast überall die Hierarchie in die ganze Staatsverfassung sich verflochten hatte.

622 Wie ein Ungewitter, das plözlich am heitern Himmel heraufsteigt, bricht Muhammed aus seiner arabischen Wüste hervor, es vergeht kein Jahrhundert der nachfolgenden Periode, so sind der christlichen Religion mehr als die Hälfte ihrer schönsten Besizungen und fast unwiederbringlich entrissen.

Geschichte der äußern Verfassung der Kirche, vorzüglich der Hierarchie.

§. 26.

Römischer Patriarch.

Ungefähr acht bis zehn Bischöfe hatten sich am Ende der vorigen Periode über alle ihre Kollegen

legen so gehoben, daß diese in einer gewissen Subordination gegen sie stunden, deren Gränzen so ungewiß waren, als sie bey jeder durch individuelle Veranlassungen und Observanz entstandenen Verfassung zu seyn pflegen. Rom, Alexandrien und Antiochien waren die vornehmsten unter diesen zehn vornehmern Bischöfen, und gleich auf der ersten oekumenischen Synode zu Nicäa 325 wurden ihnen ihre bisher genossene Vorrechte bestätigt; der Bischof von Jerusalem erhielt wenigstens ihren Rang.

Wie schon die Anstalt der Provinzialsynoden der ersten Entwicklung des hierarchischen Systems sehr förderlich gewesen, so wurde Vollendung desselben noch viel mehr durch oekumenische Synoden beschleunigt; Synoden, welche der Kaiser selbst an alle Bischöfe seines Reichs theils unmittelbar theils mittelbar ausschrieb, bey deren Sitzungen entweder er selbst oder seine Minister gegenwärtig waren, deren Schlüsse durch sein Ansehen in Reichsgesetze verwandelt wurden.

Ueberhaupt war, seitdem selbst der Kaiser ein Christ geworden, der christliche Bischof ein viel wichtigerer Mann als vorher, der Einfluß der Grossen unter ihnen auf den ganzen Zustand der Regierung viel bedeutender, und bey diesen eben deswegen auch die Begierde viel reger, ihrer Kirchenverfassung die Form und Bestimmtheit der weltlichen Verfassungen zu geben, welche sie kannten. Der freye Zutritt zu der Person des Kaisers oder des Statthalters, die vermehrten

kanische Bischöfe hatten ergehen lassen, schikte er an Bischöfe fremder Provinzen.

Wie die Arianische Händel eine schöne Gelegenheit waren, den Bischof von Alexandrien in Verbindlichkeit zu setzen, so gab es bald ähnliche Veranlassungen in Rüksicht auf den Constantinoplischen Stuhl. Bischof Johann Chrysostomus, gegen den sich sein eigener Klerus, die beleidigte Gemahlinn des Kaisers, und der ungerechtargwöhnische Theophilus von Alexandrien verschworen, wo hätte er gegen alle diese Feinde Hülfe finden sollen, als bey dem Bischof zu Rom? In den Nestorianischen und Monophysitischen Unruhen wurde der Sieg erst über den Constantinoplischen, dann über den Alexandrinischen Bischof noch grösser und Leo der Grosse, der die Kunst sich am Hofe, selbst unter dem kaiserlichen Frauenzimmer, Verbindungen zu machen und zu erhalten vortreflich verstund, genoß die Freude vollkommen, besonders durch Bestimmung einer Orthodoxievorschrift seine ehrgeizigen Absichten zu befriedigen. Doch gerad in eben demselben Zeitpunkt, da er über seinen furchtbarsten Gegner den Alexandriner triumphirte, wuchs ihm zum äussersten Aerger der Bischof von Constantinopel als Nebenbuhler herbey.

So ist in diesem ganzen Zeitalter die Geschichte des römischen Bischofs ein beständiger Wechsel von Gelingen und Mißlingen, von Erhebungen und Demüthigungen, und unter den lezten sind manche feyerliche Prostitutionen, zu

welchen

welchen die römische Bischöfe sehr oft durch Ignoranz gebracht wurden. Sie sollten die spizfindige Streitfragen entscheiden, die man im Orient über die Lehre von der Person Christi aufwarf, und verstunden doch gewöhnlich kein Griechisch, waren oft der Philosophie, des besonders philosophischen Sprachgebrauchs unkundig, welche zu einer solchen Streitfrage Gelegenheit gaben. Nicht selten war es auch menschliche Schwäche, welche den römischen Bischof eben so fallen ließ, wie der Alexandrinische oder Constantinopolitanische fiel. So gieng **Liberius** zu den Semiarianern über, weil er nicht Stärke der Seele genug hatte, bey der einmal ergriffenen Partie der Athannasianer zu bleiben. Aus Unwissenheit billigte **Zosimus** die Lehren der Pelagianer, und erst nachdem er nähere Belehrung aus Afrika erhält, besinnt er sich eines bessern. **Hormisdas**, der die große Streitfrage der Orientaler mißverstund, ob einer aus der Dreyeinigkeit gelitten habe, verlor durch seine Entscheidung den Ruhm der Orthodoxie selbst bey seinen Nachfolgern; und was that nicht **Vigilius**, da der unglüklichfriedfertige Justinian die Schriften dreyer längst verstorbener und zu Chalcedon als orthodox erkannter Bischöfe für kezerisch erklärte? In der einen Hälfte der Streitigkeit zeigte er Mangel an Kenntnissen, in der andern Mangel an Charakter; er war ein Kind, das in der Angst nicht weiß, was es thun soll, und denn gerad immer das Ungeschikteste thut.

358

417

So

So waren die römischen Bischöfe vorzüglich unglüklich an Ende dieser Periode, sie solten durchaus für Wahrheit und Orthodoxie halten, was im kaiserlichen Kabinet zu Constantinopel für orthodox gehalten wurde und dort war doch die Orthodoxie so wandelbar und so partheyisch, wie gewöhnlich Kabinetsorthodoxie zu seyn pflegt. Rom gehörte zum Exarchat, wenn also der römische Bischof den Befehlen des Kaisers nicht gehorchen wollte, so holte man ihn nach Constantinopel herüber, und behandelte hier den ersten Bischof der Christenheit mit dem erniedrigendsten Despotismus, oder ergieng ein Befehl an den kaiserlichen Statthalter in Italien, welchen dieser mit gröster Freude als eine Gelegenheit Geld einzuerndten ansah. Der gröste Theil der übrigen occidentalischen Bischöfe fragte aber gar nicht darnach, was mit Kaiser Justinians Begriffen übereinstimme oder nicht. Justinian hatte ihnen nichts zu befehlen, sie gehörten zur Westgothischen, Fränkischen, Burgundischen, Longobardischen Oberherrschaft. Sie erklärten also den römischen Bischof geradhin für einen Ketzer, trennten sich ganz von ihm, wann er sich so sehr nach der morgenländischen Hoftheologie richtete. Wie freute sich Gregor der Grosse, der die Reihe römischer Bischöfe in dieser Periode schließt, wann er es dahin brachte, daß man ihn nicht verketzerte; er wollt' es gern tragen, daß andere nicht so dachten wie er, nur möchten sie ihm seine Meinung nicht zum Verbrechen machen. Wer hätte hier prophezeihen mögen, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo sich alle Könige und Bischöfe unter den Fuß

des römischen Oberpriesters würden schmiegen müssen?

§. 27.

Patriarch von Constantinopel, Alexandrien und Antiochien.

Weit günstiger waren dem ersten Scheine nach alle Umstände für den Bischof von Constantinopel. Dort kamen gewöhnlich gelehrtere, thätigere Männer auf den Stuhl, ihre Gemeine litt keine solche Revolutionen, wie die Römische bey Alarichs und Genserichs Einbruch in Italien, ihr Einfluß bey Hof und ihre Lokalkenntniß aller dortigen Verhältnisse schien selbst für die übrige Bischöfe bis zur gefälligen Schmeicheley wichtig. Unstreitig ist auch für das erste Wachsthum eines solchen kleinen Herrn, als ein Bischof war, Nähe bey der Person des Regenten ein höchst erwünschter Vortheil, aber eben dieselbe wird unüberwindliches Hinderniß, so bald sich der kleine Herr nach und nach in eine völlige Unabhängigkeit hinaufarbeiten will. Die Systeme bey Hof sind zu abwechslend, daß er nicht oft darunter leiden sollte, jeder seiner Schritte und Versuche wird gar zu schnell bekannt, kann gar zu sehr in der Nähe geprüft werden, und der Kaiser hatte immer Mittel genug, stolzgewordene Bischöfe zu demüthigen. Dem Bischof von Constantinopel machte überdies die große Menge fremder Bischöfe, welche sich stets am kaiserlichen Hof aufhielten, manchen empfindlichen Verdruß. Sie wußten sich gewöhnlich noch besser als er die Gnade des Hofes zu gewin-

winnen, sie reizten den Kaiser und die Minister gegen ihn, und suchten sich dadurch den Weg zu bahnen, selbst auf den Stuhl des zweyten Bischofs der Christenheit zu gelangen. Während daß Chrysostomus mit der Reforme einiger kleinasiatischen Gemeinden beschäftigt war, überläßt er sein Amt einem solchen Gaste, dem syrischen Bischof, Severian, und dieser verhezt Hof und Gemeine gegen seinen Wohlthäter. Bey allen Unruhen, welche der Nestorianismus zu Anfang des fünften Jahrhunderts in Constantinopel erregte, waren diese fremde Bischöfe immer voran, und weil jeder auch von den geringern Geistlichen immer doch seine Verbindungen bey Hof und unter den Ministern hatte, so konnte der Bischof auch im Kampf gegen diese nie fertig werden. Erst seit der Synode von Chalcedon fängt der Bischof von Constantinopel an, selbst im Verhältniß gegen den Römischen recht mächtig zu werden: er benuzte die Gelegenheiten, bey den ewig währenden Glaubenszänkereyen besonders der Syrer und Egyptier nach und nach ein richterliches Ansehn zu gewinnen, und **Acacius** war theils an weiser Liebe des Friedens, theils an schlauer Kunst, die Hofgesinnungen zu lenken, seinen Gegnern den römischen Bischöfen weit überlegen. Doch da Justin und Justinian in Constantinopel zur Regierung kamen, so war bey der entschiedenen Partheylichkeit dieser beiden Regenten für den römischen Bischof und bey ihrer eben so entschiedenen unlenkbaren Gewaltthätigkeit alles weitere Emporsteigen des Bischofs von Constantinopel unmöglich. Die Bischöfe von Rom sahen es zu Ende des

sechsten

sechsten Jahrhunderts als Beweis eines besondern Stolzes der Bischöfe von Constantinopel an, daß diese sich den Titel Episcopus oecumenicus geben liessen. Wie unbekannt doch ein gewöhnlicher Sprachgebrauch von Constantinopel zu Rom gewesen seyn muß!

Keiner aller Patriarchen aber zeigte sich diese ganze Periode hindurch gewaltthätiger als der von Alexandrien, und keiner war auch so unversöhnlicher Gegner gerad seines Byzantinischen Kollegen als dieser. Ihn hatte auch zunächst der Vorzug gekränkt, welcher auf der Synode im Jahr 381 dem kaiserlichen Residenzbischof eingeräumt worden, und zwey solcher Männer, wie Bischof **Theophilus** und Bischof **Cyrillus**, welche fast volle sechzig Jahre (385—444) mit allem Eifer eines Familieninteresse und eines Partiegeistes einem Plan treu blieben, konnten sich eine fast despotische Macht erwerben, die aber gerad weil sie eben so gewaltthätig behauptet als erworben wurde, schon unter dem Nachfolger **Dioskurus** fallen mußte. Dem **Theophilus** war es gelungen, den frommen Johann Chrysostomus zu stürzen, und sein Neffe, der Calenderheilige **Cyrillus** erhielt einen noch vollständigern Sieg über Nestorius, aber **Dioskurus** fand an dem römischen Bischof Leo einen Gegner, welchen erste unglückliche Versuche nicht muthlos machten. Die Synode von Chalcedon sezte den Dioskurus ab, und das Ansehen des Alexandrinischen Stuhls, dessen Bischöfe seit Athanasius sich immer behauptet hatten, litt hiebey mehr als in einer Beziehung. Sie

verloren

verloren nicht nur ihre bisherige Ueberlegenheit in öffentlichen Verhandlungen der morgenländischen Kirche, sondern die Gemeine theilte sich auch in mehrere grosse Partien, und wurde durch beständige innerliche Kriege geschwächt, bey welchen sich alle Grausamkeit der Religionskriege, und bürgerlichen Kriege vereinigte. Nie heilte diese Wunde der Alexandrinischen Kirche. Die lezte Hälfte des fünften und das ganze sechste Jahrhundert verflossen unter abwechslend versuchten Friedensvereinigungen der verschiedenen Partien. Jedes irenische Projekt veranlaßte immer nur eine neue Partie; durch anderthalbhundertjährige Zänkereyen waren die Köpfe nicht kaltblütiger, sondern immer nur erhizter geworden, bis endlich die Araber Egypten überschwemmten, und die christliche Kirche dieser Provinz in die drückendste Sklaverey gerieth.

Eben das Schiksal traf Antiochien. Nie hat zwar dieser Patriarch eine der ganz ersten Rollen unter seinen Kollegen gespielt, wie der von Rom und Alexandrien, nie war daselbst, was Zufall gewesen seyn muß, ein Mann von ausgezeichneter Thätigkeit Bischof geworden, und immer sammelten sich doch auch hier die schismatische Parteyen der Alexandrinischen Kirche ihre eigene Haufen, bis endlich die Eroberungen der Araber auch hier durch allgemeine Unterdrückung ein Ende machten.

§. 28.

§. 28.

Mönchswesen, im Orient und Occident.

Schon seit dem Ende des zweyten Jahrhunderts gab es auch christliche Asceten und christliche Eremiten, Christen, welche nach syrischegyptischem Temperamente und Sitten die willkührlichsten Selbstverläugnungen wählten, und vielleicht selbst auch durch die damals herrschende Verfolgungen weiter veranlaßt, losgerissen von aller menschlichen Gesellschaft in Einöden sich flüchteten. Der Mensch, den weise Abwechslung von Einsamkeit und Gesellschaft bildet, wird in der Einöde zum Thier, und diese Heilige beschleunigten die Metamorphose, weil sie sich wenigstens den Teufel zum Gesellschafter in die Einöde mitnahmen. Antonius brachte zuerst einige Milderung in diese traurige Kunst fromm zu werden, er beschränkte die witzige Mannigfaltigkeit ihrer frommen Uebungen durch gewisse Vorschriften, er veranlaßte sie ihre Wohnplätze in der Nähe unter einander aufzuschlagen, um wenigstens unter einander selbst in Gebetsübungen und Bedürfnissen dieses Lebens wechselsweis Hülfe geben zu können. Ein anderer Egyptier Pachomius, errichtete gemeinschaftliche Gebäude, wo die Asceten unter Aufsicht zusammen leben sollten, er schrieb ihnen eine bestimmte Lebensart vor, welche bey ihm doch noch größtentheils vernünftiger war, als bey manchen seiner Nachfolger. Religionsunterricht und Gewinnung ihres Lebensunterhalts waren ihre Hauptbeschäftigung; zu dem lezten

305

340

brauchte es nicht viel Arbeit, weil Fasten, dessen die Natur in so heissen Gegenden vorzüglich fähig ist, eine ihrer angelegentlichsten Religionsübungen war. In kurzem vermehrte sich ihre Anzahl so sehr, daß allein in Egypten über funfzig tausend sich befanden, theils Mönche theils Nonnen, daß eine Wohnung solcher Coenobiten oft ihrer mehrere tausende faßte, daß endlich nicht leicht ein Mann von Frömmigkeit, nicht leicht ein Bischof von Ansehen war, der nicht eine Zeitlang unter diesen frommen Laien gelebt, seine erste Erziehung bey ihnen genossen. Niemand wurde nämlich damals durch ein unwiederrufliches Gelübde an sein Klosterleben gebunden, niemand wurde auch selbst, so lang er Mönch seyn wollte, gerad an eine gewisse Regel gebunden. So viel strenger auch ihre Lebensart war, als in der Folge der occidentalischen Mönche, so viel ungebundener war doch im Ganzen ihre Freyheit. Egypten und Syrien und Pontus blieben beständig ihr Hauptwohnplaz, schon in Kleinasien fanden sie weniger Beyfall, und noch weniger in Europa. Das kältere Klima Italiens und Frankreichs war einem solchen Fanatismus zu wenig günstig, syrischegyptische Diät dort unmöglich, und vielleicht auch das Land im allgemeinen zu gleichförmig bevölkert.

Das Mönchswesen würde in Europa nie herrschend geworden seyn, wenn nicht Benedikt von Nursia in der Mitte des sechsten Jahrhunderts demselben eine ganz andere Einrichtung gegeben hätte. Er hob die herumschweifende Lebensart

der

der bisherigen Mönche auf, er machte es zum Gesez, daß man sich für seine Regel auf ewig verpflichten mußte, und wenn er schon in seinen Coenobien auch die Beobachtung der orientalischen Mönchsregeln gestattete, so erlaubte er doch keinen Uebergang von seiner Regel zu diesen. Handarbeit, Gebet und Studiren, wozu auch Unterweisung der Jugend gehörte, waren die drey Geschäfte, in welche er seinen Mönchen den Tag eintheilte, und die Handarbeit dieser Mönche war der ganzen damaligen Beschaffenheit der occidentalischen Provinzen sehr nüzlich, da sie verödete Länder urbar zu machen, Moräste auszutroknen, Wälder auszureuten suchten. Monte Cassino war der erste Siz dieses Wohlthäters seines ganzen Zeitalters, und noch in dieser Periode breitete sich dieser Orden besonders durch die Bemühungen des römischen Bischofs Gregor nicht nur in Italien, sondern auch in Frankreich und England aus. Man kann bey der so sehr veränderten Einrichtung dieser neuen Mönchsorden leicht voraussehen, wie ihr Einfluß auf Staat und Kirche von demjenigen ganz verschieden seyn mußte, welchen die orientalischen Mönche hatten. Diese waren nicht viel besser als ein Freykorps, das sich bald von diesem, bald von einem andern brauchen ließ, das wie jede aufrührerische Partie vorzüglich durch seine Menge und Kühnheit bedeutend ist, und alsdenn fast allein auch dadurch dem Volk seinen Fanatismus mitzutheilen weiß.

gab selbst auch das beständige Korrespondiren mit ihren Brüdern in andern Staaten eine vorzüglichere Wichtigkeit und sogar in Spanien verlor sich der Gedanke nicht, daß der katholische Theil nöthigenfalls von Constantinopel Hülfe erhalten könnte.

Doch ist aber selbst der katholische Klerus in keinem Reiche recht allgewaltig geworden, wenn nicht die Könige selbst anfangs aus eigenem Interesse ihm alle Gelegenheit dazu gegeben hätten. Das wenigste sind die Schenkungen an Kirchen und Klöster, dann diese waren bey aller ihrer Grösse von weniger Bedeutung, weil nach der damaligen Ebbe und Fluth von Länderbesitzungen den Kirchen und Klöstern eben so viel geraubt und gestohlen als geschenkt wurde. Aber wie oft veranlaßte oder zwang der König den Bischof zu gewissen Handlungen, bey welchen dieser das ganze Maaß seiner durch Schüchternheit nicht zurükgehaltenen Kräfte kennen lernen mußte. Ein Kronräuber, der sich die Neigung des gemeinen Volks zu erwerben suchte, und vor den Bemühungen seiner Gegenpartie noch nicht gesichert war, begünstigte die Bischöfe, ließ sich durch sie salben und krönen, und alsdenn dem Volk aus dem alten Testament beweisen, daß der, welchen der Priester gesalbt habe, eben dadurch von Gott selbst zum Könige erklärt sey. Die Bischöfe hatten dieses kaum einigemal gethan, so versuchten sie für sich selbst, ob sie nicht Könige ab- und einsetzen könnten und so bald die Bisthümer an die angesehensten Familien der Nation kamen, so bald die Be-

sitzun-

stungen der Kirche nicht mehr als blosse Güterbesitzungen sondern als Lehen angesehen wurden, so gewann der Bischof die volle Rechte eines Reichsstandes, sein Einfluß auf die Ruhe des Staats verdoppelte sich.

Diese Einführung des Lehensystems, welche in den meisten Reichen eigentlich erst in der folgenden Periode geschah, hatten schon am Ende der gegenwärtigen manche ihre ersten Keime entwickelt. Einer der wichtigsten dieser Art war Ursprung der sogenannten geistlichen Beneficien, wie man ihn besonders in den fränkischen Staaten findet. Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts zeigen sich die ersten Spuren derselben. Alle Einkünfte der Kirche flossen seit alten Zeiten in eines zusammen, stunden alle zusammen unter der Aufsicht des Bischofs oder im Orient seit der Chalcedonischen Synode, unter der Aufsicht eines besonders Oekonomus. Was von Oblationen und Einkünften der Kirchengüter in diese gemeine Kasse zusammenfloß, wurde in drey oder vier Theile getheilt. Einen Theil behielt der Bischof für sich, ein Theil wurde zum Bau der Kirche, ein Theil zu Erhaltung der Armen, und endlich ein Theil zum Lebensunterhalt des übrigen Klerus angewandt. Ausser den noch immer fortdaurenden gewöhnlichen Oblationen hatte die Kirche Zehnten, Erstlinge, eigene liegende Güter; man hatte auch für die Oekonomie der Kirche den Gedanken benuzt, daß der Bischof als Priester angesehen werden müßte, daß ihm also alles gebühre, was den Priestern im alten Testament zugesprochen wird.

Wenn

Wenn nun, wie öfters geschah, die eigene Administration entfernterer Güter der Kirche beschwerlich fiel, so überließ man dieselbe einem gewissen Geistlichen für beständig, er sollte den Ertrag geniessen, aber sie nicht an andere verleihen oder verkaufen dörfen.

Diese gering scheinende Veränderung war für jene Zeiten von größter Wichtigkeit. Vorher stund es bey dem Bischof, wie viel er jedem seiner Geistlichen geben wollte, oder jeder Geistliche mußte sich gefallen lassen, mit seinen Mitbrüdern sich in den vierten Theil der allgemeinen Kircheneinkünfte zu theilen. Itzt hatte er sein bestimmtes Einkommen, welches als unzertrennlich verbunden mit seinem Amte angesehen wurde. Die Gemeinschaft der Güter verlor sich nach und nach ganz, und wie in der Folge mit dem Besitz gewisser Güter immer die Verpflichtung zu gewissen Kriegsdiensten verbunden war, so fiel diese Verpflichtung auch auf den Geistlichen, welcher gerad solche Güter hatte. So wurde der Bischof und der geringere Klerikus Soldat und Jäger, dabey war für die Theologie schlecht gesorgt.

Geschichte der Lehre, als Religion und Theologie betrachtet.

§. 32.

Geschichte des Arianismus.

Die Religion erschien im Ganzen genommen zu Anfang dieser Periode meist noch unschuldig und einfach.

fach. Man hatte sich zwar schon in der vorigen Periode über manche Punkte oft und viel gestritten, man hatte verschiedene Versuche gemacht, die Lehre vom Vater, Sohn und Geist bald philosophischer, bald biblischer vorzustellen, auch an den Ideen von der Person Christi hatte man gebildet, und diejenigen Artikel, welche auf Beschaffenheit der äußern Consociation Einfluß hatten (Taufe, und Busse) waren selbst unvermerkt anders geworden, nachdem sich die ganze Einrichtung der Gesellschaft bey weiterer Ausbreitung geändert hatte. Auch waren die eigentlich praktischen Fragen, wie denn der Mensch selig werde, noch nicht einmal zur ordentlichen Untersuchung gekommen, und auch zeigte sich das gewöhnliche Schiksal des menschlichen Forschens, daß gerad das praktischwichtigste am spätesten die Aufmerksamkeit desselben beschäftigt.

Noch war aber keine Streitigkeit entstanden, welche gleichsam den ganzen Körper der Kirche in Erschütterung gesezt, alles war mehr lokal oder provincial geblieben, und selbst die Händel, welche in Afrika durch die Wahl des Bischofs Cäcilian von Karthago veranlaßt wurden, blieben doch in den Gränzen von Afrika, die Dogmatik erhielt keine so feierliche Bestimmung durch dieselbe, als sie izt durch eine unglükliche in Egypten entstandene Kontrovers erhielt.

Der Artikel von der Person Christi oder genauer, die Frage, in welchen Ausdrücken man vom Logos sprechen solle, war noch nicht so ins Reine dispu-

disputirt, daß nicht immer verschiedener Sprachgebrauch, verschiedene Vorstellungsart und selbst besonders in Egypten, damals dem eigentlichen Mutterlande theologischer Forschung statt gefunden hätte. Diese schon seit Origines Zeiten geduldete Verschiedenheit wurde durch Zufall zum gefährlichen Kirchenschisma. Ein gelehrter Presbyter in Alexandrien, Arius, den Alter und Kenntnisse selbst zu bischöflichen Hoffnungen berechtigten, gerieth mit seinem Bischof Alexander zufällig in Streit, ob dem Logos auch Ewigkeit zugeschrieben werden könne. Nach den Neuplatonischen Ideen des Bischofs war Ewigkeit des Logos so gewiß, als Gott von Ewigkeit her als verständiges Wesen gedacht werden müßte, und Arius, dessen Begriffe wahrscheinlich mehr von gnostischen Aeonengenealogien herstammten, konnte sich den Gezeugten nicht gleich ewig denken mit dem, der seines Daseyns Ursprung ist. Da der Bischof mit Disputiren und Ermahnungen nichts ausrichtete, so wollte er seine Autorität gegen den Presbyter brauchen, hielt eine Synode, exkommunizirte den Arius und verurtheilte ihn als einen Gotteslästerer. Ueber diese Voreiligkeit waren manche andere angesehene Bischöfe sehr aufgebracht, sie hielten es nicht für so ganz gewiß, daß wenn auch Arius unrecht habe, der Sprachgebrauch des Bischofs untadelhaft sey, und niemand war mit Alexanders Ausdrücken mehr unzufrieden als Eusebius von Nikodemien.

Der Schritt war einmal gethan. Jeder suchte sich Partie zu machen, durch Korrespondenz und

andere

andere Verbindungen Freunde zu werben. Die friedlichen Ermahnungen Kaiser Constantins wurden nicht gehört, und das einzige Mittel den Streit zu endigen, schien eine große Synode zu seyn. Bischöfe aus allen Provinzen des römischen Reichs versammelten sich auf kaiserlichen Befehl zu Nicäa, und wahrscheinlich der betriebsame Athanasius nebst dem kaiserlichen Günstling Bischof Hosius von Corduba überwinden den Arius. Er wurde verurtheilt und durch ein Synodal- und Reichsgesez wurde befohlen, daß künftighin gesagt werden solle, der Logos sey dem Vater Homousios.

325

Dieses Wort schien vielen, die auch übrigens dem Arius nicht beytraten, recht beleidigend unschiklich, sie glaubten, es führe auf grobe sinnliche Begriffe von der Zeugung des Sohnes Gottes, es war ein Ausdruk, den man schon in ehmaligen Streitigkeiten für verdächtig gehalten, aber die strengere Partie, welche sich ihres Funds nun einmal recht freute, machte mit einer Anhänglichkeit, welche schon allein die Dunkelheit ihrer Begriffe bewies, den Gebrauch gerad dieses Worts zum Mitzeichen der Orthodoxie; wer es nicht brauchen wollte, war als Freund des Arius verdächtig.

Der junge Diakonus von Alexandrien Athanasius, der schon selbst auf der Synode so betriebsam gewesen war, wurde im gleichfolgenden Jahr selbst Bischof von Alexandrien, und an ihm fand nun die katholische Partie einen Anführer, der

bald

bald mit stürmischem Jugendeifer bald mit politischer Klugheit eines alten Weltmanns die Nicäische Schlüsse in ihre volle Gültigkeit zu setzen suchte. Mit dem Anathem der Synode hatte Constantin bürgerliche Strafe verbunden, Arius Schriften waren zum Feuer verurtheilt, die Auslieferung derselben bey Todesstrafe befohlen.

Diese Orthodoxie Constantins war aber kaum von vierjähriger Dauer, seine Schwester wußte ihn auf das neue für Arius zu gewinnen. Er erlaubte diesem aus dem Exil zurükzukommen, ließ sich durch ein orthodox scheinendes Glaubensbekenntniß täuschen, und da Athanasius unbeweglich darauf blieb, den Ketzer nicht in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen, so mußte er ins Elend und Constantin befahl dem Bischof von Constantinopel ihn in die Kirche einzulassen. Während der Einführungssolennität stirbt Arius plözlich.

336

Von den Prinzen Constantins war Constantius, unter welchen der Orient zu stehen kam, vorzüglich auf der Seite der Arianer, das Wetter brach also über die Athanasianer los, und wie Constantius nach dem Tode seines Bruders auch Herr von Rom und Italien wurde, so stieg die Drangsal der katholischen Partie auf das Höchste, selbst der römische Bischof Liberius mußte izt die arianische Hoftheologie annehmen. Julians und Jovians Regierungen waren zu kurz, als daß sich einer oder der andere Theil hätte mächtig ma-

chen

chen können. Unter Valentinian und Valens schlug wie auf einer Brandstätte die Flamme unter der tiefen Asche, mit neuer Gewalt wieder hervor. Valentinian im Occident verfolgte die Arianer, oder vielmehr alle welche dem Nicäischen Symbolum nicht unterschreiben wollten: Valens im Orient handelte mit der Wuth eines Tyrannen gegen alle, die sich nicht für den Arianismus erklärten. Menschenblut wurde nicht geschont, Bischöfe waren noch glüklich, wenn sie blos des Landes verwiesen wurden. Unter Theodosius triumphirte endlich die athanasianische Partie wieder vollkommen, und seitdem war ihr Sieg ununterbrochen gewiß. Der Arianismus fand seine Schuzstätte bey den Gothen, Burgundern, Vandalen, bey welchen er zum Theil bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts herrschend blieb.

Die Theologen theilten sich bey allen diesen Händeln, immer in drey große Partien 1) entschiedene Arianer. Sie behaupteten, der Logos sey ein Geschöpf, nur das edelste aller Geschöpfe, und selbst schon darinn von allen übrigen verschieden, daß er von Gott unmittelbar aus Nichts hervorgebracht sey. Sie läugneten Ewigkeit und Allwissenheit des Sohnes Gottes. 2) Solche, die auf dem Wort Homousios bestunden, das Ansehn des Nicäischen Symbolums mit allem Eifer verfochten, und die Wahrheit für verloren hielten, wenn man nicht bey diesem Wort bleibe. 3) Solche, die wie es schien in der Hauptsache ganz richtig von der Gottheit Christi dachten, aber den Nicäischen und Athanasiusischen Sprachgebrauch

unschiklich fanden. Manchmal war wohl diese Mittelpartie, wie es bey allen Mittelpartien zu gehen pflegt, von allen arianischen Begriffen nicht ganz frey, aber die Benennung Semiarianer ist doch eben so ungerecht als unschiklich.

Arianern und Athanasianern war eine um das Jahr 340 sich erhebende neue Partie gleich entgegen, welche den Bischof von Sirmium, Photinus, zum Anführer hatte. Dieser gieng so weit zu behaupten, Christus sey blosser Mensch, der erst angefangen habe zu existiren, da er von Maria geboren wurde. Mit diesem Manne Jesus habe sich eine besondere göttliche Kraft verbunden, und weil er sich der vollkommensten Tugend beflissen, so habe ihn Gott an Sohnes statt angenommen. Diese Meynung wich zu sehr von den damals allgemein angenommenen Begriffen ab, als daß sie ihr Glük hätte machen sollen: Photin wurde abgesezt, und seine Meynung anathematisirt.

§. 33.

Macedonianer. Apollinaristen.

In der Lehre von der Gottheit des Sohnes wußte man doch noch, was man gegen einander wollte: aber in Ansehung der Gottheit des heiligen Geistes hatten weder Vertheidiger noch Gegner bestimmte Begriffe. Arianer und so genannte Semiarianer waren ungewiß, ob sie den heiligen Geist blos zu einer Kraft in Gott, oder zu einem Geschöpf machen sollten, und die katholische Partie,

che, wenn sie auch dem heiligen Geist göttliche Ehre gab, zauderte doch mit dem Namen Gott. Die grosse Constantinoplische Synode vom Jahr 381 sezte endlich auch hierüber eine gewisse Kirchenorthodoxie fest, wozu gerad damals Macedonius der Bischof zu Constantinopel war, Gelegenheit gegeben zu haben scheint. Nie ist übrigens diese Partie des Macedonius fortdaurend stark geworden. Die Köpfe waren schon mit andern Fragen zu sehr beschäftigt, Macedonius selbst scheint zu wenig Ehrgeiz gehabt zu haben, den Anführer einer Sekte zu spielen, die ganze Lehre vom heiligen Geist wurde immer mehr als Anhang der Lehre vom Logos, denn als eigenes Kapitel betrachtet.

Während der größten Gährung der arianischen Streitigkeiten erwachte in Syrien eine neue Kontrovers, zu welcher selbst einer der eifrigsten Vertheidiger der Nicäischen Synode Veranlassung gab. Apollinaris der jüngere (wahrscheinlich) Bischof zu Laodicea in Syrien, einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Theologen seines Zeitalters, bey welchem aber Philosophie herrschender war als exegetische Kenntnisse, gerieth auf den Einfall, sich die Vorstellung von der Person Christi dadurch zu erleichtern, daß er annahm, der Logos habe in dem Menschen Jesu die Stelle der vernünftigen Seele vertreten. Eine animalische Seele oder Vegetationskraft habe der Mensch Jesus zwar gehabt, aber was in ihm gedacht, empfunden, gehandelt habe, sey einzig der Logos gewesen. Man schrieb mit Eifer gegen diese Meinung, besonders

bald mit stürmischem Jugendeifer bald mit politischer Klugheit eines alten Weltmanns die Nicäische Schlüsse in ihre volle Gültigkeit zu setzen suchte. Mit dem Anathem der Synode hatte Constantin bürgerliche Strafe verbunden, Arius Schriften waren zum Feuer verurtheilt, die Auslieferung derselben bey Todesstrafe befohlen.

Diese Orthodoxie Constantins war aber kaum von vierjähriger Dauer, seine Schwester wußte ihn auf das neue für Arius zu gewinnen. Er erlaubte diesem aus dem Exil zurükzukommen, ließ sich durch ein orthodox scheinendes Glaubensbekenntniß täuschen, und da Athanasius unbeweglich darauf blieb, den Keßer nicht in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen, so mußte er ins Elend und Constantin befahl dem Bischof von Constantinopel ihn in die Kirche einzulassen. Während der Einführungssolennität stirbt Arius plözlich.

336

Von den Prinzen Constantins war Constantius, unter welchen der Orient zu stehen kam, vorzüglich auf der Seite der Arianer, das Wetter brach also über die Athanasianer los, und wie Constantius nach dem Tode seines Bruders auch Herr von Rom und Italien wurde, so stieg die Drangsal der katholischen Partie auf das Höchste, selbst der römische Bischof Liberius mußte izt die arianische Hoftheologie annehmen. Julians und Jovians Regierungen waren zu kurz, als daß sich einer oder der andere Theil hätte mächtig ma-

chen

das Signal zu den Unruhen. „Niemand soll (So lauten die verschriene Worte der Predigt) „die Maria Gottesgebärerin nennen, denn Ma„ria war ein Mensch und von einem Menschen „kann Gott nicht geboren werden.“ Nestorius vertheidigte in verschiedenen eigenen Predigten diese Meynung seines Presbyters, und zeigte, was nicht erst hätte gezeigt werden sollen, daß wenn die Schrift von Geburt und Tod Christi rede, so wähle sie immer Ausdrücke, welche seine ganze Person und nicht nur seine göttliche Natur bezeichnen, es heisse nicht, Gott sey geboren, sondern Gottes Sohn sey geboren. Aber gleich in den ersten Wochen zu Constantinopel und zu Alexandrien war über diese Predigten ein solches Ketzergeschrey, daß die vorsichtigste Erklärung des Nestorius nicht mehr gehört wurde. Ihm, dem vermeinten Feinde der Gottheit Christi, dem Feind der Ehre der Maria wurde in öffentlichen Predigten zu Constantinopel geflucht: Cyrillus streute Widerlegungen aus, schrieb an den Bischof von Rom, gab diesem von der grossen Gefahr Nachricht, welche der christlichen Religion bevorstehe, und dieser war unwissend oder boshaft genug, gegen den Bischof von Constantinopel sogleich Partie zu nehmen. Man kündigte dem Nestorius an, innerhalb zehn Tagen bey Verlust seines Amts zu wiederrufen, und Cyrillus ließ ihm zwölf Sätze vorlegen, die er annehmen müßte, falls er für orthodox gehalten werden wolle.

Diese zwölf Sätze waren selbst nicht ganz richtig, und nicht nur Nestorius zweifelte an ihrer or-

thodoxen Bestimmtheit, sondern der Patriarch von Antiochien nebst den Bischöfen der dortigen Diöcese waren mit diesen Säzen viel unzufriedener als mit Nestorius, der selbst den Ausdruk Gottesgebärerinn nun nicht mehr verweigerte. Doch der tobende Cyrillus sezte alles darauf, ihre Autorität zu behaupten, brachte ganz Constantinopel und Alexandrien in Aufruhr und wußte besonders den Fanatismus der Mönche in sein Interesse zu ziehen.

Der Kaiser traute sich nicht, der theologischen Fehde seiner zwey großen Reichsprälaten anders ein Ende zu machen, als durch eine Synode zu Ephesus. Für Cyrillus ließ sich wenig gutes auf derselben prophezeihen, dann selbst von Alexandrien kamen die schreiendste Klagen über diesen schändlichen Mann. Ordnung auf der Synode zu behaupten, schikt der Kaiser ein Paar Minister mit Soldaten hin. Nestorius erscheint mit sechszehn Bischöfen aus seinem Sprengel; Cyrillus bringt funfzig und noch eine ihm diesmal sehr brauchbare Schaar egyptischer Matrosen mit; auch treibt der Bischof von Ephesus der treuste Bundsgenosse des Cyrillus eine große Menge von Bischöfen zusammen. Es war billig, mit Eröffnung der Synode bis zur Ankunft des Patriarchen von Antiochien und der ihn begleitenden Bischöfe zu warten, alle unparteyische Bischöfe verlangten es einmüthig, man bewies auch unwidersprechlich, daß jene vor dem 22sten Junius unmöglich in Ephesus eintreffen könnten. Doch Cyrillus, der eigentlich Beklag-

431

ter

ter war, eröffnet ungeachtet aller Protestation der Minister, mit seiner Partie die Synode, stoßt den Minister, der in die Versammlung kam, und nur noch auf vier Tage um Geduld bat, mit Gewalt zur Versammlung hinaus. Gleich in der ersten Seßion wird Nestorius anathematisirt, die zwölf Säze des Cyrillus werden für Richtschnur der Orthodoxie erklärt, und da man das öffentlich angeschlagene Verdammungsurtheil des Nestorius auf Befehl des kaiserlichen Ministers herabreißt, läßt es Cyrillus durch Herolde in der ganzen Stadt verkündigen, und sein Maaß von Bosheit zu vollenden, schikt er falsche Berichte und verfälschte Akten nach Constantinopel.

Kaum sechs Tage nach diesem wüthenden Anfang des Cyrillus kommt der Patriarch Johann von Antiochien an, und ist äusserst erbittert, daß man die heterodoxe zwölf Säze des Cyrillus als Richtschnur der Kirchendogmatik gelten lasse. Auch er versammelt nun die Bischöfe seiner Partie, erklärt den Cyrillus für einen Kezer; der gottlose Mann könne nicht weiterhin Bischof seyn. Man sah bald, daß es zu Ephesus mit dem Verfluchen und Gegenverfluchen kein Ende nehmen würde, und daß alles endlich darauf ankomme, wie glüklich jede Partie in ihren Verhandlungen zu Constantinopel bey dem kaiserlichen Hof sey.

Mit einem Glük, das selbst auch die Bosheit selten genießt, wandte sich unerwartet schnell alles in Constantinopel auf die Seite von Cyrillus. Die Mönchstumulte, welche er durch seine Corres-

disputiert, daß nicht immer verschiedener Sprachgebrauch, verschiedene Vorstellungsart und selbst besonders in Egypten, damals dem eigentlichen Mutterlande theologischer Forschung statt gefunden hätte. Diese schon seit Origines Zeiten geduldete Verschiedenheit wurde durch Zufall zum gefährlichen Kirchenschisma. Ein gelehrter Presbyter in Alexandrien, Arius, den Alter und Kenntnisse selbst zu bischöflichen Hoffnungen berechtigten, gerieth mit seinem Bischof Alexander zufällig in Streit, ob dem Logos auch Ewigkeit zugeschrieben werden könne. Nach den Neuplatonischen Ideen des Bischofs war Ewigkeit des Logos so gewiß, als Gott von Ewigkeit her als verständiges Wesen gedacht werden müßte, und Arius, dessen Begriffe wahrscheinlich mehr von gnostischen Aeonengenealogien herstammten, konnte sich den Gezeugten nicht gleich ewig denken mit dem, der seines Daseyns Ursprung ist. Da der Bischof mit Disputiren und Ermahnungen nichts ausrichtete, so wollte er seine Autorität gegen den Presbyter brauchen, hielt eine Synode, exkommunizirte den Arius und verurtheilte ihn als einen Gotteslästerer. Ueber diese Voreiligkeit waren manche andere angesehene Bischöfe sehr aufgebracht, sie hielten es nicht für so ganz gewiß, daß wenn auch Arius unrecht habe, der Sprachgebrauch des Bischofs untadelhaft sey, und niemand war mit Alexanders Ausdrücken mehr unzufrieden als Eusebius von Nikodemien.

Der Schritt war einmal gethan. Jeder suchte sich Partie zu machen, durch Korrespondenz und andere

andere Verbindungen Freunde zu werben. Die friedlichen Ermahnungen Kaiser Constantins wurden nicht gehört, und das einzige Mittel den Streit zu endigen, schien eine grosse Synode zu seyn. Bischöfe aus allen Provinzen des römischen Reichs versammelten sich auf kaiserlichen Befehl zu Nicäa, und wahrscheinlich der betriebsame Athanasius nebst dem kaiserlichen Günstling Bischof Hosius von Corduba überwinden den Arius. Er wurde verurtheilt und durch ein Synodal- und Reichsgesez wurde befohlen, daß künftighin gesagt werden solle, der Logos sey dem Vater Homousios. 325

Dieses Wort schien vielen, die auch übrigens dem Arius nicht beytraten, recht beleidigend unschiklich, sie glaubten, es führe auf grobe sinnliche Begriffe von der Zeugung des Sohnes Gottes, es war ein Ausdruk, den man schon in ehmaligen Streitigkeiten für verdächtig gehalten, aber die strengere Partie, welche sich ihres Funds nun einmal recht freute, machte mit einer Anhänglichkeit, welche schon allein die Dunkelheit ihrer Begriffe bewies, den Gebrauch gerad dieses Worts zum Mitzeichen der Orthodoxie; wer es nicht brauchen wollte, war als Freund des Arius verdächtig.

Der junge Diakonus von Alexandrien Athanasius, der schon selbst auf der Synode so betriebsam gewesen war, wurde im gleichfolgenden Jahr selbst Bischof von Alexandrien, und an ihm fand nun die katholische Partie einen Anführer, der

bald

bald mit stürmischem Jugendeifer bald mit politischer Klugheit eines alten Weltmanns die Nicäische Schlüsse in ihre volle Gültigkeit zu setzen suchte. Mit dem Anathem der Synode hatte Constantin bürgerliche Strafe verbunden, Arius Schriften waren zum Feuer verurtheilt, die Auslieferung derselben bey Todesstrafe befohlen.

Diese Orthodoxie Constantins war aber kaum von vierjähriger Dauer, seine Schwester wußte ihn auf das neue für Arius zu gewinnen. Er erlaubte diesem aus dem Exil zurükzukommen, ließ sich durch ein orthodox scheinendes Glaubensbekenntniß täuschen, und da Athanasius unbeweglich darauf blieb, den Kezer nicht in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen, so mußte er ins Elend und Constantin befahl dem Bischof von Constantinopel ihn in die Kirche einzulassen. Während der Einführungssolennität stirbt Arius plözlich.

336

Von den Prinzen Constantins war Constantius, unter welchen der Orient zu stehen kam, vorzüglich auf der Seite der Arianer, das Wetter brach also über die Athanasianer los, und wie Constantius nach dem Tode seines Bruders auch Herr von Rom und Italien wurde, so stieg die Drangsal der katholischen Partie auf das Höchste, selbst der römische Bischof Liberius mußte izt die arianische Hoftheologie annehmen. Julians und Jovians Regierungen waren zu kurz, als daß sich einer oder der andere Theil hätte mächtig ma-

chen

chen können. Unter Valentinian und Valens schlug wie auf einer Brandstätte die Flamme unter der tiefen Asche, mit neuer Gewalt wieder hervor. Valentinian im Occident verfolgte die Arianer, oder vielmehr alle welche dem Nicäischen Symbolum nicht unterschreiben wollten: Valens im Orient handelte mit der Wuth eines Tyrannen gegen alle, die sich nicht für den Arianismus erklärten. Menschenblut wurde nicht geschont, Bischöfe waren noch glüklich, wenn sie blos des Landes verwiesen wurden. Unter Theodosius triumphirte endlich die athanasianische Partie wieder vollkommen, und seitdem war ihr Sieg ununterbrochen gewiß. Der Arianismus fand seine Schuzstätte bey den Gothen, Burgundern, Vandalen, bey welchen er zum Theil bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts herrschend blieb.

Die Theologen theilten sich bey allen diesen Händeln, immer in drey große Partien 1) entschiedene Arianer. Sie behaupteten, der Logos sey ein Geschöpf, nur das edelste aller Geschöpfe, und selbst schon darinn von allen übrigen verschieden, daß er von Gott unmittelbar aus Nichts hervorgebracht sey. Sie läugneten Ewigkeit und Allwissenheit des Sohnes Gottes. 2) Solche, die auf dem Wort Homeusios bestunden, das Ansehn des Nicäischen Symbolums mit allem Eifer verfochten, und die Wahrheit für verloren hielten, wenn man nicht bey diesem Wort bleibe. 3) Solche, die wie es schien in der Hauptsache ganz richtig von der Gottheit Christi dachten, aber den Nicäischen und Athanasiusischen Sprachgebrauch

unschiklich fanden. Manchmal war wohl diese Mittelpartie, wie es bey allen Mittelpartien zu gehen pflegt, von allen arianischen Begriffen nicht ganz frey, aber die Benennung Semiarianer ist doch eben so ungerecht als unschiklich.

Arianern und Athanasianern war eine um das Jahr 340 sich erhebende neue Partie gleich entgegen, welche den Bischof von Sirmium, Photinus, zum Anführer hatte. Dieser gieng so weit zu behaupten, Christus sey blosser Mensch, der erst angefangen habe zu existiren, da er von Maria geboren wurde. Mit diesem Manne Jesus habe sich eine besondere göttliche Kraft verbunden, und weil er sich der vollkommensten Tugend beflissen, so habe ihn Gott an Sohnes statt angenommen. Diese Meynung wich zu sehr von den damals allgemein angenommenen Begriffen ab, als daß sie ihr Glük hätte machen sollen: Photin wurde abgesezt, und seine Meynung anathematisirt.

§. 33.

Macedonianer. Apollinaristen.

In der Lehre von der Gottheit des Sohnes wußte man doch noch, was man gegen einander wollte: aber in Ansehung der Gottheit des heiligen Geistes hatten weder Vertheidiger noch Gegner bestimmte Begriffe. Arianer und so genannte Semiarianer waren ungewiß, ob sie den heiligen Geist blos zu einer Kraft in Gott, oder zu einem Geschöpf machen sollten, und die katholische Partie,

die, wenn sie auch dem heiligen Geist göttliche Ehre gab, zauderte doch mit dem Namen Gott. Die grosse Constantinoplische Synode vom Jahr 381 sezte endlich auch hierüber eine gewisse Kirchenorthodoxie fest, wozu gerad damals Macedonius der Bischof zu Constantinopel war, Gelegenheit gegeben zu haben scheint. Nie ist übrigens diese Partie des Macedonius fortdaurend stark geworden. Die Köpfe waren schon mit andern Fragen zu sehr beschäftigt, Macedonius selbst scheint zu wenig Ehrgeiz gehabt zu haben, den Anführer einer Sekte zu spielen, die ganze Lehre vom heiligen Geist wurde immer mehr als Anhang der Lehre vom Logos, denn als eigenes Kapitel betrachtet.

Während der größten Gährung der arianischen Streitigkeiten erwachte in Syrien eine neue Kontrovers, zu welcher selbst einer der eifrigsten Vertheidiger der Nicäischen Synode Veranlassung gab. Apollinaris der jüngere (wahrscheinlich) Bischof zu Laodicea in Syrien, einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Theologen seines Zeitalters, bey welchem aber Philosophie herrschender war als exegetische Kenntnisse, gerieth auf den Einfall, sich die Vorstellung von der Person Christi dadurch zu erleichtern, daß er annahm, der Logos habe in dem Menschen Jesu die Stelle der vernünftigen Seele vertreten. Eine animalische Seele oder Vegetationskraft habe der Mensch Jesus zwar gehabt, aber was in ihm gedacht, empfunden, gehandelt habe, sey einzig der Logos gewesen. Man schrieb mit Eifer gegen diese Meinung, besonders

die syrischen Lehrer, in deren Kirchen die neue Hypothese vorzüglich beliebt zu werden schien, suchten immer recht deutlich von der ganzen Menschheit Jesu zu sprechen, unterschieden recht sorgfältig die menschliche Natur von der höhern damit verbundenen Natur des Logos, aber eben dieses Bestreben der syrischen Lehrer, recht sorgfältig zu unterscheiden, veranlaßte endlich einen theologischen Krieg, der noch viel gefährlicher wurde, als der Arianische, dessen Folgen noch bis auf den heutigen Tag nicht nur im dogmatischen Kompendium sondern selbst in der Geschichte fortdauren. Die Begebenheit ist nach ihrem ersten Ursprung folgende.

§. 34.

Geschichte der Nestorianischen Unruhen.

Die Eifersucht des Bischofs von Alexandrien wurde eben so rege, als der Haß des Constantinoplischen Klerus, da im Jahr 428 schon wieder ein Zögling der Antiochischen Kirche Nestorius, als Bischof nach Constantinopel kam. Cyrillus, damals Bischof von Alexandrien, ein ränkvoller heimtückischer Mann, legte sogleich alles darauf an, den neuen Bischof zu Falle zu bringen, und das Projekt konnte beynahe nicht mißlingen, da sich ein großer Theil des dortigen Klerus zu Belaurung des glüklichen Fremdlings brauchen ließ. Wie viele von ihnen fühlten sich verdienter für die bischöfliche Würde als dieser Antiochische Homilet. Die Predigt eines Presbyter, den Nestorius von Antiochien mitgebracht hatte, gab

das

das Signal zu den Unruhen. „Niemand soll (So lauten die verschriene Worte der Predigt) „die Maria Gottesgebärerin nennen, denn Maria war ein Mensch und von einem Menschen „kann Gott nicht geboren werden.“ Nestorius vertheidigte in verschiedenen eigenen Predigten diese Meynung seines Presbyters, und zeigte, was nicht erst hätte gezeigt werden sollen, daß wenn die Schrift von Geburt und Tod Christi rede, so wähle sie immer Ausdrücke, welche seine ganze Person und nicht nur seine göttliche Natur bezeichnen, es heisse nicht, Gott sey geboren, sondern Gottes Sohn sey geboren. Aber gleich in den ersten Wochen zu Constantinopel und zu Alexandrien war über diese Predigten ein solches Ketzergeschrey, daß die vorsichtigste Erklärung des Nestorius nicht mehr gehört wurde. Ihm, dem vermeinten Feinde der Gottheit Christi, dem Feind der Ehre der Maria wurde in öffentlichen Predigten zu Constantinopel geflucht: Cyrillus streute Widerlegungen aus, schrieb an den Bischof von Rom, gab diesem von der grossen Gefahr Nachricht, welche der christlichen Religion bevorstehe, und dieser war unwissend oder boshaft genug, gegen den Bischof von Constantinopel sogleich Partie zu nehmen. Man kündigte dem Nestorius an, innerhalb zehn Tagen bey Verlust seines Amts zu wiederrufen, und Cyrillus ließ ihm zwölf Sätze vorlegen, die er annehmen müßte, falls er für orthodox gehalten werden wolle.

Diese zwölf Sätze waren selbst nicht ganz richtig, und nicht nur Nestorius zweifelte an ihrer or-

thodoxen Bestimmtheit, sondern der Patriarch von Antiochien nebst den Bischöfen der dortigen Diöcese waren mit diesen Säzen viel unzufriedener als mit Nestorius, der selbst den Ausdruk Gottesgebärerinn nun nicht mehr verweigerte. Doch der tobende Cyrillus sezte alles darauf, ihre Autorität zu behaupten, brachte ganz Constantinopel und Alexandrien in Aufruhr und wußte besonders den Fanatismus der Mönche in sein Interesse zu ziehen.

Der Kaiser traute sich nicht, der theologischen Fehde seiner zwey großen Reichsprälaten anders ein Ende zu machen, als durch eine Synode zu Ephesus. Für Cyrillus ließ sich wenig gutes auf derselben prophezeihen, dann selbst von Alexandrien kamen die schreiendste Klagen über diesen schändlichen Mann. Ordnung auf der Synode zu behaupten, schikt der Kaiser ein Paar Minister mit Soldaten hin. Nestorius erscheint mit sechszehn Bischöfen aus seinem Sprengel; Cyrillus bringt funfzig und noch eine ihm diesmal sehr brauchbare Schaar egyptischer Matrosen mit; auch treibt der Bischof von Ephesus der treuste Bundsgenosse des Cyrillus eine große Menge von Bischöfen zusammen. Es war billig, mit Eröffnung der Synode bis zur Ankunft des Patriarchen von Antiochien und der ihn begleitenden Bischöfe zu warten, alle unpartenische Bischöfe verlangten es einmüthig, man bewies auch unwidersprechlich, daß jene vor dem 22sten Junius unmöglich in Ephesus eintreffen konnten. Doch Cyrillus, der eigentlich Beklag-

431

ter

ter war, eröffnet ungeachtet aller Protestation der Minister, mit seiner Partie die Synode, stößt den Minister, der in die Versammlung kam, und nur noch auf vier Tage um Geduld bat, mit Gewalt zur Versammlung hinaus. Gleich in der ersten Seßion wird Nestorius anathematisirt, die zwölf Sätze des Cyrillus werden für Richtschnur der Orthodoxie erklärt, und da man das öffentlich angeschlagene Verdammungsurtheil des Nestorius auf Befehl des kaiserlichen Ministers herabreißt, läßt es Cyrillus durch Herolde in der ganzen Stadt verkündigen, und sein Maaß von Bosheit zu vollenden, schikt er falsche Berichte und verfälschte Akten nach Constantinopel.

Kaum sechs Tage nach diesem wüthenden Anfang des Cyrillus kommt der Patriarch Johann von Antiochien an, und ist äusserst erbittert, daß man die heterodoxe zwölf Sätze des Cyrillus als Richtschnur der Kirchendogmatik gelten lasse. Auch er versammelt nun die Bischöfe seiner Partie, erklärt den Cyrillus für einen Ketzer; der gottlose Mann könne nicht weiterhin Bischof seyn. Man sah bald, daß es zu Ephesus mit dem Verfluchen und Gegenverfluchen kein Ende nehmen würde, und daß alles endlich darauf ankomme, wie glüklich jede Partie in ihren Verhandlungen zu Constantinopel bey dem kaiserlichen Hof sey.

Mit einem Glük, das selbst auch die Bosheit selten genießt, wandte sich unerwartet schnell alles in Constantinopel auf die Seite von Cyrillus. Die Mönchstumulte, welche er durch seine Cor-

respondenz daselbst erregte, hätten den Kaiser gegen ihn aufbringen sollen, die Relationen der kaiserlichen Ministerien bey der Synode waren gegen ihn, die Bosheit des Mannes war schon vorher gekannt, Verbrechen, die mit dem bisherigen gar nicht zusammen hiengen, schon vorher gegen ihn eingeklagt, und doch — was vermochte nicht sein Geld bey den kaiserlichen Ministers, wie schlau mußte er nicht den Haß Pulcheriens gegen Nestorius, den Verräther ihrer Liebesgeheimnisse zu nutzen — und doch kommt plözlich das Urtheil, Nestorius sey abgesezt, Cyrillus bleibe Patriarch, ohne der geringsten Strafe sich unterwerfen zu müssen. Ob die Partie des Nestorius oder die des Cyrillus als die orthodoxe gelten solle, ließ der Kaiser unentschieden, er war froh die Bischöfe wieder nach Hause zu bringen.

§. 35.

Der ganze Streitpunkt hatte sich nun seit diesem kaiserlichen Entscheidungsurtheile geändert. Von Nestorius Person und Orthodoxie war gar nicht mehr die Rede, niemand nahm Anstand den Namen Gottesgebärerin von der Maria zu gebrauchen, aber die Bischöfe der Antiochischen Diöcese waren über die Mißhandlungen, welche sie auf der Ephesischen Synode erlitten, äusserst aufgebracht, und hielten die zwölf Säze, welche Cyrillus als Richtschnur der Orthodoxie daselbst aufstellen wollte, für wahre Kezerey. Die gelinderen Erklärungen, welche der Alexandriner seinen zwölf Säzen zu geben suchte, wurden von den

Mor-

Morgenländern (Antiochenern) gar nicht gehört, und alle irenische Bemühungen des Hofes waren vergeblich. Endlich mußte doch Cyrillus nachgeben, ein Glaubensbekenntniß unterschreiben, worinn er zwey Naturen in Christo gestund. Dafür bequemten sich die Antiochener, die Absetzung des Nestorius zu billigen, und seine Lehrsätze mit dem Anathem zu belegen. Keine beider Partien war mit diesem Frieden beruhigt.

Ein grosser Theil der Morgenländer erkannte die ungerechte Nachgiebigkeit, womit ihre Freunde den Frieden erkauft hatten, und Cyrillus mit seiner Partie wollte bald nicht nur dem Nestorius, sondern auch dem Lehrer des Nestorius geflucht wissen. Theodor von Mopsvest (so hieß der Name des leztern) war bey den Antiochenern als einer der größten Theologen geachtet, und dem sollten sie nun im Grabe fluchen, aus dessen Schriften sie ihren dogmatischen Sprachgebrauch und ihre exegetische Weisheit schöpften. Bischof Rabulas von Edessa war fast der wüthendste unter allen diesen Eiferern der egyptischen Partie, und weil gerad zu Edessa die Schule war, wo die vornehmsten morgenländischen Bischöfe erzogen wurden, so konnte sein Eifer recht den eigentlichen Lebenskeim seiner Gegenpartie tödten.

Da endlich auch sogar wirkliche Verfolgungsgesetze gegen diese morgenländische Christen ergiengen, der kaiserliche Hof bey einiger scheinbaren Nachgiebigkeit der Partie des Cyrillus die Standhaftigkeit der orientalischen Diöcese für ketzerischen

Eigensinn hielt, so war den Unglüklichen keine andere Rettung übrig, als in die Staaten des Königs von Persien zu fliehen. Wie froh war nicht dieser, eine Christenpartie zu finden, von welcher er versichert seyn konnte, daß sie sich mit den römischen Christen in keine Korrespondenz einlassen werde und wie willig räumte er ihnen alles ein, was zur ausbildenden Fortdauer einer kirchlichen Gesellschaft gehört. Doch vorzüglich der Thätigkeit eines Mannes hatten es die Vertriebene zu danken, daß sie eine ordentliche kirchliche Einrichtung, eine eigene Hierarchie gewannen, welche von der Hierarchie der grossen katholischen Partie nicht nur unabhängig blieb, sondern ihr sogar das im römischen Reich erlittene Unrecht vergalt. Barsumas war nebst andern seiner Freunde aus der Schule von Edessa verstossen worden, wurde bald darauf Bischof von Nisibis, gewann Zutritt bey Hofe, und überredete den König, daß er die Christen seiner Gegenparti aus den persischen Staaten vertrieb. Er errichtete zu Ktesiphon (Seleucia) ein eigenes Patriarchat für seine Freunde, stiftete eine eigene Schule zu Nisibis um für Besetzung der Bisthümer immer geschikte Jünglinge zu haben, und gab dadurch seiner neuerrichteten Kirche eine fortdaurende Verfassung.

Wer diese von der grossen Kirche abgesonderte Christen Nestorianer heissen will, sollte nie vergessen, daß Nestorius nur entfernte Veranlassung zu ihrer Trennung gegeben hat, daß sie denselben nicht einmal für den Lehrer ihrer Partie halten, seine Sache noch itzt nicht zu der Sache ihrer Par-

tie

[ma]che machen, und keine Schriften desselben gleichsam als symbolische Parteybücher unter sich haben. Der Name chaldäische Christen, von dem Hauptsitze ihrer Secession so genannt, ist viel geschikter; man denkt auch bey demselben nicht sogleich an Ketzer.

Es gibt wohl viele Beyspiele, daß falscher Religionseifer Regenten verleitet hat, ihre Länder selbst zu entvölkern; aber der Unterschied zwischen den Religionsmeinungen des Regenten und der Unterthanen mußte doch auffallend groß seyn, wenn Intoleranz bis zu einer solchen Ausschweifung stieg: hier ist vielleicht der einzige Fall in der Geschichte, daß ein Regent Schaaren seiner nüzlichsten Unterthanen seinem Feinde gleichsam aufzwang, blos weil diese bey aller ihrer Orthodoxie nicht gerad die Ausdrücke brauchen wollten, welche ein großer Bischof seines Reichs zufällig authorisirt hatte, blos weil sie das Betragen dieses großen Bischofs nicht billigen wollten, das doch der Kaiser selbst nimmermehr billigen konnte. Die Streitfragen zwischen diesen nun getrennten Christen und der im römischen Reich triumphirenden Partie waren so fein theologisch, ihre Kenntniß erforderte so viel Einsicht in die damalige Philosophie und in die entfernteste Folgerungen aus gewissen Glaubenslehren, daß man sicher darauf zählen darf, der Kaiser und seine Minister verstunden nicht einmal den Kontroverspunkt. So wahr wurde es also auch hier, daß kein Eifer heftiger ist, als der, bey dem dunkle Ideen zum Grund liegen.

§. 36.

§. 36.

Geschichte der eutychianischen und monophysitischen Unruhen.

Der Nachfolger des Cyrillus, Dioskurus, sah es als Ehrensache seines Stuhls an, vollends in Stand zu bringen, was sein Vorfahrer noch nicht vollendet hatte, und der Synode von Ephesus, von der man unterdeß wie von geheimen Wundern schwieg, ein lautes Lob zu verschaffen. Auch manche charakteristische Ausdrücke der egyptischen Theologie waren noch nicht recht in Gang gebracht, und Dioskurus schien sich selbst noch über Cyrillus und seine Freunde einen Triumph verschaffen zu können, wenn er die Schranken von Nachgiebigkeit, welche sich diese im Frieden mit den Antiochenern gesezt hatten, aufs neue durchbrach. In Constantinopel ereignete sich wieder der erste Auftritt.

Ein dasiger alter siebenzigjähriger Abbt Eutyches, schon in den vorigen Händeln vertrauter Freund des Cyrillus, trieb theils aus Eigensinn, theils aus Unwissenheit in unvorsichtigen Ausdrücken seinen Eifer für die innigste Vereinigung beyder Naturen in Christo so weit, daß ihn nach vorhergehenden Warnungen sogar selbst ein Freund der egyptischen Partie bey dem dortigen Bischof verklagte. Die Anklage wurde bey dem Synodalverhör richtig befunden, und Eutyches konnte sich durch alle seine künstliche Ränke vor der Absetzung nicht schützen. Doch Kaiserinn Eudokia war seine Freundin, und Dioskurus von Alexandrien

drien wahrscheinlich gleich in den Anfang des ganzen Streits verflochten, auf beyder Veranlassung wurde eine zweite grössere allgemeine Synode veranstaltet, das gefällte Urtheil zu revidiren.

449 Auf dieser Räuberversammlung — schon dieser allgemeingangbare Name dieser ephesischen Synode zeigt die Geschichte ihrer Verhandlungen — siegte Abbt Eutyches, der Kirchenbann traf seine Gegner, vorzüglich den Bischof Flavian von Constantinopel, der seine bey der Versammlung persönlich erlittene Mishandlungen nicht lang überlebte. Leo der Grosse, der damals auf dem römischen Stuhl saß, bewegte Himmel und Erde, dieser unglüklich unterdrükten Partie aufzuhelfen, und das veränderte Hofsystem zu Constantinopel war endlich seinen Bemühungen günstig. Eudokia verlor allen Einfluß auf die öffentliche Angelegenheiten, da im Jahr 450 Pulcheria und Marcian auf den Thron kamen. Pulcheria war innige Verehrerin des römischen Bischofs und veranstaltete sogleich im folgenden Jahr eine neue grosse Synode zu Chalcedon, wo, wie leicht zu erwarten war, die egyptische Partie unterlag, und der Bischof Dioskurus von Alexandrien abgesezt wurde. Um die Lehre von Vereinigung der beiden Naturen in Christo recht genau zu bestimmen, wurde ein eigenes Glaubensnormatif aufgesezt, und der römische Bischof erlebte die Freude, daß sein dogmatisches Schreiben an den Bischof Flavian von Constantinopel als Norm der Orthodoxie angesehen wurde.

§. 37.

§. 37.

Nun war freylich bey Verlust der bürgerlich Ruhe befohlen, daß man künftig sagen sollte, Christus seyen zwey Naturen unvermischt und do unzertrennlich so mit einander vereinigt, daß nu eine Person da sey: so war befohlen, aber ma konnte eher alles durch Befehle ausrichten, als di damalige Theologen von einer einmal gefaßten Ide abbringen oder das Volk zum Gehorsam leiten, das durch seine Bischöfe in Angst gesezt worden war, es gelte hier einer Hauptsache der christli chen Religion, ob man zwey Naturen oder eine Natur in Christo annehme. Offenbar war bey der ganzen Sache viel Wortstreit, wer von einer Natur sprach, dachte unter dem Wort Natur et was ganz anders, als wer von zwey Naturen rede te, und die gewöhnlichen Fehler solcher Streitigkei ten, welche in einen metaphysischen Sprachge brauch hineingehen, wurden selbst durch den Fort gang des Streits mehr verdoppelt als gemildert. Ueberdies war eine große Partie, welche vielleicht bey der Glaubensentscheidung gleichgültig geblie ben wäre, durch die Absetzung des Alexandrini schen Bischofs empfindlichst gekränkt, weil ein mal eine sechzigjährige Observanz diesem fast Pabstansehen verschaft hatte, und die egypti schen Bischöfe fast mehr als in irgend einer andern Diöcese an ihren Primaten sich anschlossen.

Es war ein schröckliches Schauspiel, das gleich nach geendigter Synode, so bald sich die Nachricht ihres Erfolgs verbreitete, in Palästina,

Egypten

Egypten und Syrien eröffnete. Nach Jerusalem kam noch vor geendigter Synode ein Mönch, Theodosius von Chalcedon, warf sich zum Anführer der tobenden Schwärmer und Rebellen auf, und gewann die zu Jerusalem residirende verwittwete Kaiserin Eudokia, welche fünf Jahre lang diesem rasenden Haufen ihren Namen zum Schuz lieh.

In Egypten war der Sturm noch heftiger. Proterius, Nachfolger des Dioskurus, wurde todtgeschlagen, sein Leichnam zerstükt, wie Hunde trugen sie sein Eingeweide im Mund herum, was übrig war, wurde verbrannt, die Asche in die Luft gestreut. Thimotheus Aelurus drang sich eine Zeitlang zum Patriarchen ein.

In Syrien war zwar bey weitem der größte Theil der Bischöfe chalcedonischgesinnt, aber die Mönche verbreiteten doch auch hier die Flamme des Aufruhrs. Vorzüglich kam einer von Constantinopel Peter der Gärber, der selbst im äussern des Gottesdienstes eine hieher gehörige Veränderung machen wollte, eine Veränderung des alten Kirchengesangs (heiliger Gott, heiliger starker Gott, heiliger ewiger Gott) einführen wollte, die vielleicht in jedem andern Zeitalter unbemerkt gelungen wäre. Er wollte beygesezt wissen, der du für uns gekreuzigt bist.

In allen drey Provinzen dauerte das Toben dreyßig Jahre lang mit immer erneuerter Wuth fort, und leider hatte der Hof, von dessen Gesinnungen

§. 37.

Nun war freylich bey Verlust der bürgerlichen Ruhe befohlen, daß man künftig sagen sollte, in Christus seyen zwey Naturen unvermischt und doch unzertrennlich so mit einander vereinigt, daß nur eine Person da sey: so war befohlen, aber man konnte eher alles durch Befehle ausrichten, als die damalige Theologen von einer einmal gefaßten Idee abbringen oder das Volk zum Gehorsam leiten, das durch seine Bischöfe in Angst gesezt worden war, es gelte hier einer Hauptsache der christlichen Religion, ob man zwey Naturen oder eine Natur in Christo annehme. Offenbar war bey der ganzen Sache viel Wortstreit, wer von einer Natur sprach, dachte unter dem Wort Natur etwas ganz anders, als wer von zwey Naturen redte, und die gewöhnlichen Fehler solcher Streitigkeiten, welche in einen metaphysischen Sprachgebrauch hineingehen, wurden selbst durch den Fortgang des Streits mehr verdoppelt als gemildert. Ueberdies war eine große Partie, welche vielleicht bey der Glaubensentscheidung gleichgültig geblieben wäre, durch die Absezung des Alexandrinischen Bischofs empfindlichst gekränkt, weil einmal eine sechzigjährige Observanz diesem fast Pabstansehen verschaft hatte, und die egyptischen Bischöfe fast mehr als in irgend einer andern Diöcese an ihren Primaten sich anschlossen.

Es war ein schröckliches Schauspiel, das gleich nach geendigter Synode, so bald sich die Nachricht ihres Erfolgs verbreitete, in Palästina, Egypten

Egypten und Syrien eröffnete. Nach Jerusalem kam noch vor geendigter Synode ein Mönch, Theodosius von Chalcedon, warf sich zum Anführer der tobenden Schwärmer und Rebellen auf, und gewann die zu Jerusalem residirende verwittwete Kaiserin Eudokia, welche fünf Jahre lang diesem rasenden Haufen ihren Namen zum Schuz lieh.

In Egypten war der Sturm noch heftiger. **Proterius**, Nachfolger des Dioskurus, wurde todtgeschlagen, sein Leichnam zerstükt, wie Hunde trugen sie sein Eingeweide im Mund herum, was übrig war, wurde verbrannt, die Asche in die Luft gestreut. **Thimotheus Aelurus** drang sich eine Zeitlang zum Patriarchen ein.

In **Syrien** war zwar bey weitem der gröste Theil der Bischöfe chalcedonischgesinnt, aber die Mönche verbreiteten doch auch hier die Flamme des Aufruhrs. Vorzüglich kam einer von Constantinopel **Peter der Gärber**, der selbst im äussern des Gottesdienstes eine hieher gehörige Veränderung machen wollte, eine Veränderung des alten Kirchengesangs (heiliger Gott, heiliger starker Gott, heiliger ewiger Gott) einführen wollte, die vielleicht in jedem andern Zeitalter unbemerkt gelungen wäre. Er wollte beygesezt wissen, der du für uns gekreuzigt bist.

In allen drey Provinzen dauerte das Toben dreyßig Jahre lang mit immer erneuerter Wuth fort, und leider hatte der Hof, von dessen Gesin-

nungen

Theolog, wie der Kaiser nothwendig seyn müßte, war eben daher von beiden Partien zu lenken, und aus Liebe zum Kirchenfrieden wurde er der Orthodoxie schädlich, aus Eifer für Orthodoxie dem Kirchenfrieden nachtheilig.

Einen seiner Feinde am Hofe zu kränken, verleitete der Bischof von Constantinopel den Kaiser, durch ein feierliches Edikt die Meinungen und Anhänger des Origenes zu verdammen. Theodor von Cäsarea, so hieß der Günstling des Kaisers, welchem man mit diesem Streich wehe thun wollte, war eifrigster Bewunderer des gelehrten Alexandriners; — und was ließ sich auch niederträchtigeres denken, als einen um die christliche Kirche so verdienten Lehrer dreyhundert Jahre nach seinem Tod verfluchen zu lassen, ohne daß man gerad durch eine äussere Nothwendigkeit wegen einer besondern grossen Partie gezwungen gewesen wäre.

545

Der beleidigte Günstling rächete sich grausam an seinem Gegentheil. Er beredte den Kaiser, es habe nur einen kleinen Anstand, warum sich die Monophysiten nicht entschliessen könnten, die Schlüsse der chalcedonischen Synode anzunehmen. Man habe den Wahn gefaßt, daß auf der chalcedonischen Synode gewisse Schriften des Theodor von Mopsvest, des Theodoret und des Ibas von Edessa als rechtglaubig anerkannt worden seyen, in welcher sich doch unverkennbare Spuren fänden, daß sie es mit Nestorius gehalten hätten, und eine feierliche Erklärung gegen gewisse

Schrif-

Schriften dieser drey Männer würde die Monophysitenpartie aussöhnen, mit einem mal einen Frieden herstellen, der dreien der schönsten Provinzen des Reichs die vollkommenste Ruhe schenken würde. Justinian, voll Freude das Werk einer so wichtigen Religionsvereinigung, welche allen seinen Vorfahren unmöglich war, endlich so leicht ausführen zu können, ließ unverweilt ein Edikt ergehen, worinn die Schriften dieser drey Männer für ketzerisch erklärt wurden. Die morgenländischen Bischöfe waren an unbedingten Gehorsam gegen die kaiserliche dogmatische Befehle längstens gewöhnt, also von ihnen die Befolgung der Hoftheologie sicher zu hoffen, aber die Afrikaner, welche erst kurz vorher unter Justinians Oberherrschaft gekommen waren, und bey welchen sich der Religionseifer durch viele erlittene Verfolgungen gleichsam genährt hatte, wollten nichts von Gehorsam gegen einen Befehl wissen, welcher der Ehre der chalcedonischen Synode so nachtheilig war. Sie entbrannten von Eifer, daß der Kaiser sich stelle, als ob das Ansehn der chalcedonischen Synode durch seine Verordnung gar nicht geschwächt seyn sollte, und es schien ihnen mehr als unchristliche Grausamkeit, Bischöfe, welche über hundert Jahre todt waren und unterdeß allgemein als fromme, gelehrte Männer, als trefliche Lehrer der Kirche verehrt worden waren, blos aus Respekt gegen einen närrischen Einfall des Kaisers, im Grab zu verfluchen.

Billig hätte in einem solchen Falle, selbst auch durch das Beyspiel seiner Vorgänger berechtigt, der

römische Bischof Vigilius im Namen aller Abendländer vor den Riß treten sollen, und so lange er auch in Italien war, also meistens nur solche um sich hatte, welche über Justinians heterodoxe irenische Bemühung äusserst erbittert waren, so blieb auch er eifriger Vertheidiger des Ansehns der chalcedonischen Synode. Aber Justinian, der alle Schwächen von Vigilius kannte, ließ ihn nach Constantinopel herüber holen, wußte in seinem Betragen gegen denselben Versprechungen und Drohungen, Liebe und Ernst so glüklich zu mischen, daß sich dieser gegen die drey Kapitel erklärte (Iudicatum.) Doch kaum war die Erklärung gestellt, und kaum ihr Innhalt bekannt gemacht, so sah sich Vigilius von der orthodoxen Partie so bestürmt, den ganzen Occident so gegen sich aufgebracht, daß er mit schlauer Kunst auf die Gegenseite wieder herüber zu schleichen suchte. Er schien dieses am schiklichsten auszuführen, wann er den Kaiser überreden würde, eine Synode halten zu lassen, und dieser die Sache zur Untersuchung zu übergeben. Der bedrängte Bischof glaubte so vielen Einfluß haben zu können, daß sich diese für die drey Kapitel erkläre, und er fürchtete nicht, daß ihm Justinian weiter zusetzen werde, wann er sich hinter den Aussprüchen einer Synode glüklich zu verstecken wisse. Zwey Synoden werden schnell auf einander gehalten, die zweyte vom Jahr 553 gilt so gar für eine ökumenische, beide aber sprachen gegen die drey Kapitel. Wie wars auch fast anders zu erwarten? der Kaiser hatte die Bischöfe gleichsam unter seinen Augen zu Constantinopel votiren lassen. Vigilius erklärte

te sich zwar izt förmlich für die drey Kapitel (Constitutum), allein der Kaiser wußte ihn mürbe zu machen, er mußte sich nach Duldung mancher harten Leiden endlich doch bequemen, die Einfälle des Kaisers für orthodox zu halten. Auch seine Nachfolger schikten sich in die Byzantinische Hoftheologie, die Macht Justinians in Italien und sein theologischer Eigensinn war zu groß, als daß sich von ihm Nachgiebigkeit erwarten ließ, und wenn endlich doch Justinians Theologisiren nur bey dieser Controvers geblieben wäre!

Scythische Mönche, die sich um das Jahr 520 wegen mancher eigenen Angelegenheiten in Constantinopel aufhielten, geriethen auf den Gedanken, ob man nicht sagen könne, einer aus der Dreyeinigkeit sey gekreuzigt worden. Den Bischöfen wurde bange, so bald sie von einer neuentstandenen Frage hörten, denn wer konnte vorausehen, für welche Partie der Hof sich erklären werde. Es war bisher manchmal so wunderseltsam zugegangen, bis eine gewisse Meinung das Gepräge der Orthodoxie erhielt; durch hundertjährige Erfahrungen hatte man gelernt, daß die Beantwortung einer solchen Frage immer nur eine neue Frage nach sich ziehe, wo sollte dann endlich die Gränze seyn, bey welcher menschlicher Fürwiz stehen bleiben würde? Selbst der römische Bischof war diesmal schüchtern, und so sehr er von den scythischen Mönchen behelliget wurde, so sezte er sich darauf, ihnen keine entscheidende Antwort zu geben, und wie er sich alsdenn doch

endlich eine Antwort abnöthigen ließ, so traf er gerad eine ungeschikte.

Der römische Bischof Hormisdas erklärt die Lehre der scythischen Mönche für giftig und kezerisch: seine Nachfolger mußten ihn der Unwahrheit strafen, dann Justinian ließ den Saz
553 der scythischen Mönche auf der Constantinoplischen Synode für orthodox erklären.

Einem weisen Alten entleidet sonst nichts mehr als theologische Polemik, aber der bald achtzigjährige Justinian fieng kurz vor seinem Ende noch eine neue Streitfrage auf, und man sah keiner geringern Verwirrung entgegen, als diejenige war, welche aus dem Dreykapitelstreit entsprungen. Unter andern Fragen, über welche sich die Monophysiten unter einander theilten, war keine der geringsten, ob Christus bey langem Mangel an Speise hungern mußte, oder ob er blos deswegen hungerte, weil er hungern wollte (Phthartolatrae. Aphthartodocetae.) Durch einen unglüklichen Zufall erfuhr Justinian, daß die Theologen über diesen Punkt disputirten: er war so gleich entschlossen zu befehlen, daß man künftighin im römischen Reich glauben solle, Christus habe nie gehungert als wenn er habe hungern wollen. Wer weiß wie viel Glaubensartikel Justinian aus kaiserlicher Machtvollkommenheit noch befohlen hätte, wenn er nicht
565 gleich das folgende Jahr gestorben wäre.

§. 39.

§. 39.

Partien der Monophysiten. Entstehung einer eigenen Kirche derselben.

Während daß die Chalcedoniten von einer Trübsal in die andere getrieben wurden, so theilten sich die Monophysiten in eine Menge kleiner Partien, welche oft die Spizfindigkeiten in Fragen und in geschraubten Antworten bis aufs äusserste trieben. Man war z. B. einigermassen mit einander übereingekommen, daß der Mensch Jesus, ungeachtet seiner Vereinigung mit dem Logos, doch alle menschliche Schwachheiten gehabt habe, deren Ursache nicht gerad in der Sünde liege, daß er gehungert, gedürstet, aus Mattigkeit geschlafen habe. Wenn es so ist, schlossen einige weiter, so muß er auch wie andere Menschen manches nicht gewußt haben, dann Eingeschränktheit der Kenntnisse gehört eben so gut zu den unsündlichen menschlichen Schwachheiten als Nothwendigkeit des Schlafs, des Essens und Trinkens (Agnoeten.) Auch über dieser Frage theilten sie sich zu Alexandrien und Constantinopel in große Partien, und ein Grammatiker der erstern Stadt, Johann Philoponus brachte die Verwirrung vollends aufs höchste. Er glaubte solche Begriffe für die Lehre der Dreyeinigkeit gefunden zu haben, daß die Monophysiten mit Hülfe derselben alle Einwürfe der Orthodoxen beantworten könnten. Er war ganz in seine Aristotelische Terminologien versunken, hatte von allen den Worten (Natur, Wesen, Person), deren Bedeutung bisher so oft das Kriegszeichen gewesen war, gar keine deut-

 lich-

endlich eine Antwort abnöthigen ließ, ... er
gerad eine ungeschikte. ... aus
... enen

Der römische Bischof Horm ... war
Lehre der scythischen Mönche ... e hier
risch: seine Nachfolger mußt ... eit lan
heit strafen, dann ...
553 der scythischen M ...
nopliſchen Syno ... philoso
... der für so

Einem weisen ... glüklichen Epoche
als theologische P ... daß sie sich verloren
jährige Justinian ... hundert Arme zertheilter
eine neue St ... verliert. Es war kein Gefühl
geringern ... tlichen Interesse mehr da, der
war, welch ... den verschiedenen monophysitischen
gen. U ... war fast eben so groß als die Feindschaft
Monop ... den Monophysiten und Chalcedoniten,
der g ... dieser innerliche Krieg war gerad zu Alexan
an ... dem Hauptsiz der ganzen Partie. Justi
w ... benuzte diesen Vortheil, und suchte durch
Verfolgungen zu Stande zu bringen, was er
durch Liebe nicht erhalten konnte. Bisher war
Alexandrien noch immer Zufluchtsort der Monophysiten gewesen, auch dort fieng Justinian an,
sie heimzusuchen, sie verloren durch die Verfolgungen den größten Theil ihrer Bischöfe, und
das Mittel der Flucht in einen benachbarten Staat, wodurch sich die sogenannte Nestorianer gerettet
hatten, war für sie gänzlich unbrauchbar: wohin fliehen, da eben diese chaldäische Christen, ihre
erklärteste Gegner, jenseits des Euphrats die herrschende Kirche waren?

In

dieser unglüklichen Periode that ein
…kobus Baradäus, den Monophysiten
…n Dienst, welchen Barsumas den
…Christen geleistet hatte. Der Ein…
… einer Provinz des Orients in die
… Egypten, Syrien, Mesopota…
… ordinirte seiner Partie eine
…ke, und stiftete für dieselbe
…es Patriarchat zu Antio…
… die Trennung der Monophysi…
…herrschenden Kirche gleichsam auf ewig
…: sie hatten nun ihre eigene ganz für sich
…ehende Hierarchie, sie breiteten sich, nachdem
diese ganz eingerichtet war, in Syrien, Mesopotamien, Armenien, Egypten, Nubien und Abyssinien immer mehr aus. Ihrer wurden im Orient so viele, daß der Patriarch von Antiochien nicht mehr alle regieren konnte, es entstund deswegen in folgenden Zeiten an den Gränzen von Armenien ein eigener Primas zu Tagrit. Die Araber, als sie im siebten Jahrhundert alle erstgenannte Provinzen überschwemmten, waren einer solchen Christenpartie sehr günstig, welche durch ihr eigenes Religionsinteresse von den Christen des großen Reichs getrennt wurde.

So hatte sich also die christliche Kirche am Ende des sechsten Jahrhunderts in drey große Haufen getheilt, deren Unterscheidungszeichen anfangs theils auf Mißverständniß, theils auf verschiedenem theologischen Sprachgebrauch beruhte. Nachdem jeder dieser Haufen ein Paar Jahrhunderte lang seine eigene Schiksale erlitten, seinen

lichhistorische Begriffe; er sprach, wie wann er drey Götter annehme, und wollte doch durchaus kein Tritheit seyn. Selbst unter seiner eigenen Partie fand er zwar nicht viel Beyfall, doch war es immer wieder neuentstandene Frage, die hier um so gefährlicher war, da sie sich in eine seit langer Zeit ruhig gelassene Lehre hineinzog.

Die Monophysiten waren durch den philosophischen und theologischen Partiegeist, der sie so mannichfaltig entzweyte, der unglüklichen Epoche schon sehr nahe gekommen, daß sie sich verloren hätten, wie sich ein in hundert Arme zertheilter Strom im Sande verliert. Es war kein Gefühl eines gemeinschaftlichen Interesse mehr da, der Haß zwischen den verschiedenen monophysitischen Sekten war fast eben so groß als die Feindschaft zwischen den Monophysiten und Chalcedoniten, und dieser innerliche Krieg war gerad zu Alexandrien, dem Hauptsiz der ganzen Partie. Justinian benuzte diesen Vortheil, und suchte durch Verfolgungen zu Stande zu bringen, was er durch Liebe nicht erhalten konnte. Bisher war Alexandrien noch immer Zufluchtsort der Monophysiten gewesen, auch dort fieng Justinian an, sie heimzusuchen, sie verloren durch die Verfolgungen den größten Theil ihrer Bischöfe, und das Mittel der Flucht in einen benachbarten Staat, wodurch sich die sogenannte Nestorianer gerettet hatten, war für sie gänzlich unbrauchbar: wohin fliehen, da eben diese chaldäische Christen, ihre erklärteste Gegner, jenseits des Euphrats die herrschende Kirche waren?

In

In dieser unglüklichen Periode that ein Mönch Jakobus Baradäus, den Monophysiten eben denselben Dienst, welchen Barsumas den Chaldäischen Christen geleistet hatte. Der Enthusiast eilte von einer Provinz des Orients in die andere, durchzog Egypten, Syrien, Mesopotamien, Armenien, ordinirte seiner Partie eine große Menge Bischöfe, und stiftete für dieselbe endlich auch ein eigenes Patriarchat zu Antiochien. Izt war die Trennung der Monophysiten von der herrschenden Kirche gleichsam auf ewig vollendet: sie hatten nun ihre eigene ganz für sich bestehende Hierarchie, sie breiteten sich, nachdem diese ganz eingerichtet war, in Syrien, Mesopotamien, Armenien, Egypten, Nubien und Abyssinien immer mehr aus. Ihrer wurden im Orient so viele, daß der Patriarch von Antiochien nicht mehr alle regieren konnte, es entstund deswegen in folgenden Zeiten an den Gränzen von Armenien ein eigener Primas zu Tagrit. Die Araber, als sie im siebten Jahrhundert alle erstgenannte Provinzen überschwemmten, waren einer solchen Christenpartie sehr günstig, welche durch ihr eigenes Religionsinteresse von den Christen des großen Reichs getrennt wurde.

So hatte sich also die christliche Kirche am Ende des sechsten Jahrhunderts in drey große Haufen getheilt, deren Unterscheidungszeichen anfangs theils auf Mißverständniß, theils auf verschiedenem theologischen Sprachgebrauch beruhte. Nachdem jeder dieser Haufen ein Paar Jahrhunderte lang seine eigene Schiksale erlitten, seinen

eigenen Weg der Bildung gegangen war, so sahen sie sich freylich unter einander so unähnlich, daß man kaum ehmalige Brüder an ihnen erkennen konnte.

§. 40.

Folgen dieser Controversien für die ganze Theologie.

Bey allen diesen theologischen Controversien, welche nun seit dem Jahr 431 bis zu Ende des sechsten Jahrhunderts mit so vielem stets neu aufflammendem Eifer geführt wurden, war nur das wenigste, daß dadurch einige neue Bestimmungen in die Dogmatik kamen: aber die Art, wie gestritten worden war, gab der ganzen theologischen Denkungsart dieses Zeitalters eine besondere Richtung, brachte gewisse theologische Moden auf, welche leider nicht die Wandelbarkeit der Moden hatten, sondern unauslöschlich tief dem menschlichen Geiste sich eindrukten. Zwar schon vor der Nicäischen und Ephesischen Synode hatte man immer sehr darauf gesehen, nicht anders zu denken noch zu sprechen, als Väter und Vorväter gedacht und gesprochen hatten, die Entscheidungen der Synoden wurden stets für etwas verehrungswürdiges gehalten und ungeachtet der sichtbaren Widersprüche, welche sich zwischen denselben befanden, auf das heiligste befolgt: aber es blieb dabey doch immer eine gewisse Freyheit, weil die Väter von manchen Sachen gar nicht geschrieben oder wenigstens verschieden sich ausgedrükt hatten. Izt gewöhnte man sich, in den Arianischen und Monophysitischen Streitigkeiten, immer

mer nicht so wohl aus der Bibel seinen Gegner zu widerlegen, aus der Bibel seine Meinung zu behaupten, als vielmehr Stellen der Kirchenväter zusammenzuraffen und zu zeigen, daß diese gewissen Ausdrücken sich widersezt, gewisse Ausdrücke gebilligt hätten. Hieraus entsprang ein Proceß ins Unendliche, der sich drehen ließ, wie man wollte, weil es immer gewisse Stellen der Kirchenväter gab, aus welchen man seine Meinung beweisen konnte. Die Bibel wurde dabey nach und nach ganz vergessen, und da selbst auch die Exegese Tradition war, so nüzte ihr Gebrauch nur wenig. Hielt man schon Meinungen einzelner Väter so heilig, so mußte die allgemeine tiefe Verehrung der Aussprüche der grossen Synoden noch höher steigen. Diese galten als Stimme der ganzen Kirche ihres Zeitalters. Es war allgemeiner Wetteifer der verschiedenen Partien, in keinem Punkt von dem abzuweichen, was auf der Nicäischen Synode ausgemacht worden war und wie in der Folge durch die Ephesische und Chalcedonische Synoden immer ein neuer Zankapfel in die Mitte geworfen wurde, so glaubte man von dem Verdacht des sogenannten Nestorianismus nicht besser frey werden zu können, als wann man für die Ephesische Synode sehr eifrig stritt, und wer nicht Chalcedonische Synode recht apotheosirte, der war als Monophysit verdächtig.

Eine zweyte nothwendige Folge dieser Zänkereyen war Einmengung der Philosophie in die Theologie. Die Monophysitische Streitigkeiten liefen so in die feinste Unterscheidungen und spiz-

findigste

findigste Terminologien hinein, daß Aristotelische Philosophie ganz unentbehrlich wurde. So verlor die christliche Glaubenslehre ihre Einfalt und sorglose Unschuld, und war im sechsten Jahrhundert für das Herz des Menschen weit nicht mehr dasjenige, was sie im dritten Jahrhundert war. Auf den theologischen Streitfragen von einer oder zwey Naturen beruhte im Orient selbst die Summe der Volksreligion. Weil Nestorius Anfangs Anstand genommen hatte, den Namen Gottesgebährerinn ganz unbestimmt zu gebrauchen, so beeiferten sich alle in die Wette die Maria recht zu erheben, der Monophysit that es kraft der Hypothesen seines Systems, und der Orthodoxe um nicht Kezer zu scheinen. Religion und Theologie war im Orient ein verunstaltetes Gewebe von Aberglauben und sektirischer Grübeley. Um Bestimmungen der Heilsordnung bekümmerte sich der Orientaler fast gar nicht, die größte wichtigste Religionswahrheiten wurden unter einem Schwall von Spizfindigkeit und Albernheiten erstikt. Wer sollt' es glauben, daß Mahomed der Betrüger eine bessere Religion aus seiner arabischen Wüste hervorbrachte, als die damalige Christliche war?

§. 41.

Pelagianische Streitigkeiten.

In die occidentalischen Kirchen waren nun zwar alle diese Streitigkeiten weit nicht so sehr eingedrungen, der Bischof von Rom nahm wohl an den meisten innigsten Antheil, aber die wenig

beträcht-

beträchtlichere Kirchen und noch mehr das Volk erfuhr wenig davon, selbst die Sprache schien nicht den Reichthum und die Biegsamkeit zu haben, um an solchen Spizfindigkeiten Theil nehmen zu können. Durch den Einbruch der barbarischen Völker war auch der Klerus größtentheils in eine tiefe Unwissenheit versunken, er hatte sich seiner Existenz zu erwehren, wie konnt' er an Gelehrsamkeit und Ausbreitung theologischer Kenntnisse denken? Aber noch ehe diese traurige Periode erschien, brach im Occident eine Glaubensstreitigkeit aus, welche zwar nicht dadurch merkwürdig wurde, daß sie zu Entstehung einer besondern Christenpartie Veranlassung gab, aber auf unsere gegenwärtige Dogmatik einen viel tiefdringendern Einfluß hatte, als Nestorianische und Monophysitische Zwistigkeiten.

Pelagius ein frommer Mönch aus Britannien auch nach dem Maaß seines Zeitalters gelehrt, denn er verstund Griechisch, war über den tiefen Verfall der Frömmigkeit seiner Zeiten äußerst betrübt, und eiferte mit allem Ernst für das praktische Christenthum. Er drang in seiner Vorstellung beständig darauf, wie es allein bey dem Menschen stehe, fromm zu werden. So predigte er lange Zeit in Rom, und niemand erinnerte dagegen. Als Alarich Rom auf das grausameste verwüstete, so flohen Pelagius und sein Freund Cälestius nach Afrika herüber, und da der leztere einen Plaz unter den Aeltesten der Kirche zu Karthago sucht, so macht er sich wahrscheinlich dadurch einen Diakonus Paulin zum

409

Feind,

§. 43.

Geschichte der Donatisten in dieser Periode.

Die Donatisten, diese nach ihrer ganzen Entstehung völlig lokale Sekte für Afrika, hatten schon vor der Nicäischen Synode in ihren Streitigkeiten gegen die Katholiken kraft wiederholter kaiserlicher Edikte völlig verloren. Doch breiteten sie sich unaufhaltbar in allen Gemeinden von Afrika aus, und ihr Fanatismus wurde durch die erlittene Verfolgungen nur noch mehr entzündet, weil er ganz der Fanatismus eines rasenden Haufens war, der die schröklichste Gewaltthätigkeiten gegen die große Kirche verübte. Als Constantin nach seines Vaters Tod Afrika zum Regierungsantheil bekam, so gab er sich Mühe die Partien mit einander auszusöhnen. Er schikte ein Paar Gesandte nach Afrika, die zugleich den Auftrag hatten, im Namen des Kaisers Almosen unter das Volk auszutheilen, oder unter einem frommen Vorwand einen großen Haufen Pöbels erkaufen sollten. Die Donatistischen Bischöfe verboten den Ihrigen aufs äußerste, diese schändliche Almosen anzunehmen, und wurden endlich so hizig, daß sie die Circumcellionen zu Hülfe riefen. Diese leztere waren ein Schwarm fanatisch rasender Bauren, welche, nur mit dem Unterschied eines rasenden Teutschen und eines rasenden Afrikaners, fast ganz eben die Rolle spielten, welche unsere teutsche Bauren zur Zeit der Reformation zu spielen Lust hatten. Die kaiserlichen Gesandten, welche von dem Gouverneur in Afrika Hülfe erhielten, waren so glüklich die Donatisten

337

samt

samt ihren Bundesgenossen in einer offenen Feldschlacht zu überwinden. Dreyzehn Jahre lang waren nun diese unglükliche Schismatiker ein Schlachtopfer ihrer aufgebrachten Gegner: keine Grausamkeit ist, welche nicht an ihnen verübt worden wäre, aber auch keine Grausamkeit, welche sie nicht an ihren Gegnern verübten, da sie unter Julian wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen durften. Sie machten sich troz aller kaiserlichen Geseze so mächtig, daß sie zu Ende des vierten Jahrhunderts über vierhundert Bischöfe zählen konnten. Doch bald war diese Zeit ihres höchsten Flors vorüber. Mit den lezten Jahren des vierten Jahrhunderts trat Augustin auf, der gegen sie schrieb und disputirte, mit seiner Thätigkeit ganze Synoden belebte, den kaiserlichen Hof zu Strafgesezen bewog, und den Gouverneur von Afrika zu Beobachtung derselben ermunterte. Es war, als ob er es für Bestimmung seines Lebens gehalten hätte, die Donatisten zu vertilgen, und sein Eifer traf gerad den rechten Zeitpunkt, da die Donatisten selbst unter sich in Partien getheilt waren. Eine der wichtigsten Begebenheiten dieser Augustinischen Periode war das feierliche Religionsgespräch, welches in Gegenwart eines kaiserlichen Ministers, Marcellin, zu Karthago, zwischen beiden Partien gehalten wurde. Zweyhundert sechs und achtzig katholische Bischöfe, nebst einer fast ganz gleichen Anzahl Donatistischer Bischöfe erschienen zusammen: drey Tage lang dauerte die Dispüte, die katholischen waren gelehrter und beschiedener als die Donatisten, und die Sentenz des Ministers war ihnen günstig.

411

Die Prostitution, welche die Schismatiker bey dieser Gelegenheit erlitten, schien ihrer ganzen Macht äusserst nachtheilig zu werden, sie nahmen seit dieser Zeit beständig ab, aber unter der Regierung der Vandalen erholten sie sich wieder ein wenig, oder diese Zwischenzeit machte vielmehr nur, daß ihr Untergang langsamer erfolgte.

Man kann nicht leicht bey einer Partie so deutlich als bey den Donatisten sehen, wie sich ihre Begriffe während dem Disputiren mit ihren Gegnern nach und nach mehr erweitert und bestimmt haben. Man fieng von dem einfachen unbedeutend scheinenden Saz an, der kann kein rechter Bischof seyn, den ein Traditor ordinirt hat, man schritt weiter fort, und fragte überhaupt, was Kennzeichen der wahren Kirche seyen. Die katholische Partie behauptete, wahre Kirche sey die, welche den grössten Umfang von Ländern und Völkern begreife: die Donatisten glaubten es bloß von derjenigen, in welcher keine grobe ärgerliche Sünder geduldet würden. Beide Theile kamen mit einander überein, daß es nur eine wahre Kirche gebe, d. i. nur eine gewisse äussere Gesellschaft, in deren Verbindung man hoffen könne, selig zu werden, in welcher die Sakramente so ausgetheilt würden, daß man den heiligen Geist durch dieselbe empfange.

Es bildete sich unter diesen Streitigkeiten der Artikel von der Kirche in diejenige Form, welche er noch großentheils gegenwärtig in der römischkatholischen Dogmatik hat. Fast schienen izt, die Sache nach den häufigsten gewöhnlichsten Deu-

rungen zu betrachten, der Verfolgungsgeist und die Intoleranz in der Dogmatik ihre eigene beurkundende Paragraphen zu erhalten. Wie viel Schaden richtet nicht oft ein einziger Schriftsteller in der Welt an! Augustin war herrschender Schriftsteller und Hauptlektüre des mittlern Zeitalters, aus ihm nahm man damals die ganze Lehrform des Artikels von der Kirche, also auch alle diejenige verabscheuungswürdige Grundsäze in Behandlung der Kezer, welche er, hingerissen vom Eifer, oft härter ausgedrükt als wirklich ganz im Sinne gehabt haben mag.

§. 44.

Origenische Streitigkeiten.

Bey allen bisher erzählten Streitigkeiten war die Bewegung nur durch verschiedene Vorstellungsarten eines gewissen einzelnen Glaubenspunkts, verursacht oder befördert worden; ausgebreiteter ist der Streit, welcher aus der Origenischen Theologie entsprang. Origenes hatte gesucht, der Theologie seiner Zeiten mehr Verfeinerung und philosophischen Anstrich zu geben und dieser philosophische Anstrich war freylich nur für seine Zeiten, aber wie konnt' es auch anders seyn? Doch selbst schon dieses war einem großen Theil homiletischgewöhnter Theologen höchst ärgerlich, und ihr Haß gegen Origenes erhielt einen guten Vorwand, da sich die Arianer auf die Schriften desselben häufig beriesen. Es mußte aber doch noch ein Stoß von aussen hinzu kommen, wenn aus einer blos verschiedenen Werthschäzung der Schriften eines längst ver-

storbenen Theologen eine eigentliche Streitigkeit entstehen sollte. **Epiphanius**, ein Bischof aus Cypern, schwacher Einsichten aber wilden Eifers, gab diese äußere Veranlassung. Er war dem Bischof von Jerusalem Johannes einem bekannten Origenisten ohnehin nicht hold, predigte und eiferte also gegen ihn als einen Ketzer, und zog durch sein Geschrey für Orthodoxie auch den Hieronymus in seine Partie, der sich für nichts so sehr fürchtete als für dem Ketzernamen. Hieronymus Schriften gegen den Rufinus, den lateinischen Uebersetzer einiger Schriften des Origenes, werden schwerlich jemals an Ungezogenheit übertroffen werden. Hier blieb es aber doch nur bey persönlichen Grobheiten zweyer Gelehrten gegen einander: zu Alexandrien kams zum Handgemenge. Der Bischof von Alexandrien Theophilus hatte mit den scetensischen Mönchen vielerley Verdrüßlichkeiten, und weil er ihnen nicht besser beykommen konnte, als wann er sie in den Verdacht einer Ketzerey brachte, so bestrafte er sie wegen ihrer Liebe zu den Schriften des Origenes, hielt Synode über der Sache, und exequirte selbst mit gewaffneter Hand das Anathem derselben. Den Mönchen war zulezt nichts übrig als Flucht nach Constantinopel, und Chrysostomus, damals Bischof von Constantinopel, warf sich zwar nicht zum Richter auf zwischen dem Bischof und den Mönchen, aber er machte gewissenhaft den Neutralen und Mitleidigen. Alles war damals am kaiserlichen Hof über den redlichen Chrysostomus wegen seiner scharfen Predigten schon vorher unzufrieden: Theophilus und die Kaiserinn Eudoxia,

399

erklärte

erklärte Gegnerinn des Bischofs, fanden sich also gleich zusammen, und so sehr sich das Volk zu Constantinopel für seinen geliebten Homileten wehrte, so mußt' er doch endlich, durch eine zweymalige Synode besonders auch wegen seiner Liebe zum Origenes verurtheilt, auf eine elende Art im Exil sterben. Die Origenisten zu Alexandrien und Constantinopel, in ihrer Ruhe so sehr gestört, sezten sich vorzüglich in Palästina, und die Mönche, unter welchen Haß und Liebe zu dem Origenes vorzüglich herrschend waren, lieferten einander ordentliche Schlachten. Das Edikt Justinians, worinnen er die Origenisten verurtheilte, machte zwar den Streitigkeiten noch nicht völliges Ende, aber schwächte doch den kriegerischen Eifer der Origenischen Partie.

§. 45.

Veränderungen der Theologie, welche nicht aus Controversien entstunden.

So stritt man über den Werth einzelner Lehrsätze und Meynungen, alles hieng von der Richtung ab, welche die Spekulationen und der Eifer der Menschen durch äußere Veranlassungen bekamen. Indeß man aber hier mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit auf jede kleine Abweichung von orthodox herkommlichen Ausdrücken acht hatte, so schlichen sich in die wichtigste Theile der praktischen Religion, die gefährlichsten Irrthümer ein, erhielten nach und nach ein gewisses Gewohnheitsrecht, das viel gefährlicher und unverlezlicher ist, als alles was auf Synoden ausgemacht wird. Die

Verehrung der Märtyrer, das Possenspiel mit den Reliquien, ein gewisser frommer Ceremonien-schnitt des äußern Gottesdiensts wurden immer höher getrieben: nicht nur Verdienstlichkeit guter Werke überhaupt, sondern meist gerad solcher, welche den mönchischen Gesinnungen dieses Zeitalters recht angemessen waren, galt beynah als entschiedener Glaubensartickel. Fasten und ehelos leben, war ein vorzüglicher Grad der Heiligkeit, und zu seinem großen Verdruß mußte besonders der Klerus diese Gesetze der Frömmigkeit sich einschärfen lassen.

Hie und da stunden wohl ein Paar Mißvergnügte auf, welche überhaupt gegen alle diese Begriffe mönchischer Frömmigkeit als gegen Aberglauben eiferten: doch ihr Widerspruch machte kaum einiges Aufsehen, das ganze Zeitalter hatte sich einmal entschieden, und die einmal zu Axiomen des gesunden Menschenverstandes erhobene Schwärmereyen hatten in alle Theile der damaligen Sitten und Verfassungen einen so großen Einfluß, daß nur Widerspruch etlicher Männer keine Revolution bewirken konnte. Jovinian, ein Italiänischer Mönch ungefähr zu Ende des vierten Jahrhunderts, behauptete, es liege in Rüksicht auf ewige Seligkeit gar nichts daran, ob man verheurathet, oder ledig sey, überhaupt hange der Grad unserer Seligkeit von der Verdienstlichkeit guter Werke nicht ab. Sie hielten nicht nur eine Synode gegen den armen Mönch, sondern Hieronymus that ihm vollends noch im Grab alle Schmach an, welche ein Ketzer erwarten mußte.

In

In Syrien sammlete sich ein frommer Mann, Namens Audius, einen eigenen Haufen. Er hatte sich gegen das gottlose Leben der Bischöfe fast zu Tode geeifert, und weil man ihm seinen Eifer mit der härtesten Begegnung löhnte, so trennte er sich endlich ganz von der Kirche, gieng unter die Gothen, und pflanzte dort für seine Separatisten eine eigene Gemeinde. Der aufgeklärteste unter allen diesen Mißvergnügten scheint ein spanischer Aeltester, Vigilantius, gewesen zu seyn. Auf seinen Reisen nach Palästina und Egypten hatte er das Christenthum seines Zeitalters auch in diesen Ländern kennen gelernt, schrieb bey seiner Rükkunft gegen den Aberglauben seiner Zeiten, lachte über die, den Märtyrern bewiesene, Verehrung, über die Wunder und über das Brennen der Wachslichter bey den Gräbern derselben, über das ewige Wallfahrten, Fasten und Eheloßleben. Hieronymus wußte ihn zum Stillschweigen zu bringen, dann er mißhandelte ihn wie den Rufin und Jovinian.

§. 46.

Veränderungen der Lehre von der Taufe und vom Abendmahl.

Bey so sehr verschlimmerten Begriffen der Menschen mußte sich nothwendig auch das ganze Aeußere des Gottesdienstes ändern, und nirgends war dieser Einfluß sichtbarer als bey den zwey feierlichsten Religionshandlungen, der Taufe und dem Abendmahl. Man war in der vorigen Periode gar nicht voreilig mit den Taufen. Kindertaufe

Bedeutung vom Abendmahl allein genommen. Wie unschuldig war nicht der Ursprung dieses in der Folge so mißverstandenen und so mißbrauchten Worts!

§. 47.

Leztes Resultat der Geschichte dieser Periode.

Was hat denn also — alles gegen einander abgerechnet — der menschliche Verstand innerhalb der drey Jahrhunderte, deren Geschichte wir nun übersehn, an besserer Richtung oder an glüklicherem Fortgang gewonnen? trug auch christliche Religion etwas zum Wohl des Ganzen bey, oder schränkte sich ihre Wirkung nur auf die Beglückung einzelner wenigen ein, welche auch aus der sehr verfälschten Religion immer noch für sich Nutzen zogen, wie man auch aus trüben Quellen den Durst löscht. Die Beantwortung dieser Fragen fällt anders für den Orient als für den Occident aus. Die ganze Verfassung der Orientalischen Kirche war so beschaffen, daß der menschliche Verstand nothwendig hier immer tiefer sinken mußte. Schwache Regenten; eine Verfassung bey Hof, wo kein großer Mann aufkommen konnte; Erschlaffung im Genuß der eckelhaftesten Wollüste; keine Philosophie, welche den Geist zum nüzlichen Nachdenken hätte wecken können, sie war entweder blos Aristotelische Terminologie, oder Neuplatonischer Fanatismus. Durch die Streitigkeiten, welche man über die Entwiklung einzelner Lehrpunkte führte, hätte zwar der menschliche Geist zum folgereichen Nachdenken, zur Zusammenfü-

gung

gung eines Systems gewöhnt werden sollen, aber man wirbelte sich ewig auf dem Punkt herum, auf den man einmal hingestossen war, ohne an die angränzende Stücke oder an das Ganze zu denken. Ueberdies wurde Auktorität eines gewissen Satzes nie dadurch entschieden, daß die Wahrheit desselben von einem trefflichen Kopf nach allen ihren Gründen entwickelt worden wäre, sondern Gewaltthätigkeit eines mächtigern Bischofs oder Partiegeist eines gewissen kaiserlichen Ministers machte selbst auch den Sieg der Wahrheit zum blossen Zufall. Die damalige christliche Religion hatte wirklich an dem Zerfall des Orientalischen Kaiserthums großen Antheil. Jede neuentstandene Glaubensstreitigkeit wekte immer die heftigste Staatserschütterungen. Die Mönche waren so furchtbar als weiland die Strelitzen in Rußland, und Muhämmed machte sich dadurch einen sehr gebahnten Weg zu seinen Eroberungen, daß er den mißvergnügten Partien Religionsfreyheit versicherte.

Im Occident schafte die christliche Religion den verschiedenen Staaten, in welchen sie herrschte und den Nationen, welche dieselbe aufnahmen, den ausgebreitetsten Nutzen. Sie milderte allmählig die Sitten der rohkriegerischen Völker, welche sich in die Trümmern des Abendländischen Kaiserthums theilten; sie erhielt bey dem allgemeinen Zerfall immer noch einige Aufklärung, einen Funken, der bald oder spät Luft gewinnen und zur lichten Flamme auflodern mußte; sie verband Nationen unter einander, die sich vielleicht sonst selbst

bey

bey zusammenstossenden Gränzen kaum um einander bekümmert haben würden, und ohne sie wäre wohl der Occident, der vorher ein politisches Ganzes war, vielleicht zu ewig unwiederbringlichem Schaden der Menschheit in mehrere, völlig vereinzelte, Theile zerfallen. Die ganze Beschaffenheit jener Zeiten scheint fast allzusehr außer unsrem Gesichtskreis zu seyn, als daß wir das Wohlthätige der Asylen, den Nutzen eines so regelmäßig eingerichteten Priesterstands, als der katholische ist, und die noch nie genug geschätzte Vortheile des ersten Occidentalischen Mönchswesens recht fühlen könnten.

325 Erste ökumenische Synode zu Nicäa. Arius verliert. Der Streit wegen der Zeit des Passah entschieden. Sichtbare Spur der großen hierarchischen Aristokratie.

337 Der kaum getaufte Constantin der Große stirbt. Constantin. Constantius. Constans.

344 Synode zu Sardica; damals weniger merkwürdig, als durch neuere Verdrehungen seiner Geschichte.

361 Julian wird Kaiser.

371 Athanasius und Lucifer werden endlich im Tode ruhig; zwey Männer, die mit ganz verschiedenen Mitteln und Fähigkeiten auf einen Zwek hin arbeiteten.

378 Damasus, endlich troz der Partie des Ursicinus, Bischof von Rom, erhält vom Kaiser Valentinian ein wichtiges Privilegium. Auf Zuspruch des Damasus, macht sich

Hiero-

Hieronymus um die lateinische Bibelübersetzung verdient.

381 Synode von Constantinopel. Erste Epoche der Macht des dasigen Bischofs. Macedonius verliert.

395 Arcadius und Honorius theilen das Reich. Bald darauf wird der thätige Augustin Bischof zu Hippon. Wehe den Donatisten!

400 Origenische Unruhen in Egypten, und Gothen unter Alarichs Anführung in Italien.

409 Alarichs Eroberung von Rom gibt entfernte Veranlassung zu den Pelagianischen Unruhen, welche zwey Jahre nachher zuerst zu Karthago ausbrechen.

412 Dem gewaltthätigen Theophilus folgt auf dem Alexandrinischen Bischofsstuhl sein schändlicher Schwestersohn Cyrillus. Wie viel Uebels dieser Mann bis zu seinem Todesjahr 444. angerichtet hat!

418 Zosimus, der wankelmüthige Freund und Gegner der Pelagianer, stirbt. Entstehung des Spanisch-Westgothischen Reichs zu Toulouse.

420 Der Polemiker zu Bethlehem, Hieronymus, stirbt alt und lebenssatt. Dreyzehn Jahre vorher war Chrysostomus zu seiner Ruhe eingegangen: aber Augustin hat den Hieronymus noch zehen Jahre überlebt.

430 Die Vandalen belagerten gerad Hippon, wie Augustin daselbst stirbt, und das Einladungsschreiben von Constantinopel nicht mehr erhält, daß er auf eine Synode nach

Ephe-

Ephesus kommen solle, wo man untersuchen müsse, ob der Bischof von Constantinopel (Nestorius) oder der von Alexandrien (Cyrillus) ein Ketzer sey.

431 Schandscenen zu Ephesus. Von der Antialexandrinischen Partie höchst merkwürdig Theodoret, Bischof von Cypern, und Ibas von Edessa. Den Lehrer Theodor von Mopsvest ließ man noch im Grabe ruhen.

432 Trüglicher Friede zwischen den Morgenländern und Cyrillus.

449 Räubersynode. Hengst und Horst, treulose Retter der bedrängten Britten.

451 Auf der Synode zu Chalcedon siegt Leo's dogmatischer Sprachgebrauch; aber der Bischof von Neurom bekommt zum grossen Verdruß seines ältern Kollegen einen sehr ansehnlichen Sprengel. Die Monophysiten oder die Alexandriner trennen sich voll Erbitterung von der katholischen Partie. Ob wohl dem Bischof Leo die Nachricht von der Schlacht bey Chalons so angenehm war als die von Chalcedon? Beede Freuden hat er doch noch zehen Jahre überlebt.

476 Der lezte Schatten eines römischen Kaisers im Occident geht verloren. Odoacer der Heruler.

482 Henotikon des Kaisers Zeno.

493 Der große Theoderich Herr von Italien. Caßiodor. Boethius. Symmachus.

Der

496 Der Sieg über die Allemannen bey Zülpich bekehrt den Fränkischen König Chlodowich. Der römische Bischof Gelasius, der in diesem Jahr starb, war keiner der demüthigen friedfertigen Bischöfe.

502 Syn. Palmaris.

518 Kein geringer Vortheil für den römischen Bischof, daß Justin auf den Constantinopolischen Thron kommt.

527 Justinian wird Selbsthalter. Dionys der Kleine war sein Zeitgenosse, denn er schrieb in der damals gährenden Streitigkeit der Scythischen Mönche.

528 Monte Caßino entsteht durch die Bemühungen Benedikts von Nursia. Einer der wohlthätigsten Männer für den Occident. Benediktinerorden.

534 Nur 95 Jahre sind die Vandalen Herrn von Karthago. Gilimer von Belisar überwunden. Erneuerte Verbindung der orthodoxen Afrikaner mit Constantinopel.

540 Belisar macht seinen Kaiser auch zum Herrn von Italien. Die Römischen Bischöfe werden Unterthanen Justinians. Das Gothische Reich erhält sich zwar mühselig noch 13 Jahre.

545 Signal zum Dreykapitelstreit, bey welchem sich der wankelmüthige Bischof von Rom Vigilius prostituirt.

550 Jakob Baradäus.

553 Synode zu Constantinopel. Die Origenisten sind zwar hier nicht verdammt worden,

 aber

ein solches Werk unternehmen wollte, müßte die Geschichte der verschiedenen Europäischen Reiche in dieser Periode erst sorgfältiger studiren, als von allen bisherigen Kirchenhistorikern geschehen ist. Durch die Lektüre von Hume und Schmids Geschichte der Deutschen wird man sich von manchen hier gewöhnlichen Vorurtheilen befreyen so wie S. Marc über die Geschichte von Italien manche allgemeine kirchenhistorische Aufklärung geben kann. Die gangbarsten Kirchengeschichtsbücher sind aus höchst sonderbaren Vorurtheilen in dem mittlern Zeitalter sehr dürftig; doch müssen Semlers selecta Capita ausgenommen werden.

Ge. Calixt hat eine besondere Kirchengeschichte des 8, 9 und 10 Jahrhunderts geschrieben. Im Jahr 1657 war aber gewiß noch nicht die Hälfte der Quellen bekannt, aus welchen man schöpfen muß.

Wer Geschichte des Pabstthums, dessen Entstehungsepoche in diese Zeiten fällt, sorgfältig kennen lernen will, bleibe nicht bey den gewöhnlichen Büchern von Mornay, Heidegger und Cyprian. Was Muratori aus Gelegenheit der Streitigkeit von Comacchio geschrieben, zeigt die römischpolitische Verhältniße des Pabsts am besten, und seine allgemeine Geschichte kann ohne die Kenntniß der Geschichte einzelner Reiche unmöglich erlernt werden.

Wer-

Dritte Periode

von Muhämmed bis auf Gregor VII.

Muhämmed. Bonifacius unser Apostel. Rabanus Maurus. Päbstinn Johanna. Hildebrand.

Schriftsteller dieser Periode.

Die Koncilien sammlungen, bey voriger Periode eine der Hauptquellen, sind besonders für die Geschichte der Glaubenslehre seit dem Ende des siebten Jahrhunderts immer weniger brauchbar, desto mehr läßt sich für die Geschichte der Hierarchie oder des Verhältnisses der Kirche zum Staat aus denselben lernen.

Seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts eröffnet sich eine ganz neue Quelle für die Abendländische Kirchengeschichte — Jahrbücher der Orden und vorzüglich des Benediktinerordens. Die neueste beste Ausgabe der Mabillonischen Annalen des leztern erschien zu Lucca von 1739—1745. Man muß damit verbinden Ebendesselben acta Sanctor. Ord. Bened. wovon neun Folianten (Venedig 1733.) erschienen sind. Unter den verschiedenen Familien des Benediktinerordens ist die von Clugny für die Kirchengeschichte bey weitem die merkwürdigste. Auf sie muß man also bey Mabillon vorzüglich aufmerksam seyn.

Ein Buch, worinn schon die reine Resultate der Kirchengeschichte dieser Jahrhunderte enthalten wären, ist noch nicht geschrieben. Wer

 ein

Mit der Komödie giengs ziemlich schlecht: der
622 neue Prophet muß aus Mekka flüchtig werden, es sammelt sich aber, da er reich und aus einem edlen Arabischen Stamm war, bald eine beträchtliche Anzahl von Anhängern zu ihm, er behauptet sich mit Gewalt der Waffen, und innerhalb neun Jahren ist er schon Herr eines grossen Theils von Arabien und Syrien. Anfangs scheint ihm nichts so sehr wichtig gewesen zu seyn, als Behauptung der Lehre von der Einheit Gottes: Juden und Christen, wenn sie sich nur seiner Herrschaft unterwarfen, durften sich Duldung von ihm versprechen, seine Religion, ein Gemische von Juden- Christen- und Heidenthum, schien auch zu einer Universalreligion aller Partien recht geschikt zu seyn. Aber der Fanatismus entzündete sich sogleich bey weitern glüklichen Erfolgen, und wurde durch die entstandene innere Streitigkeiten nur noch mehr genährt. Es war kein Jahrhundert verflossen, so hatten diese fanatische Araber Persien, Syrien, einen Theil von Kleinasien, Egypten, die Küsten von Afrika, und Spanien, erobert, und wo sie Sieger waren, da mußte auch Muhammeds Religion triumphiren. Sie predigten mit Feuer und Schwerdt, zertrümmerten alles wo sie hinkamen! Fast wie von der Erde hinweggetilgt waren nun die blühendsten Kirchen des Christenthums, kaum erhielt sich ein Schatten derselben, und in allen diesen Ländern (das einzige Spanien ausgenommen), erkennt man bis auf den heutigen Tag kaum noch die Stätte, wo der Leuchter mag gestanden haben.

§. 2.

§. 2.

Ausbreitung der christlichen Religion in Deutschland.

Es war kein Ersaz für diesen schreklichen Verlust, daß die christliche Religion nach und nach besonders in Deutschland einigen festen Fuß gewann, und es gieng hier so langsam, unsere Voreltern bekamen auch unter dem Namen christlicher Religion einen so jämmerlichen fast blos dem Namen nach von ihrem bisherigen verschiedenen Aberglauben, daß man nicht weiß, wenn man den Anfang wahrer christlicher Religion in Deutschland festsetzen solle. Nachdem England, Schottland und Irrland noch in der vorigen Periode durch Weiber und Mißionarien gewonnen worden war, so giengen aus diesen Königreichen von Zeit zu Zeit neue Mißionarien zu uns Deutschen herüber; es war, als ob wir durch alle Jahrhunderte hindurch Engländern unsere Bildung zu verdanken haben sollten. Gleich in den ersten Jahren des siebten Jahrhunderts predigte der Irrländer Columban nebst seinen Gefährten, den Schwaben, Baiern und Franken. Den Schwaben predigte der Gefährte Columbans, Gallus. Die Ostfranken bekehrte Kilian. Ein noch viel thätigerer Mann als diese war der Engländer Willebrod, der sich um die Bekehrung der Friesen verdient gemacht hatte. Er ließ zwar seiner Predigt durch Pipins Waffen den Weg bahnen, vielleicht war es unter einem so unpolicirten Volk nicht anders möglich, aber der unerschrockene Muth ist doch gewiß zu schätzen, womit sich diese Männer den sichtbarsten Gefahren so viele Jahre hindurch

unterwarfen. Heilige waren sie zwar nicht, und auch nicht, nur nach dem Maaß ihrer Zeit, aufgeklärte Theologen: aber ein solcher Enthusiasmus kommt doch gewiß nicht in eine gemeine Seele, und hält gewiß nicht in einer gemeinen Seele gegen den Sturm so vieler Jahre aus. Alle seine Vorgänger verdunkelte der Engländer Winfrid (Bonifacius), der unserer deutschen Kirche ihre erste fortdaurende Verfassung gab. Es hätte ihm in seinem Vaterland an ansehnlichen Stellen nicht gefehlt, aber er hatte keine Ruhe zu Haus, er brannte von Hoffnungen dem Christenthum als Mißionarius unter den Ungläubigen zu nützen und da England vorzüglich vor allen übrigen Europäischen Reichen schon längst in genauerer Verbindung mit dem Römischen Bischof war, so lag dem Engländer der Einfall ganz nahe, sich von dem Römischen Bischof zu einer solchen Mißion legitimiren zu lassen, und dieser, der selten solche Gelegenheiten übersah, ließ sich von dem neuernannten Bischof der Deutschen einen Eid der kirchlichen Treue schwören. Der Römische Bischof empfahl ihn an Karl Martel; Karl Martel an alle Bischöfe, Herzoge und Grafen. Mit brennendem Eifer gieng er nach Hessen, aus Hessen nach Thüringen, zerstörte die Götzenaltäre und baute christliche Kirchen. Der Pabst ernannte ihn endlich zum Erzbischof, und gab ihm das Pallium. Noch war er immer nur Bischof und Erzbischof ohne Kirche: im Jahr 745 ward Bischof Gewilieb von Mainz abgesezt, Bonifacius kam an seine Stelle, und sah sich nun an der Spitze der ganzen Ostfränkischen Geistlichkeit. Noch in

hohem

hohem Alter gieng er das Evangelium weiter zu predigen, aufs neue unter die Friesen und fand daselbst seinen Tod im Jahr 754.

Deutschland hat dem Bonifacius unendlich viel Gutes und Uebels zu verdanken. Er gab durch Einrichtung einer Hierarchie, der christlichen Religion in Deutschland die zuverläßigste Hoffnung einer ungehinderten Fortdauer; er stiftete Klöster, in welche sich nicht allein die Wissenschaften flüchten konnten, sondern die auch herrliche Erziehungsseminarien für den jungen Klerus waren; er betrieb seinen Entwurf mit einer Thätigkeit, die sich durch alle Kabalen und Nachläßigkeiten des Fränkischen Hofs nicht ermüden ließ; er führte in Deutschland die Synodalanstalten ein, wodurch die Kirchenzucht immer im Gang erhalten und verbessert wurde, wodurch, wenn je dieses auch zum Glük Deutschlands gehört, die Bischöfe an den Reichsangelegenheiten Theil bekamen. Zum härtesten Vorwurf macht man es unserm Apostel, daß er durch seine Anhänglichkeit an den römischen Stuhl den Grund zur päbstlichen Hoheit über Deutschland gelegt habe. Er selbst schwur dem römischen Bischof einen Eid, der nicht viel von dem verschieden war, welchen ein Bischof aus dem römischen Sprengel schwören mußte; und fast hätte schon er diesen Eid wenigstens bey den großen Bischöfen allgemein gemacht. Nichts großes und nichts kleines gieng vor, worüber er sich nicht von Rom aus Anweisung oder Bestätigung erbat. Rom lernte also schon durch ihn, sich in alle Kirchenangelegenheiten

selben. Bey den beständigen, friedlichen und kriegerischen, Verbindungen der Bulgaren und Griechen, mußten jene nothwendig von der christlichen Religion einige Nachricht bekommen: Griechische Gefangene, welche sich eine Zeit lang bey den Bulgaren aufhielten, und Bulgarische Gefangene, welche zu Constantinopel Griechische Religion und Einrichtungen kennen lernten, machten dieses wilde Volk nach und nach mit den Christen vertraut. Der Mönch Methodius, welchen der Bulgarische König als einen berühmten Maler von Constantinopel kommen ließ, bekehrt den König, und, wie gewöhnlich, mit diesem das ganze Volk, durch ein Gemälde vom jüngsten Gericht. Cyrillus machte sich besonders um die Slavische Völker verdient, er war nicht allein Mißionar sondern Wohlthäter durch allgemeine Aufklärung, er erfand ihnen Buchstabenschrift, übersezte die Bibel in ihre Sprache, und beförderte selbst zur Beschämung der Fränkischen Geistlichkeit, mit seinem Freunde Methodius die Ausbreitung des Christenthums unter den Mähren und Böhmen. Auch die Russen sind Zöglinge der Constantinoplischen Kirche. Dieses Volk, eine Mischung von Slaven, Warägern und Cumanen, machte sich durch Streifereyen und Siege schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts dem Griechischen Kaiser fürchterlich. Basilius Macedo, ein Zeitgenosse Karls des Kahlen, bewog sie endlich zu Anhörung christlicher Lehrer: doch waren bald alle Spuren wieder verlöscht, und erst zu Ende des zehnten Jahrhunderts konnte das Christenthum siegen. Der Rußische Fürst Wladimir der Große

heura-

heurathete eine Griechische Prinzeßinn Anna und mit ihr die christliche Religion. Eben das politische Interesse, das dem Christenthum bey den Occidentalern so manchen Eingang verschafte, bahnt seinen Weg auch im Orient. Allianzen mit dem Griechischen Kaiser, welche für einen Fürsten wie Wladimir immer sehr interessant waren, wurden nie anders als durch Annahme der christlichen Religion zuverläßig, und wenn ein Fürst Aufklärung seines Volks suchte, so konnte er sie nirgends herholen als von Constantinopel. Da war aber keine Wissenschaft und keine Kunst, welche der Grieche besaß, in die sich nicht Spuren seiner Religion eingedrukt hatten. Der größte Maler war nichts als Maler von heiligen Bildern, von Gegenständen, welche aus seines Religionsgeschichte hergenommen waren, oder die selbst Objekt der Verehrung werden sollten. Das ganze Kriegs- und Hofceremoniel war voll christlichabergläubischer Gebräuche, es war unmöglich von einem oder dem andern etwas nachzuahmen, ohne nach und nach mit dem Christenthum bis zur Annahme desselben vertraut zu werden. So bald ein solches Volk Schriften in seine Sprache übersezt haben wollte, so war wieder nichts anders möglich als christliche Schriften zu nehmen, dann die Schriften der alten Römer und Griechen waren viel zu wenig im Gang, selbst auch auf die Vorstellungsarten solcher Völker viel weniger passend, als die so ganz in sinnlichen Aberglauben verwandelte Religion der Griechen. Jedes rohe Volk hält den Gott für den besten Gott, dessen Bekenner mächtig und reich sind. Der Glanz des Byzanti-

zantinischen Hofs gründete sich theils noch auf alten Kredit, theils auch auf würkliche Macht, und durch den Handel, zu dessen Betreibung alle diese Völker nicht genug Kultur hatten, flossen nach Constantinopel die Reichthümer des ganzen Osten zusammen. Von dieser Seite lernt man erst den Schaden übersehen, welchen die Araber der christlichen Religion zufügten, und die Ursachen zeigen sich deutlich, warum nicht die christliche Religion nach Erkaltung des ersten fanatischen Eifers endlich durch allmäligen Einfluß wieder gesiegt habe. Auch die Wahrheit der Muhämmedanischen Religion konnte durch die Macht seiner Bekenner und selbst zum Nachtheil des Christenthums erwiesen werden. Die Araber übertrafen die Griechen sehr bald in allen Kenntnissen und auch bey ihnen bezog sich die Summe ihrer Religion nicht blos auf Sage und Tradition sondern auf ein allgemein gangbares Buch, das überdies noch in einer recht sinnlich starken Sprache geschrieben war. Ihr Handel wurde sehr frühe viel ausgebreiteter als der Handel der Griechen, denn ihre Herrschaft erstrekte sich viel tiefer in das östliche Asien hinein, und Alexandrien war viel bequemerer Stapel als Constantinopel. Die Herrschaft der Sprache der Araber drang so weit als die Herrschaft ihrer Waffen, wurde selbst durch Religionsbegriffe gleichsam geheiligt, und durch schöne Schriftsteller besonders Dichter dem Volk immer unvergeßlicher, und unentbehrlicher gemacht. Kenntniß der Griechischen Sprache aber wurde immer seltener und die Sprache selbst verlor unter der Bearbeitung der Mönche immer mehr von

dem,

dem, was ihr vorher Anmuth und Stärke gegeben hatte. Die ganze Religion der Griechen bezog sich auf Bilderdienst und verjährte, längst nicht mehr verstandene, Bestimmungen gegen alte Ketzer. Die Religion der Araber bezog sich auf die sinnlich treffendste Bilder von Himmel und Hölle, welche Muhämmed gerad so beschrieben hatte, wie der wollüstige Morgenländer jenen höchst wünschenswürdig und diese höchst fürchterlich finden mußte. Wenn zwey solcher Religionen einander entgegen arbeiten, so wird gewiß die nicht unterdrükt, welche im Grund nichts anders war als allgemeiner Volksglaube in heilige Dogmatik verwandelt.

§. 6.

Verheerungen der Normänner.

Ausser diesen Arabern war der christlichen Kirche kein Volk mehr nachtheilig als die Normänner. Mit der Freude, womit der Deutsche Ritter des mittlern Zeitalters ausgieng, Beute auf offener Landstrasse zu holen, mit eben der Freude legten sich die edelsten der Völker, welche an den Dänischen und Norwegischen Küsten wohnten, auf Seeräubereyen. Ihr nächster Weg gieng immer nach England hinüber, aber so viele Helden konnten hier nicht gesättigt werden. Sie fuhren an die Französische, Spanische und Italiänische Küsten herab, dann je grösser das Abentheuer war, desto würdiger des edlen Normanns, der überdies von den schönen Französischen und Italiänischen Gegenden ganz bezaubert wurde.

nischen Hofs gründete sich theils
Kredit, theils auch auf würklich
durch den Handel, zu dessen
Völker nicht genug Kultur
Constantinopel die Reichth
n zusammen. Von dieser
den Schaden übersehen, we
stlichen Religion zufügte
en sich deutlich, war
igion nach Erkaltung
endlich durch allm
t habe. Auch di
ischen Religion
kenner und selb
ms erwiesen w
Griechen se
h bey ihner
n nicht bl
ein allg
h in ei
war
reit
H

war ihnen
chland wurde mit
wo die Normänner
die Ungarn. Die
verwüsteten wissen den Jammer
es Zeitalters der durch diese öftere
zu beschreiben, Niemand wolle
stungen angerichtet wurde. war seiner Ernde
das Land bauen, denn er stand te, welche es das
cht versichert, die wenige auch auf, wenn sie
als noch gab, giengen im Rauch wo auf dem Weg
Normännern und Ungarn irgend zerstört und ihre Zer-
gen. Die Klöster wurden zer- Klosterschulen, der
drung war besonders wegen der lters, ein ganz un-
niversitäten des damaligen Zeitalters liche Epoche, da
sezlicher Schade. Eine glückliche hie und da sich
dlich diese Seeräuber anfiengen nieder

…lassen, und nach und nach an ordentliche
…ssungen gewöhnt, der Aufklärung, das
…m Occident, dem Christenthum
…ben. Das Mittel, das schon so oft
… der christlichen Religion geholfen
… auch hier zur Bekehrung der
… trägen als alle Missio-
… der einfältige gab 912
…a einem der ersten
… Rollo, er trat ihm die
… Normandie und Bre-
…lt Rollo den Namen
…ten des Fränkischen
… niederließen, wur-
…liche und politische Ver-
…nach zum Christenthum gezo-
… vorhin eigentlich gar keine Reli-
…on, für sie war also der Uebertritt zum
…stenthum am leichtesten, und er wurde für sie
dadurch noch leichter, daß man, auf Anrathen des
Römischen Bischofs, nicht einmal die äußere Ge-
bräuche des Christenthums mit aller Strenge von
ihnen foderte.

§. 7.

Ottens Verdienste um die Bekehrung der Slavischen Völker in Deutschland.

Seit Bonifacius und Karls des Großen Be-
mühungen war doch immer noch das von Slavi-
schen Völkern bewohnte nördlichere Deutschland
unbekehrt geblieben. Schon Karls des Großen
Beyspiel war für den nacheifernden Otten I. Be-

Wo einmal ein solcher Schwarm von Kapers nicht unbereichert hinweg gieng, da kam er nächstes Jahr gewiß wieder. Karl der Große, zu dessen Zeiten diese Gäste sich schon eingestellt hatten, machte zu Wasser und zu Land die trefflichste Anstalten zu Bewahrung der Küsten: unter des milden Ludwigs Regierung giengen diese Anstalten wie so manche andere zu Grund, und da sich die Söhne über dem Theilen des großen Reichs zankten, bald ewiger Krieg zwischen den Oheimen und Neffen war, der Heeresbann nachläßig gehalten wurde, so kamen die Normänner wieder, und plünderten Deutschland, Frankreich und Italien. Es galt nicht allein dem an der See liegenden Lande, sondern auf ihren platten Schiffen fuhren sie die Ströme hinauf, und plünderten die gröste Städte und reichste Klöster. Was ihnen dieses Jahr nicht zu Theil werden konnte, war ihnen nächstes Jahr gewiß; und Deutschland wurde mit doppelten Ruthen gezüchtiget, wo die Normänner nicht hinkamen, da verwüsteten die Ungarn. Die Jahrbücher dieses Zeitalters wissen den Jammer nicht genug zu beschreiben, der durch diese öftere Verwüstungen angerichtet wurde. Niemand wollte das Land bauen, denn er war seiner Erndte nicht versichert, die wenige Städte, welche es damals noch gab, giengen im Rauch auf, wenn sie Normännern und Ungarn irgendwo auf dem Weg lagen. Die Klöster wurden zerstört und ihre Zerstörung war besonders wegen der Klosterschulen, der Universitäten des damaligen Zeitalters, ein ganz unersezlicher Schade. Eine glükliche Epoche, da endlich diese Seeräuber anfiengen hie und da sich

nieder

nieder zu lassen, und nach und nach an ordentliche Staatsverfassungen gewöhnt, der Aufklärung, das hieß damals im Occident, dem Christenthum endlich Raum gaben. Das Mittel, das schon so oft zur Ausbreitung der christlichen Religion geholfen hatte, konnte nun auch hier zur Bekehrung der Normänner mehr beytragen als alle Mißionarien und Apostel. Karl der einfältige gab 912 seine Prinzeßinn Gisela einem der ersten Normännischen Anführer Rollo, er trat ihm die seither so genannte Provinz Normandie und Bretagne ab: in der Taufe erhielt Rollo den Namen Robert. Auch in andern Orten des Fränkischen Reichs, wo sich die Normänner niederließen, wurden sie durch allerhand häusliche und politische Verbindungen nach und nach zum Christenthum gezogen. Sie hätten vorhin eigentlich gar keine Religion gehabt, für sie war also der Uebertritt zum Christenthum am leichtesten, und er wurde für sie dadurch noch leichter, daß man, auf Anräthen des Römischen Bischofs, nicht einmal die äußere Gebräuche des Christenthums mit aller Strenge von ihnen foderte.

§. 7.

Ottens Verdienste um die Bekehrung der Slavischen Völker in Deutschland.

Seit Bonifacius und Karls des Großen Bemühungen war doch immer noch das von Slavischen Völkern bewohnte nördlichere Deutschland unbekehrt geblieben. Schon Karls des Großen Beyspiel war für den nacheifernden Otten I. Be-

te. Der Klerus aller dieser Königreiche handelte für sich, und glaubte nicht, bey seinen politischen Unternehmungen die Hülfe eines so entfernten Bischofs nöthig zu haben oder brauchen zu können. Sie bezeugten alle Achtung gegen den Römischen Bischof, aber diese Achtung schien nicht einmal Vorbote einer künftigen grossen Gewalt zu seyn. Allein bey den West-Gothen in Spanien hatten sich zu Anfang dieser Periode die Bischöfe so mächtig gemacht, daß durch sie die Rechte des Adels ganz unterdrükt wurden, die königliche Gewalt und Austheilung der Krone einzig von ihnen abhieng. Den Römischen Bischof fragte man dabey nicht, er hatte weder Nutzen noch Schaden davon. In Frankreich machten zwar die Dagoberte grosse Stiftungen an Kirchen und Klöster, aber die ganze Periode der Merovinger war viel zu militarisch. Eben das Kloster und eben die Kirche, welche in einem Jahr durch die Freygebigkeit eines Königs zu den beträchtlichsten Besitzungen gelangt war, sah sich in gleichfolgenden Jahren derselben wieder gewaltsam beraubt: nichts kam zu einer gewissen Festigkeit, und wie hätte sich auch diese finden sollen, da die Bischöfe selbst größtentheils ohne alle Kenntnisse waren, niemand um das Wohl der Kirche sich bekümmerte. Die Benediktinermönche breiteten sich vorzüglich in Italien und Frankreich aus, erhielten Besitzungen von einem Umfang wie kleine Fürstenthümer, aber diese große Güter mußten erst durch ihren Fleiß urbar gemacht werden, und ihr Fleiß wurde alsdenn doch wieder ein Raub der allgemeinen Unordnung. Das siebente Jahrhundert ist also in der Ge-

schichte der steigenden Hierarchie größtentheils nur wenig merkwürdig; viel besser fand sich alles im achten Jahrhundert zusammen.

§. 9.

Geschichte der Hierarchie des achten Jahrhunderts.

Die siegreiche Waffen der Longobarden eroberten ein Stük des Exarchats nach dem andern, und Aistulf gewann fast alles was bisher noch von Belisarius und Narses Siegen übrig geblieben war. Rom selbst sollte sich izt dem Longobardischen König unterwerfen; von Constantinopel war keine Hülfe zu erwarten, dort zankten sie sich wegen Anbetung der Bilder, und der Römische Bischof zitterte auch vor dem Griechischen Kaiser so sehr als vor dem Longobarden, weil ihre Bildertheologie einander sehr oft ganz ungleich war. Welchen der Occidentalischen Könige sollte der bedrängte Bischof zu Hülfe rufen? ihm lag am meisten daran, entweder nicht unter fremde Oberherrschaft zu kommen oder sich seinen neuen Herrn mit Klugheit wählen zu können. 750

Pipin saß auf dem Fränkischen Thron und verdankte wenigstens den ruhigen Besiz seiner Krone dem Segen des Römischen Bischofs. Schon seit der Mitte des siebten Jahrhunderts war die Macht der ersten Ministers und Generals (Major Domus) der Fränkischen Könige so hoch gestiegen, daß sie selbst nicht einmal den Namen des Königs bey öffentlichen Verhandlungen brauchten. Pipin, der schon vom Vater und Großvater her

diese Würde und diese Macht bey seinem Hause sah, fand endlich beschwerlich, auch nur den Schatten eines Königs stehen zu lassen. Nur mußte alles so geschehn, daß das Volk, dessen Aberglauben oder religiösere Treue sehr leicht von andern eifersüchtigen Großen des Reichs mißbraucht werden könnte, mit verbundenen Augen zu dem längst gewünschten Ziel hingeführt würde. Der Römische Bischof that den Ausspruch, daß es Pflicht des Pipin sey, der armen Heerde Volks sich zu erbarmen und ihr König zu werden. Diese feine Einsegnung des Usurpators war einer Gegengefälligkeit werth: Pipin geht mit einer Armee nach Italien, entreißt Aistulfen einen Theil der eroberten Länder und schenkt dem römischen Bischof, — man weiß bis auf den heutigen Tag eigentlich noch nicht was? Man kann nur mit Zuverläßigkeit sagen, was es nicht war. Aistulfs Nachfolger Desiderius, der seine Gränzen wieder zu erweitern suchte, fand am Sohne Pipins, Karln dem Grossen, einen noch gefährlichern Gegner, und Pabst Hadrian I. einen noch großmüthigern Beschützer. Das Longobardische Reich wird zerstört, und Karl vermehrt die Schenkungen seines Vaters an die Römische Kirche. Es dünkte den schlauen Bischof Leo III. ein Meisterstük politischer Klugheit zu seyn, da er Karln endlich dazu bewog, daß
800 er sich zum Römischen Kaiser ausrufen ließ.

Nun war des Bischofs Rachgier gegen den Griechischen Kaiser gesättigt; der neue Name gab zwar keine neue Gewalt, die nicht Karl schon als Patricius gehabt hätte, aber gerad um den Namen war es zu thun, um ihn dem Griechischen Kaiser ganz

an

an die Seite zu stellen, und Rom von aller bisher noch immer fortdaurenden Abhängigkeit von Constantinopel loszureissen. Wie viel Gutes konnte man von einem so gnädigen neuen Herrn wie Karl war erwarten, der selbst die Freygebigkeit seiner Voraltern gegen die Römische Kirche noch übertroffen hatte. Der neue Herr war gerad so nahe und gerade so weit hinweg, um in Nothfällen helfen zu können, und doch nicht immer mit seiner Gegenwart beschwerlich zu seyn. Die Bischöfe zu Rom hatten bisher bey vielen innerlichen Unruhen empfunden, welch ein Unglük es sey, daß niemand den unruhigen Geist der Römer bändigen und mit Gewalt zum Gehorsam zwingen könne: sie selbst waren dazu nicht stark genug, noch schwächer war die von Constantinopel erwartete Hülfe: schien nicht viel gewonnen zu seyn, unter dem Schutze der Waffen Karls die Ruhe und den blühendsten Zustand Roms wieder hergestellt zu sehen? Der Römische Bischof hat Karln zum Kaiser gemacht, wie jeder Rebell seinen erbetenen Anführer zu seinem Herrn macht, oder wie sich ein von seinem Regenten verlassener Unterthan einen neuen Beschützer sucht, welchen er, wär' es auch nur durch einen Titel, locken will: ist es nicht lächerlich, darauf stolz zu thun?

§. 10.

Veränderungen der innern Kirchendisciplin.

Indeß sich der Römische Bischof mit Exarchen und Longobarden herumkämpfte und endlich Fränkischer Reichsunterthan wurde, so entwickel-

ten

tende Sache, hatte die ausgebreitetste wichtigste Folgen. In den Klöstern zerfiel alle Zucht, weil kein Aufseher in der Nähe war, der sie hätte strafen können: in dem Römischen Bischof wurde der stolze Gedanke gewekt, den ganzen Occident sich als seinen Sprengel zu denken; die Mönche erlaubten sich die verwegenste Eingriffe in die Rechte der Bischöfe, weil sie des Siegs versichert waren, wenn die Sache zu Rom zur Klage kam. So bildete sich die erste Anlage zu demjenigen, was das Pabstthum im zwölften oder dreyzehnten Jahrhundert so fürchterlich machte und die Römische Hierarchie wurde ein Staat, dessen Mitglieder durch alle europäische Königreiche zerstreut waren, und bey dem genauesten Zusammenhang mit ihrem Oberhaupt die tüchtigste Werkzeuge wurden, die Absichten desselben auszuführen. Manche dieser Wirkungen zeigten sich gar bald, denn schon Karl der Große und noch mehr Ludwig der Milde mußten es sich zum eigenen Geschäfte machen, die verfallene Klosterzucht wieder herzustellen. Zwar fast noch mehr Mühe brauchte es bey dem Klerus als bey den Mönchen, um Ehrbarkeit und doch noch einigen Schein von Kenntnissen zu erhalten.

§. 12.

Ursprung der Canonicorum.

Karl der Große suchte durch Beyspiele und Ermahnungen die Schulen bey den großen Stiftskirchen in Gang zu bringen, er selbst hatte an seinem Hof eine Art von Schule und Akademie, in welcher mancher gute Bischof gezogen wurde. In

dem

dem lezten Viertel des achten Jahrhunderts gerieth ein Bischof von Metz, Chrodegang, auf den Einfall, den Klerus seiner Kirche dadurch vom Verderben abzuziehen, daß er denselben zu einer an gewisse Regeln gebundenen gemeinschaftlichen Lebensart gewöhnte. Der Bischof und alle welche der Gottesdienst bey der Kirche beschäftigte, sollten zusammen in einem Haus wohnen, in gänzlicher Gemeinschaft der Güter mit einander leben, an einem Tisch wie Klosterbrüder mit einander essen und zu einem gewissen gemeinschaftlichen Gottesdienst sich verpflichten. Diese in einer Art von Clausur zusammen lebende Geistliche hieß man Canonicos. Welche herrliche Wirkungen versprach man sich nicht von dieser Anstalt! Wie schnell verbreitete sie sich eben deswegen durch alle europäische Königreiche! Karl der Große und Ludwig der Milde befahlen allen Kirchen ihres Reichs, diese Anstalt anzunehmen. So glaubte man den Geistlichen aus der Welt herauszuziehen, und durch die Nothwendigkeit einer solchen äußern Lebensart immer mehr an seine Bestimmung zu erinnern. Wenn der Bischof mit allen Klericis seiner Kirche an einem Tisch aß, mit ihnen in völliger Gemeinschaft lebte, so war allen bisherigen Klagen wegen der Kirchengüter geholfen. Der Bischof durfte nicht mehrere Bedürfnisse haben als jeder andere Canonicus, und diesem ihre Bedürfnisse im Essen und Trinken waren durch die Regel bestimmt. Die Lust zum Jagen und Krieg mußte beiden vergehen, weil sie beide zu gesezter Zeit in der Klausur seyn sollten, und ihre Stunden singen mußten. Die ganze Kirchenverfassung schien unter Karl dem Großen

nach und nach in einen Gang gebracht zu werden, der viel Gutes für die Zukunft hoffen ließ. Der Römische Bischof war zwar angesehen und selbst auch durch Karls Freygebigkeit reich, aber er galt nicht mehr als ihn Karl wollte gelten lassen. Die Synodalanstalten blühten, und auf ihnen beruhte das Leben der ganzen Kirchenzucht. Karl selbst hatte durch Zusammenrufung einer großen 794. fränkischen Nationalsynode nach Frankfurt, ein wichtiges Regentenrecht ausgeübt. Auch die Provinzialsynoden hatten größtentheils ihre ordentliche Einrichtung, und nichts trug mehr dazu bey, die Gesetze des Christenthums unter den neubekehrten Völkern nach und nach immer mehr einzuführen als die jährliche Visitationen, welche der Bischof in seinem Sprengel zu halten verbunden war. Die Geistliche genossen große Vorrechte, aber keines, das nicht mit dem damaligen Staat in bester Harmonie gestanden wäre. Der schwache neuanbrechende Schimmer von Wissenschaften, welche Karl mit aller Mühe immer würksamer und allgemeiner zu machen suchte, hätte vielleicht endlich seine ganze Kraft geäußert: ein einziger Betrüger und Dummkopf zernichtete alles, gab einen neuen Ton für das ganze Kirchenregiment an, und in unbeschreiblicher Herzenseinfalt sprach die Welt Jahrhunderte lang nach, was der Betrüger vorgesagt hatte.

§. 13.

Geschichte des falschen Isidorus.

Ludwig der Milde, eine gute Seele aber kein starker großer Geist wie sein Vater, wurde sehr

bald

bald das Gespötte von Frau und Söhnen, und die Bischöfe vergassen den Respekt gegen ihren Regenten noch schneller. Wie sollte auch noch Respekt da gewesen seyn, sie hatten dem Kaiser den armen Sündersrok angezogen. Die Verwaltung und Entscheidung der wichtigsten Staatsangelegenheiten war vorzüglich in ihre Hände gerathen, und unter ihnen selbst regte sich Eifersucht. Der gemeine Bischof wollte die Ehre bey Hof zu seyn und bey Hofe etwas zu gelten, dem Erzbischof nicht allein überlassen; der Erzbischof, an den Hofton mehr gewöhnt, mag gegen den Bischof manchmal gewaltthätiger gewesen seyn als sich geziemet hätte. Wie das große Reich unter Ludwigs Söhnen in mehrere Theile zerfiel, und die kleineren Herren derselben in ewigem Zwist und Krieg mit einander lebten, so verbreitete sich das alles auch auf die Bischöfe, und der Suffraganeus hatte izt desto schönere Gelegenheit, seinem Erzbischof nicht zu gehorchen, wenn dieser nicht etwa mit ihm einen König zum Herrn hatte. Wie bedeutend war nicht der römische Bischof bey den Händeln der Söhne Ludwigs mit ihrem Vater geworden; noch vornehmer und bedeutender that er izt, da die Söhne selbst unter einander in beständigem Zwist lebten. Ein Bischof, der sich von der Autorität seiner Metropolitanen und der Provinzialsynode loszureissen suchte, hatte kaum einen andern Ausweg, als sich in den Schuz des römischen Bischofs zu werfen. Diesen Schritt zu erleichtern, kam einer dieser rebellischen Suffraganeen auf den Einfall, eine ganze Sammlung falscher Kirchengesetze zu verfertigen, Dekretalen

Römischer Bischöfe der vier ersten Jahrhunderte zu erdichten, weil er ohnedies keine aus diesem Zeitalter in seinem Kirchengesezbuch fand, und diese ehrwürdige Alten, wie er glaubte, nach Gutdünken sagen lassen könnte, was er izt für seine Sache vorträglich hielt. Schon längst war in den Fränkischen Staaten eine Sammlung von Kirchengesetzen bekannt, welche den Namen des Spanischen Bischofs Isidor führte. Dieser Sammlung fügte der Betrüger seine Erdichtungen bey, ersann allerhand Lügen, woher dieses neue Buch komme, und stellte sich, als ob es schon unter Karls des Großen Regierung aus Spanien gebracht worden wäre. Der ganze Zwek des Betrügers gieng dahin, das Ansehn der Metropolitane und der Provinzialsynoden völlig zu stürzen, die Anklage eines Bischofs für den Laien unmöglich zu machen, und für jeden Geistlichen so sehr nur möglich zu erschweren. Er spielte deswegen alle Kirchengewalt in die Hände des Römischen Bischofs, er lößte die Bande der bisherigen Diöcesubordination fast völlig auf, und stellte jeden gemeinen Bischof in eine Linie mit dem Metropolitanen unter den Römischen Bischof hin. Der Römische Bischof wurde für den Herrn der ganzen Kirche erklärt, erst von ihm hiengen alle Endurtheile in kirchlichen Angelegenheiten und besonders bey Bestrafung eines Bischofs ab. Welcher Metropolite könnte sich entschliessen, seinen ihm bisher subordinirten Bischof strafen zu wollen, wenn er erst von jedem Schritt zu Rom Rechenschaft geben sollte? Wie wurden dadurch alle Prozesse ins Unendliche gespielt, ihre richtige Entscheidung unmöglich

möglich gemacht, wenn Streitigkeiten nicht an der Stelle, wo sie entstanden waren, untersucht und entschieden werden sollten?

Die ganze bisherige Hierarchie mußte nothwendig gestürzt, das ganze Verhältniß der Kirche zum Staat völlig geändert werden, wenn diese neue Kirchengesetze in Gang kommen sollten. Wie sollte aber auch wohl in allgemeinen Gang kommen können, was nur ein einzelner gleichsam aus augenbliklichem Bedürfniß erdachte? Wie sollte eine so äußerst grobe Betrügerey, so bald sie sich recht ins Publikum wagt, nicht sogleich entdekt und zurükgewiesen werden? Es scheint oft in der Geschichte nicht nach den ordentlichen Regeln der Wahrscheinlichkeit zu gehn, und hier ist einer der Fälle. In den Händeln, welche in einigen Diöcesen entstunden, die auf der Gränze der Reiche Lothars und Karls des Kahlen lagen, produzirte man zuerst diese neue Waare. Die Metropolitane, welche bisher von allem, was in diesem Buch stund, kein Wort gewußt hatten, wunderten sich des neuen Schatzes, sahen aus dem offenbaren Widerspruch mit ältern zuverläßigächten Kirchengesetzen, daß es mit diesem neuen Produkt nicht ganz seine Richtigkeit haben könne. Das sicherste Mittel, den Werth dieser neuen Erscheinungen zu erfahren, war eine Anfrage zu Rom, wo sich von so vielen neuerschienenen Dekretalen doch einige im Archiv finden mußten. Auf die erste Anfrage, antwortete der Römische Bischof Nikolaus gar nicht, er übergieng in seinem Schreiben die einzige Stelle des Briefes, wo die Fra-

859 glaubte gleich bey dem Antritt seiner Regierung eine herrliche Gelegenheit gefunden zu haben, das Entrissene wieder unter seine Oberherrschaft zu bringen. Es stritten sich damals ein Paar sehr mächtige Männer um den Constantinoplischen Stuhl; Ignatius war durch Hofkabalen gestürzt, Photius, das gröste Genie seines Zeitalters, durch eben dieselbe erhoben worden; beide gaben sich Mühe von dem Römischen Bischof anerkannt zu werden, und dieser war entschlossen seinen Beyfall recht theuer zu verkaufen. Photius wollte nur nichts als gute Worte dafür geben, und Nikolaus sah deswegen die Ungerechtigkeit seiner Stuhlbesteigung sehr bald ein, exkommunicirte den Photius und that gelegenheitlich auch gegen die Griechische Kirche recht herrisch. Der Bischof von Constantinopel antwortete in einem nicht viel sanftern Ton, und lachte, so lang der Hof auf seiner Seite war, aller Bannflüche und Drohungen, und gieng darinnen noch weiter als der Römische Bischof, daß er die Lateiner ketzerischer Meinungen beschuldigte, den entstandenen Zwist zu einem dogmatischen Streit machte. Zum Unglük

867 des Constantinoplischen Patriarchen ereignete sich gerad in dieser Zeit eine Staatsrevolution, und weil dieser die Ermordung des Kaisers nicht billigen wollte, der römische Bischof aber dieselbe als rühmlich segnete, so jagte der neue Kaiser den Photius ins Elend und an seine Stelle kam der Freund des römischen Bischofs. In einem wichtigen Hauptpunkt, der damals dem Pabst am Herzen lag, gab doch selbst auch dieser nicht nach. Es war Streit wegen der Bulgarey, ob sie zum

Römi-

Römischen oder Constantinopolischen Sprengel gehöre. Sonst galt es als allgemein angenommener Grundsaz; wer die Nation bekehrt hat, zu dessen Pfarrkindern gehört sie: hier aber hatten sich beide Theile um die Bekehrung der kontroversen Pfarrkinder verdient gemacht, nur hatten die Griechen den wichtigen Vorzug, daß die Bulgaren nach der politischen Ländereintheilung zum Orient gehörte, und mit der beichtväterlichen Vorsorge des Römischen Bischofs für die Bulgaren war es nicht immer zum unschuldigsten zugegangen. Nach zehenjährigem Exilium kommt endlich doch wieder Photius zur vorigen Würde, und weiß dem Römischen Bischof so viel schönes vorzusagen, daß dieser seine neue Erhebung billigte. Die Sache kam aber gleich wieder ins alte. Der Römische Bischof merkte die erlittene Täuschung, donnerte wieder wie vorher und war so voll Gift und Groll, daß, da der unglükliche Photius nach einem kaum sechsjährigen Genuß seiner neuerlangten Herrlichkeit wieder in eine traurige Staatsrevolution verwickelt wurde, 886 nun zum zweytenmal vom Patriarchenstuhl herabsteigen mußte, daß ihn selbst dieses Opfer seiner Rachsucht nicht mehr sättigte. Nicht nur Photius, sondern auch alle von Photius ordinirte Bischöfe und Priester sollten abgesezt werden.

Der Unverstand kleiner Herren, welche nach einigen glüklichen Versuchen auf einmal etwas zu bedeuten glauben, zeigt sich nie deutlicher als in ihren Foderungen bey Erfechtung eines kleinen Siegs. Der Pabst wäre mit aller Ehre aus dem

Spiel gekommen, die entstandene Trennung der Orientalischen und Occidentalischen Kirche würde sich wie eine zufällig erregte Bitterkeit zweyer guten Freunde verloren haben, wenn nur der Römische Bischof nicht geglaubt hätte, es komme alles darauf an, wie weit man seine Foderungen zu treiben wisse. Wenn das Pabstthum eine systematischfortgehende Entwiklung wäre, so sollte man nun am Ende des neunten und Anfang des zehnten Jahrhunderts die deutlichste Beyspiele haben, wie sich Könige und Bischöfe ohne Unterschied unter den Fuß des Römischen Priesters schmiegen mußten. Ein Paar kühne Männer hatten einmal den Anfang gemacht, die übertriebenste Foderungen des Gehorsams an fremde Kirchen zu machen, Könige zu mißhandlen und Kronen wie Münze auszutheilen. Wie oft braucht es in solchen Fällen meistens nur einen, der einmal anfängt, selten fehlt es an Nachfolgern. Aber alles hängt hier zu sehr an zufälligen Veranlassungen, ist so viel mehr blos vorübergehendes Phänomen, als absichtlich ausgeführter Plan, daß man nirgends weniger als in der Geschichte der Hierarchie nachfolgende Situationen aus vorhergehenden errathen kann.

§. 15.

Geschichte der Römischen Hierarchie im zehnten Jahrhundert.

Schon in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts war die Gewalt des Römischen Bischofs recht traurig herabgesunken. Italien und am meisten Rom war in der äußersten politischen Verwirrung,

wirrung, die Grafen und Herzoge, welche anfangs blos kaiserliche Statthalter waren, hatten sich zu unabhängigen Herrn gemacht, bissen sich wie Alexanders Generale unter einander herum, besonders die Marggrafen von Thuscien machten sich in Rom gewaltthätig, und in Italien selbst wäre ihnen niemand vollkommen gewachsen gewesen, wenn nicht die Gegenpartie öfters die Könige von Burgund herbeygerufen hätte. Der Römische Bischof verlor, er mochte es mit einer Partie halten mit welcher er wollte, denn die Partien waren einander an Macht ziemlich gleich, der Sieg mußte also öfters wechslen. Allein in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts regierten dreyzehn Päbste: war von irgend einem etwas großes zu erwarten? konnte irgend einer etwas großes ausführen, wenn er auch das Talent dazu gehabt hätte? Und das ganze päbstliche Regiment war in den Händen zweyer Damen, Marozia und ihrer Tochter Theodora, welcher kaum Messalinens Unersättlichkeit den Rang streitig machen wird. Diese gaben ihren Galans oder ihren natürlichen Kindern die päbstliche Krone, Mutter und Tochter hatten oft gemeinschaftliche Freunde, noch öfters waren ihre Liebhaber von entgegengesezten Partien, in beiden Fällen mußten Händel unvermeidlich seyn, und die Kirche Christi war gewöhnlich das Opfer. Frankreich fühlte, bey dem lezten Hinwegsterben des Karolingischen Ansehens, das ganze Unglük einer zerrütteten Feudalverfassung. Alle Fugen, wodurch die große Staatsmaschine ein festes Gebäu wurde, hatten sich aus einander gethan: der Soldat unterdrükte alle übrige Stände;

se; alle übrige Stände wurden deswegen auch Soldatenstand. In Deutschland waren zwar Regenten mit mehrerem Ansehen da, aber auch sie verhinderten nur mit Mühe, daß Deutschlands Lage nicht ebendieselbe würde, welche Frankreichs Lage war. Die Bischöfe hatten überall ganz aufgehört, Theologen zu seyn, ihre Vorfahren hatten ihnen den Genuß großer Besitzungen verschaft, auf ihr Wort kam in Staatsangelegenheiten am meisten an, alles wurde also bey ihnen Politik und zwar so rohe ungebildete Politik, wie sie in jenen Zeiten zu erwarten ist. Die Benediktinermönche waren längst der ganzen Strenge der Regel ihres Stifters nicht mehr treu geblieben, ihr Reichthum hatte sie wollüstig, die Noth der Zeiten roh und barbarisch gemacht. Das Institut der Chorherren war kaum volle hundert Jahre alt, und doch waren sie schon in vielen Stiftern des gemeinschaftlichen Lebens überdrüßig, die ältere derselben zogen die Güter an sich, und die jüngere mußten auf bloße Hoffnung auch einmal ältere Chorherrn zu werden, ganz allein die Dienste versehn.

930 In Burgund machte endlich der Abt eines Benediktinerklosters zu Clugny einen Reformationsversuch, er brachte mehrere Klöster zur strengern Observanz zurük, übernahm die Oberaufsicht um den Zerfall derselben zu hindern, und was anfangs bloße Wiederherstellung des ersten Benediktinerordens seyn sollte, gab endlich die Veranlassung zum Ursprung einer besondern Kongregation, die sich von den übrigen Benediktinern absonderte, und in anderthalb Jahrhunderten zu dem

ausser-

ausserordentlichen Reichthum gelangte. Dies war gewöhnliches Schiksal aller solchen neuen Stiftungen, wodurch man die Mißbräuche der alten verbessern wollte. War der erste Eifer der Stiftung ein wenig erkaltet, so suchte man Glossen und Exegesen der Regel, um sie den Wünschen nach Reichthum und Bequemlichkeit angemessener zu machen. Die Bewunderung der strengen Lebensart, welche in den allerersten Zeiten der Stiftung mit den Sitten der übrigen Mönche einen so auffallenden Gegensaz machte, zog eine große Menge Stiftungen herbey, und nie ist noch ein Orden reich geworden, ohne daß sich bey demselben eingeschlichen hätte, was auch bey dem Menschen ausser dem Kloster so ganz gewöhnlicher Gefährte großer Reichthümer zu seyn pflegt.

England zeichnete sich in der Geschichte der Hierarchie des zehnten Jahrhunderts vor allen übrigen Königreichen aus. Ein einziger Mann bewirkte die ganze Revolution. Dunstan, ein Benediktinermönch, voll Stolzes und Möncheifers, wußte sich die Gnade des Königs Edred so zu gewinnen, daß ihn dieser zu seinem Beichtvater, geheimen Rath und Schazmeister macht. Mit aller der Macht, welche ihm theils der Besiz seiner Aemter, theils die Gnade des Königs in seine Hand gab, vertrieb er die Weltgeistliche von allen Kirchen, jagte alle Mönche, welche nicht Benediktiner waren aus den Klöstern, besezte Kirchen und Klöster einzig mit Leuten seines Ordens, und eiferte für den Cölibat der Geistlichen viel grausamer als Hildebrand. Der Nachfolger

Edreds

nach und nach in einen Gang gebracht zu werden, der viel Gutes für die Zukunft hoffen ließ. Der Römische Bischof war zwar angesehen und selbst auch durch Karls Freygebigkeit reich, aber er galt nicht mehr als ihn Karl wollte gelten lassen. Die Synodalanstalten blüheten, und auf ihnen beruhte das Leben der ganzen Kirchenzucht. Karl selbst hatte durch Zusammenrufung einer großen fränkischen Nationalsynode nach Frankfurt, ein wichtiges Regentenrecht ausgeübt. Auch die Provinzialsynoden hatten gröſtentheils ihre ordentliche Einrichtung, und nichts trug mehr dazu bey, die Gesetze des Christenthums unter den neubekehrten Völkern nach und nach immer mehr einzuführen als die jährliche Visitationen, welche der Bischof in seinem Sprengel zu halten verbunden war. Die Geistliche genossen große Vorrechte, aber keines, das nicht mit dem damaligen Staat in bester Harmonie gestanden wäre. Der schwache neuanbrechende Schimmer von Wissenschaften, welche Karl mit aller Mühe immer würksamer und allgemeiner zu machen suchte, hätte vielleicht endlich seine ganze Kraft geäußert: ein einziger Betrüger und Dummkopf zernichtete alles, gab einen neuen Ton für das ganze Kirchenregiment an, und in unbeschreiblicher Herzenseinfalt sprach die Welt Jahrhunderte lang nach, was der Betrüger vorgesagt hatte.

794.

§. 13.

Geschichte des falschen Isidorus.

Ludwig der Milde, eine gute Seele aber kein starker großer Geist wie sein Vater, wurde sehr

bald

ihr mit äusserster Gewalt einen Bräutigam aufdringen. Die schöne Adelheid war Wittwe des lezten Italiänischen Königs Lothar, mit ihr suchte sich der Marggraf ein Recht auf Italien zu erheurathen, dessen Besiz er schon seinen Waffen verdankte. Otto der Große war zwar siegreich, aber der Geist der Römer war izt schon unbändiger, das Partiemachen schon mehr zur Gewohnheit worden, daß er weniger als Karl der Große die Ruhe wiederherstellen konnte. Die Römer machten sich zwar mit einem Eid verbindlich, keinen Pabst ohne die Einwilligung des Kaisers zu wählen, aber es schien als ob sie einen Eid nicht für verbindlich hielten, den sie einem Ausländer geschworen. Erst am Ende des zehnten Jahrhunderts fand Otto III. ein Mittel, der Römischen Kirche die Ruhe und sich den Gehorsam derselben zu versichern. Er sezte einen jungen Deutschen und zwar einen seiner nächsten Anverwandten auf den päbstlichen Stuhl, und wie dieser kein Jahr lang dem Italiänischen Klima gewachsen war, so läßt er ihm den berühmten Gerbert, seinen ehmaligen Lehrer folgen. 998

Alles schien sich nun endlich nach und nach zum bessern zu lenken: Staat und Kirche schienen wieder so mit einander verbunden, wie es für ihre beiderseitige Wohlfahrt nüzlich ist. Die Ottonen übten gegen den Römischen Bischof alle Regentenrechte aus, und behandelten ihn ganz als den vornehmsten ihrer Unterthanen. Vor ihrem Gericht mußten sich diese verantworten, sie sezten Päbste ab und ein, sie machten die wichtigste Verordnungen

955 Edreds hielt den heiligen Dunstan
so heilig, daß man nicht seine Sch
Rechnungen zu untersuchen nöthig h
erbitterte Prälat wurde genöthigt d
zu verlassen, allein seine hinterlass
te eine Revolution, worinn der
größten Theil seines Reichs /
umph eilt Dunstan zurük, spi
den Regierung einen noch viel
als unter der vorhergehen
Mönche, nachdem er sich
lischen Kirche emporgedr
gütern. Schon der ei
auf sein Anrathen fü
ne List war so fein o
brauchte, um sei
schränkte Kirchen

Hierarchische mächtigste
eine Wahl
Gerad ebendie-
In diese Regenten in
lang nic Der deutsche Bischof
schen ig gemacht, um desto nach-
gern eltlichen Großen entgegengesezt
blüh wurde selbst zum Grafen und Herzog
Wo att daß er vorher auch bey den reichsten
te ngen gewöhnlich dem Grafen und Herzog
orfen blieb. Unsere Kaiser dachten es sich
mals gar nicht als möglich, daß ihnen die will-
kührliche Besezung der Bischofstühle entrissen wer-
den könnte, und die Ottonen hatten einen schönen
Anfang

...acht, die ansehnlichste Plätze mit Prin-
...den ihres Hauses zu besetzen. Es
...Umstand, dessen ganzer Einfluß
...der päbstlichen Hierarchie noch
...urde — daß der Römische
... Duzend Theaters hatte,
...h handelte. Was sich
...hren ließ, war auf
... der Römische Bi-
...König demüthig
...ner Armee nahe
...en den König
...gor der V.
... Stuhl erhob.
...er zweyte von Ca-
...rathet seine Verwand-
...schof von Rom erklärt die
...o, und exkommunicirt die neue
... auch Robert dagegen einwendet,
... Mühe sich auch die Französische Bi-
...geben, den Pabst zu versöhnen. Volk und
...leute trennen sich vom König; und wer ihn
bedienen muß, reinigt alles, was der König be-
rührt hatte, durch das Feuer. Robert ist endlich
genöthigt seine Bertha aufzugeben. Solche glük-
liche Versuche von Gewaltthätigkeit gegen Könige
gaben dem Patriarchen endlich den Muth den Kai-
ser nicht viel besser zu halten als andere Könige,
nur mußte das Band der Subordination vorher
etwas mehr aufgelößt werden, die Pabstwahl muß-
te unabhängiger vom Einflusse des Kaisers seyn,
ehe sich Auftritte ereignen könnten, wie Heinrichs
Pönitenz zu Canossa. Die Geschichte der Hierar-

wegen der Pabstwahl — wäre vollends Otten III. sein Projekt gelungen, Rom zur künftigen Residenz seines Reichs zu machen, so müßte sich die Geschichte der ganzen Hierarchie anders entwickelt haben, und nie hätte ein Gregor VII. existiren können. Doch eröffnet sich aber gerad auch wieder selbst unter diesen Ottonen eine neue Periode der päbstlichen Hoheit. Otto I. wie er die Kaiserkrone zu holen nach Italien gieng, fand seinem Interesse sehr gemäß, dem Römischen Bischof ansehnliche Schenkungen zu machen. Vielleicht wollt' er auch hierinn Karl der Große seyn, oder fühlte er sich so mächtig, daß ihm kein Argwohn aufstieg, die päbstliche Größe könnte endlich selbst der kaiserlichen Macht nachtheilig werden. Er machte den Römischen Bischof zu einem solchen weltlichen Herrn, der auch an äußerer Macht den unruhigen Italiänischen Grafen und Herzogen gewachsen seyn sollte, denn unter allen Italiänischen Großen schien doch wohl von diesem immer noch die beständigste Treue erwartet werden zu können, da seine Wahl fast einzig vom Kaiser abhieng. Gerad ebendieselbe Politik, nach welcher diese Regenten in Deutschland handelten. Der deutsche Bischof wurde reich und mächtig gemacht, um desto nachdrüklicher den weltlichen Großen entgegengesezt zu werden: er wurde selbst zum Grafen und Herzog gemacht, statt daß er vorher auch bey den reichsten Schenkungen gewöhnlich dem Grafen und Herzog unterworfen blieb. Unsere Kaiser dachten es sich damals gar nicht als möglich, daß ihnen die willkührliche Besezung der Bischofsstühle entrissen werden könnte, und die Ottonen hatten einen schönen

Anfang

Anfang gemacht, die ansehnlichste Plätze mit Prinzen oder Bastarden ihres Hauses zu besetzen. Es ist ein wichtiger Umstand, dessen ganzer Einfluß auf die Beförderung der päbstlichen Hierarchie noch nie genug erwogen wurde — daß der Römische Bischof immer ein halb Duzend Theaters hatte, auf welchen allen er zugleich handelte. Was sich itzt auf dem einen nicht ausführen ließ, war auf dem andern möglich, und eben der Römische Bischof, der gegen den deutschen König demüthig seyn mußte, weil ihm dieser mit einer Armee nahe war, spielte den Gewaltthätigen gegen den König von Frankreich. So machte es Gregor der V. welchen Kaiser Otto III. auf den Stuhl erhob. König Robert von Frankreich, der zweyte von Capetingischem Stamm, heurathet seine Verwandtinn Bertha. Der Bischof von Rom erklärt die Heurath für nichtig, und exkommunicirt die neue Ehleute, was auch Robert dagegen einwendet, und so viel Mühe sich auch die Französische Bischöfe geben, den Pabst zu versöhnen. Volk und Hofleute trennen sich vom König; und wer ihn bedienen muß, reinigt alles, was der König berührt hatte, durch das Feuer. Robert ist endlich genöthigt seine Bertha aufzugeben. Solche glükliche Versuche von Gewaltthätigkeit gegen Könige gaben dem Patriarchen endlich den Muth den Kaiser nicht viel besser zu halten als andere Könige, nur mußte das Band der Subordination vorher etwas mehr aufgelößt werden, die Pabstwahl mußte unabhängiger vom Einflusse des Kaisers seyn, ehe sich Auftritte ereignen könnten, wie Heinrichs Pönitenz zu Canossa. Die Geschichte der Hierar-

Römischer Bischöfe der vier ersten Jahrhunderte zu erdichten, weil er ohnedies keine aus diesem Zeitalter in seinem Kirchengesezbuch fand, und diese ehrwürdige Alten, wie er glaubte, nach Gutdünken sagen lassen könnte, was er izt für seine Sache vorträglich hielt. Schon längst war in den Fränkischen Staaten eine Sammlung von Kirchengesetzen bekannt, welche den Namen des Spanischen Bischofs Isidor führte. Dieser Sammlung fügte der Betrüger seine Erdichtungen bey, ersann allerhand Lügen, woher dieses neue Buch komme, und stellte sich, als ob es schon unter Karls des Großen Regierung aus Spanien gebracht worden wäre. Der ganze Zwek des Betrügers gieng dahin, das Ansehn der Metropolitane und der Provinzialsynoden völlig zu stürzen, die Anklage eines Bischofs für den Laien unmöglich zu machen, und für jeden Geistlichen so sehr nur möglich zu erschweren. Er spielte deswegen alle Kirchengewalt in die Hände des Römischen Bischofs, er lößte die Bande der bisherigen Diöcessubordination fast völlig auf, und stellte jeden gemeinen Bischof in eine Linie mit dem Metropolitanen unter den Römischen Bischof hin. Der Römische Bischof wurde für den Herrn der ganzen Kirche erklärt, erst von ihm hiengen alle Endurtheile in kirchlichen Angelegenheiten und besonders bey Bestrafung eines Bischofs ab. Welcher Metropolite könnte sich entschliessen, seinen ihm bisher subordinirten Bischof strafen zu wollen, wenn er erst von jedem Schritt zu Rom Rechenschaft geben sollte? Wie wurden dadurch alle Prozesse ins Unendliche gespielt, ihre richtige Entscheidung unmöglich

möglich gemacht, wenn Streitigkeiten nicht an der Stelle, wo sie entstanden waren, untersucht und entschieden werden sollten?

Die ganze bisherige Hierarchie mußte nothwendig gestürzt, das ganze Verhältniß der Kirche zum Staat völlig geändert werden, wenn diese neue Kirchengesetze in Gang kommen sollten. Wie sollte aber auch wohl in allgemeinen Gang kommen können, was nur ein einzelner gleichsam aus augenbliklichem Bedürfniß erdachte? Wie sollte eine so äußerst grobe Betrügerey, so bald sie sich recht ins Publikum wagt, nicht sogleich entdekt und zurükgewiesen werden? Es scheint oft in der Geschichte nicht nach den ordentlichen Regeln der Wahrscheinlichkeit zu gehn, und hier ist einer der Fälle. In den Händeln, welche in einigen Diöcesen entstunden, die auf der Gränze der Reiche Lothars und Karls des Kahlen lagen, produzirte man zuerst diese neue Waare. Die Metropolitane, welche bisher von allem, was in diesem Buch stund, kein Wort gewußt hatten, wunderten sich des neuen Schazes, sahen aus dem offenbaren Widerspruch mit ältern zuverläßigächten Kirchengesezen, daß es mit diesem neuen Produkt nicht ganz seine Richtigkeit haben könne. Das sicherste Mittel, den Werth dieser neuen Erscheinungen zu erfahren, war eine Anfrage zu Rom, wo sich von so vielen neuerschienenen Dekretalen doch einige im Archiv finden mußten. Auf die erste Anfrage, antwortete der Römische Bischof Nikolaus gar nicht, er übergieng in seinem Schreiben die einzige Stelle des Briefes, wo die Fra-

859 glaubte gleich bey dem Antritt seiner Regierung eine herrliche Gelegenheit gefunden zu haben, das Entrissene wieder unter seine Oberherrschaft zu bringen. Es stritten sich damals ein Paar sehr mächtige Männer um den Constantinoplischen Stuhl; Ignatius war durch Hofkabalen gestürzt, Photius, das größte Genie seines Zeitalters, durch eben dieselbe erhoben worden; beide gaben sich Mühe von dem Römischen Bischof anerkannt zu werden, und dieser war entschlossen seinen Beyfall recht theuer zu verkaufen. Photius wollte nur nichts als gute Worte dafür geben, und Nikolaus sah deswegen die Ungerechtigkeit seiner Stuhlbesteigung sehr bald ein, exkommunicirte den Photius und that gelegenheitlich auch gegen die Griechische Kirche recht herrisch. Der Bischof von Constantinopel antwortete in einem nicht viel sanftern Ton, und lachte, so lang der Hof auf seiner Seite war, aller Bannflüche und Drohungen, und gieng darinnen noch weiter als der Römische Bischof, daß er die Lateiner ketzerischer Meinungen beschuldigte, den entstandenen Zwist zu einem dogmatischen Streit machte. Zum Unglük
867 des Constantinoplischen Patriarchen ereignete sich gerad in dieser Zeit eine Staatsrevolution, und weil dieser die Ermordung des Kaisers nicht billigen wollte, der römische Bischof aber dieselbe als rühmlich segnete, so jagte der neue Kaiser den Photius ins Elend und an seine Stelle kam der Freund des römischen Bischofs. In einem wichtigen Hauptpunkt, der damals dem Pabst am Herzen lag, gab doch selbst auch dieser nicht nach. Es war Streit wegen der Bulgarey, ob sie zum

Römi-

Römischen oder Constantinoplischen Sprengel gehöre. Sonst galt es als allgemein angenommener Grundsaz; wer die Nation bekehrt hat, zu dessen Pfarrkindern gehört sie: hier aber hatten sich beide Theile um die Bekehrung der kontroversen Pfarrkinder verdient gemacht, nur hatten die Griechen den wichtigen Vorzug, daß die Bulgaren nach der politischen Ländereintheilung zum Orient gehörte, und mit der beichtväterlichen Vorsorge des Römischen Bischofs für die Bulgaren war es nicht immer zum unschuldigsten zugegangen. Nach zehenjährigem Exilium kommt endlich doch wieder Photius zur vorigen Würde, und weiß dem Römischen Bischof so viel schönes vorzusagen, daß dieser seine neue Erhebung billigte. Die Sache kam aber gleich wieder ins alte. Der Römische Bischof merkte die erlittene Täuschung, donnerte wieder wie vorher und war so voll Gift und Groll, daß, da der unglükliche Photius nach einem kaum sechsjährigen Genuß seiner neuerlangten Herrlichkeit wieder in eine traurige Staatsrevolution verwickelt wurde, 886 nun zum zweytenmal vom Patriarchenstuhl herabsteigen mußte, daß ihn selbst dieses Opfer seiner Rachsucht nicht mehr sättigte. Nicht nur Photius, sondern auch alle von Photius ordinirte Bischöfe und Priester sollten abgesezt werden.

Der Unverstand kleiner Herren, welche nach einigen glüklichen Versuchen auf einmal etwas zu bedeuten glauben, zeigt sich nie deutlicher als in ihren Foderungen bey Erfechtung eines kleinen Siegs. Der Pabst wäre mit aller Ehre aus dem

Spiel gekommen, die entstandene Trennung der Orientalischen und Occidentalischen Kirche würde sich wie eine zufällig erregte Bitterkeit zweyer guten Freunde verloren haben, wenn nur der Römische Bischof nicht geglaubt hätte, es komme alles darauf an, wie weit man seine Foderungen zu treiben wisse. Wenn das Pabstthum eine systematischfortgehende Entwiklung wäre, so sollte man nun am Ende des neunten und Anfang des zehnten Jahrhunderts die deutlichste Beyspiele haben, wie sich Könige und Bischöfe ohne Unterschied unter den Fuß des Römischen Priesters schmiegen müßten. Ein Paar kühne Männer hatten einmal den Anfang gemacht, die übertriebenste Foderungen des Gehorsams an fremde Kirchen zu machen, Könige zu mißhandlen und Kronen wie Münze auszutheilen. Wie oft braucht es in solchen Fällen meistens nur einen, der einmal anfängt, selten fehlt es an Nachfolgern. Aber alles hängt hier zu sehr an zufälligen Veranlassungen, ist so viel mehr blos vorübergehendes Phänomen, als absichtlich ausgeführter Plan, daß man nirgends weniger als in der Geschichte der Hierarchie nachfolgende Situationen aus vorhergehenden errathen kann.

§. 15.

Geschichte der Römischen Hierarchie im zehnten Jahrhundert.

Schon in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts war die Gewalt des Römischen Bischofs recht traurig herabgesunken. Italien und am meisten Rom war in der äußersten politischen Verwirrung,

wirrung, die Grafen und Herzoge, welche anfangs blos kaiserliche Statthalter waren, hatten sich zu unabhängigen Herrn gemacht, bissen sich wie Alexanders Generale unter einander herum, besonders die Marggrafen von Thuscien machten sich in Rom gewaltthätig, und in Italien selbst wäre ihnen niemand vollkommen gewachsen gewesen, wenn nicht die Gegenpartie öfters die Könige von Burgund herbeygerufen hätte. Der Römische Bischof verlor, er mochte es mit einer Partie halten mit welcher er wollte, denn die Partien waren einander an Macht ziemlich gleich, der Sieg mußte also öfters wechslen. Allein in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts regierten dreyzehn Päbste: war von irgend einem etwas großes zu erwarten? konnte irgend einer etwas großes ausführen, wenn er auch das Talent dazu gehabt hätte? Und das ganze päbstliche Regiment war in den Händen zweyer Damen, Marozia und ihrer Tochter Theodora, welcher kaum Messalinens Unersättlichkeit den Rang streitig machen wird. Diese gaben ihren Galans oder ihren natürlichen Kindern die päbstliche Krone, Mutter und Tochter hatten oft gemeinschaftliche Freunde, noch öfters waren ihre Liebhaber von entgegengesezten Partien, in beiden Fällen mußten Händel unvermeidlich seyn, und die Kirche Christi war gewöhnlich das Opfer. Frankreich fühlte, bey dem lezten Hinwegsterben des Karolingischen Ansehens, das ganze Unglük einer zerrütteten Feudalverfassung. Alle Fugen, wodurch die große Staatsmaschine ein festes Gebäu wurde, hatten sich aus einander gethan: der Soldat unterdrükte alle übrige Stände;

955 Edreds hielt den heiligen Dunstan nicht für so heilig, daß man nicht seine Schazmeisters-Rechnungen zu untersuchen nöthig hätte. Der erbitterte Prälat wurde genöthigt das Königreich zu verlassen, allein seine hinterlassene Partie erregte eine Revolution, worinn der König um den größten Theil seines Reichs kam. Im Triumph eilt Dunstan zurük, spielt unter der folgenden Regierung einen noch viel unabhängigern Herrn als unter der vorhergehenden, und macht die Mönche, nachdem er sich zum Primaten der Englischen Kirche emporgedrungen, zu Herrn Kirchengütern. Schon der einzige König Eduard stiftete auf sein Anrathen fünfzig neue Klöster, und keine List war so fein oder so tückisch, welche er nicht brauchte, um seinen Ordensleuten das uneingeschränkte Kirchenmonopolium zu verschaffen.

§. 16.

Hierarchische Veränderungen durch Otten den Großen in Italien.

In Rom konnte es nicht besser werden, so lang nicht das Schwerdt eines Dritten den politischen Partien ein Ende machte, und von dem ruhigern Zustand der Römischen Kirche hieng auch das blühendere Wachsthum der Deutschen ab. Den Vater des großen Karl und Karln selbst hatten Römische Bischöfe nach Italien gerufen: Otto der Große, der in der Mitte des zehnten Jahrhunderts Deutschland beherrschte, wird von einer schönen Dame gerufen, denn ein Italiänischer Prinz, (Albert, Marggraf von Thuscien) wollte

ihr

ihr mit äusserster Gewalt einen Bräutigam auf-
dringen. Die schöne Adelheid war Wittwe des
lezten Italiänischen Königs Lothar, mit ihr such-
te sich der Marggraf ein Recht auf Italien zu er-
heurathen, dessen Besiz er schon seinen Waffen
verdankte. Otto der Große war zwar siegreich,
aber der Geist der Römer war izt schon unbän-
diger, das Partiemachen schon mehr zur Gewohn-
heit worden, daß er weniger als Karl der Große
die Ruhe wiederherstellen konnte. Die Römer
machten sich zwar mit einem Eid verbindlich, kei-
nen Pabst ohne die Einwilligung des Kaisers zu
wählen, aber es schien als ob sie einen Eid nicht
für verbindlich hielten, den sie einem Ausländer
geschworen. Erst am Ende des zehnten Jahrhun-
derts fand Otto III. ein Mittel, der Römischen Kir-
che die Ruhe und sich den Gehorsam derselben zu
versichern. Er sezte einen jungen Deutschen und
zwar einen seiner nächsten Anverwandten auf den
päbstlichen Stuhl, und wie dieser kein Jahr lang
dem Italiänischen Klima gewachsen war, so
läßt er ihm den berühmten Gerbert, seinen 998
ehmaligen Lehrer folgen.

Alles schien sich nun endlich nach und nach zum
bessern zu lenken: Staat und Kirche schienen wieder
so mit einander verbunden, wie es für ihre beider-
seitige Wohlfahrt nüzlich ist. Die Ottonen übten
gegen den Römischen Bischof alle Regentenrechte
aus, und behandelten ihn ganz als den vornehm-
sten ihrer Unterthanen. Vor ihrem Gericht muß-
ten sich diese verantworten, sie sezten Päbste ab
und ein, sie machten die wichtigste Verordnungen

wegen der Pabstwahl — wäre vollends Otten III. sein Projekt gelungen, Rom zur künftigen Residenz seines Reichs zu machen, so müßte sich die Geschichte der ganzen Hierarchie anders entwickelt haben, und nie hätte ein Gregor VII. existiren können. Doch eröffnet sich aber gerad auch wieder selbst unter diesen Ottonen eine neue Periode der päbstlichen Hoheit. Otto I. wie er die Kaiserkrone zu holen nach Italien gieng, fand seinem Interesse sehr gemäß, dem Römischen Bischof ansehnliche Schenkungen zu machen. Vielleicht wollt' er auch hierinn Karl der Große seyn, oder fühlte er sich so mächtig, daß ihm kein Argwohn aufstieg, die päbstliche Größe könnte endlich selbst der kaiserlichen Macht nachtheilig werden. Er machte den Römischen Bischof zu einem solchen weltlichen Herrn, der auch an äußerer Macht den unruhigen Italiänischen Grafen und Herzogen gewachsen seyn sollte, denn unter allen Italiänischen Großen schien doch wohl von diesem immer noch die beständigste Treue erwartet werden zu können, da seine Wahl fast einzig vom Kaiser abhieng. Gerad ebendieselbe Politik, nach welcher diese Regenten in Deutschland handelten. Der deutsche Bischof wurde reich und mächtig gemacht, um desto nachdrüklicher den weltlichen Großen entgegengesezt zu werden: er wurde selbst zum Grafen und Herzog gemacht, statt daß er vorher auch bey den reichsten Schenkungen gewöhnlich dem Grafen und Herzog unterworfen blieb. Unsere Kaiser dachten es sich damals gar nicht als möglich, daß ihnen die willkührliche Besetzung der Bischofstühle entrissen werden könnte, und die Ottonen hatten einen schönen

Anfang

Anfang gemacht, die ansehnlichste Plätze mit Prinzen oder Bastarden ihres Hauses zu besetzen. Es ist ein wichtiger Umstand, dessen ganzer Einfluß auf die Beförderung der päbstlichen Hierarchie noch nie genug erwogen wurde — daß der Römische Bischof immer ein halb Duzend Theaters hatte, auf welchen allen er zugleich handelte. Was sich itzt auf dem einen nicht ausführen ließ, war auf dem andern möglich, und eben der Römische Bischof, der gegen den deutschen König demüthig seyn mußte, weil ihm dieser mit einer Armee nahe war, spielte den Gewaltthätigen gegen den König von Frankreich. So machte es Gregor der V. welchen Kaiser Otto III. auf den Stuhl erhob. König Robert von Frankreich, der zweyte von Capetingischem Stamm, heurathet seine Verwandtinn Bertha. Der Bischof von Rom erklärt die Heurath für nichtig, und exkommunicirt die neue Ehleute, was auch Robert dagegen einwendet, und so viel Mühe sich auch die Französische Bischöfe geben, den Pabst zu versöhnen. Volk und Hofleute trennen sich vom König; und wer ihn bedienen muß, reinigt alles, was der König berührt hatte, durch das Feuer. Robert ist endlich genöthigt seine Bertha aufzugeben. Solche glükliche Versuche von Gewaltthätigkeit gegen Könige gaben dem Patriarchen endlich den Muth den Kaiser nicht viel besser zu halten als andere Könige, nur mußte das Band der Subordination vorher etwas mehr aufgelößt werden, die Pabstwahl mußte unabhängiger vom Einflusse des Kaisers seyn, ehe sich Auftritte ereignen könnten, wie Heinrichs Pönitenz zu Canossa. Die Geschichte der Hierar-

chie des eilften Jahrhunderts wird das vollends aufklären, worauf bisher immer vorbereitet wurde.

§. 17.

Geschichte der Römischen Hierarchie im eilften Jahrhundert.

Zu Anfang des eilften Jahrhunderts schien alles wieder nach dem bisherigen Wechsel bald glüklicher, bald unglüklicher Versuche zu gehn. Die Partien zankten sich wieder bey der Patriarchenwahl, es gab Päbste und Gegenpäbste, und Kaiser Heinrich III. behauptete sein Ansehn, wie wenig der vorhergehenden Kaiser. Er ergriff wieder den schon von Otten III. befolgten Plan, geborne Deutsche auf den Römischen Stuhl zu sezen, um ihrer Treue desto gewisser versichert zu seyn. Aber mitten unter allen hieraus entstehenden Unruhen bildete sich ein Mann, in welchem sich endlich alles vereinigte, was bisher manche einzelne der vorhergehenden Römischen Bischöfe mächtig und gewaltthätig gemacht hatte. Es ist der Mühe werth, den Cromwel des eilften Jahrhunderts genau kennen zu lernen.

Hildebrand, (man nennt ihn mit diesem Namen eben so oft als mit dem Pabstnamen Gregor VII.) Hildebrand war ein geborner Italiäner von sehr niedrigem Herkommen. Ersteres erzeugte bey ihm den Haß gegen alle Fremde und besonders gegen die Deutsche, lezteres scheint sich beständig in einem gewissen Baurenstolz verrathen zu haben, denn öfters war es bey ihm nicht so wohl Plan als eigentlicher Küzel, Könige und Fürsten zu necken. Den Hof Kaiser Heinrichs III.

hatte

hatte er schon als Jüngling sehr genau kennen gelernt. Denn fast noch als Jüngling gieng er mit dem abgesezten Pabst Gregor VI. nach Deutschland, und damals schon faßte seine stolze Seele den Entschluß, sich den wilden unbändigen Deutschen einmal als ihr Zuchtmeister zu zeigen. Der Mönchsstand, er wählte sich den gerad damals härtesten Orden der Cluniacenser, verstärkte vielleicht die natürliche Unbiegsamkeit seines Charakters, und da vom Jahr 1054. bis zu seiner 1073 Stuhlbesteigung, also zwanzig Jahre lang, keine Verhandlung des Römischen Hofs, kein grosses oder kleines Staatsgeschäft war, wo er nicht vorzüglichste Triebfeder gewesen, so brachte er solche Erfahrungen mit auf den Thron, wie vor und nach ihm kein Römischer Bischof. Italien, Frankreich und Deutschland kannte er auf das genaueste; in beiden leztern Königreichen war er öfters Legat gewesen. Er wußte nicht nur alle Staatseinrichtungen derselben, die verschiedene Interessen der Partien, den gewöhnlichen Gang ihrer Projekte, sondern er kannte auch den persönlichen Charakter der Regenten und ihrer Großen, hatte die Ueberlegenheit seines Genies im persönlichen Umgang mit ihnen öfters gemessen, und ihnen schon damals sich furchtbar gemacht. Das große vielumfassende Genie ist bey ihm ganz unverkennbar. So unrichtig es wohl bey manchen andern Römischen Bischöfen seyn mag, an einen feinen politischen Plan zu denken, so gewiß fand er sich bey Gregorn nicht nur in seiner Regierung, sondern auch in demjenigen, was er unter der Regierung vorhergehender Päbste als ihr erster Minister veranstal-

Einer der Hauptheile seines Plans, den er noch vor seiner Thronbesteigung ausführte, bestund darin, die Pabstwahl auf einen zuverläßigen Fuß zu setzen. Nikolaus II. hielt eine Synode, worauf die Verordnung gemacht wurde, daß die Wahl eines Römischen Bischofs künftig nur bey den Kardinälen seyn sollte; der bisher reelle Antheil des übrigen Klerus und Volks wurde auf eine bloße Acclamation herabgesezt, das kaiserliche Bestätigungsrecht wurde blos als päbstliches Privilegium behandelt. In Deutschland war man zwar über diesen verwegenen Schritt erbittert: man ließ den Gesandten nicht einmal vor, der den Synodalschluß überbrachte: aber Administrationsregierungen sind ohnedies immer ein wenig schwach, und so klug auch Heinrichs IV. Mutter war, so hatte sie doch für allzu viel Angelegenheiten in Deutschland zu sorgen, um auch noch gegen jede Prätension der Italiäner so gleich protestiren zu können. Schon bey der nächsten Pabstwahl aber gieng Hildebrand noch einen Schritt weiter, und suchte jezt das kaiserliche Recht ganz beyseit zu setzen. Die Vormünderinn Heinrichs, seine Mutter Agnes, widersprach zwar auf das nachdrüklichste, sezte dem unrechtmäßig gewählten Alexander II., den von ihr bestätigten Honorius II. entgegen, allein die unglükliche Entführung des jungen Heinrichs zernichtete alle diese noch so vernünftige Anschläge. Endlich wurde nach Alexanders Tode Hildebrand selbst auf den Stuhl gesezt, der unterdeß nur unter fremdem Namen regiert hatte, und Heinrich IV. gewarnt von allen, welche diesen durchtriebenen Archidiakonus

1059

1073

kannten,

kannten, bestätigte ihn in seiner Würde. Mit unverstellter Dreistigkeit fieng izt Gregor an, seine Entwürfe auszuführen. Gleich auf der ersten Synode schlug er mit dreyfachem Bannstrahl, er exkommunicirte alle der Simonie schuldige; alle Geistliche, welche nicht ganz ausser ehlichen Verbindungen lebten; und endlich namentlich den Robert Guiscard, einen edlen Normann, der den Saracenen Sicilien, und einen Theil von Neapel abgenommen hatte, und der Römischen Kirche ihre ehmalige dasige Güter nicht wieder hergestellt haben soll. Wenn man je von den Absichten eines Mannes nach Verfluß von sieben Jahrhunderten zuverläßig urtheilen kann, so scheinen Gregors Ideen folgendermassen aus einander geflossen zu seyn. Hauptzwek aller seiner Bestrebungen war wohl kein anderer als die Kirche, und das war nach dem damaligen Stil niemand anders als die Geistliche, vom Staat völlig unabhängig zu machen, so gar den Staat der Kirche ganz zu unterwerfen. Diesen Zwek zu erreichen war nöthig, erst in manchem der Kirche selbst eine ganz andere Einrichtung zu geben. Ein Geistlicher, der Frau und Kinder hatte, war gar zu sehr in Familien- und Staatsinteresse verflochten, als daß er recht eifriger Verfechter der Kirche hätte seyn können. Weiber und Konkubinen der Geistlichen mußten also hinweggeschaft werden, es koste noch so heftige Bewegungen. War der Geistliche erst von dieser Seite ganz unabhängig, so mußte die Ertheilung der kirchlichen Aemter und Stellen ganz aus den Händen der Könige und Fürsten gerissen werden. Das ließ sich unter dem Schein der einreissenden

Simonie am besten ausführen, denn es war freylich unläugbar, daß sich die Könige und ihre Ministers manches hatten bezahlen lassen das sie hätten umsonst geben sollen. Und diese nun aus allen Verhältnissen mit dem Staat gleichsam herausgerissene Geistlichkeit sollte einzig dem Römischen Bischof subordinirt seyn. Jeder Bischof und Erzbischof sollte in seinem Sprengel nur so viel gelten als ihn der Pabst gelten lassen wollte, er sollte blos Vikarius des Pabsts seyn, und der Vikarius habe keine Gewalt als von dem, dessen Stelle er vertrete. Alle Königreiche betrachtete er als Eigenthum des heiligen Stuhls, welche also auch der heilige Stuhl verleihen könne, wem er wolle, für deren Verleihung auch dem heiligen Stuhl ein Recognitionsgeld gebühre. Kann sich alsdenn ein Vasall der Jurisdiktion seines Lehnsherrn entziehn? Sind nicht alle Könige und Bischöfe verbunden, für dem Römischen Stuhl ihr Recht zu nehmen? Vielleicht hat noch kein menschlicher Kopf ein ausschweifenderes politisches Projekt ausgeheckt, vielleicht ist auch noch kein Projekt mit mehr Unvorsichtigkeit ausgeführt worden als dieser Entwurf Gregors. Mit dem ersten Tritt auf den päbstlichen Thron fängt Gregor mit dem großen und niedern Klerus, mit den Normännern, die ihm so nahe auf dem Nacken waren, zugleich Händel an, verschont zwar Heinrichen noch auf seiner ersten Synode, aber doch gleich das Jahr darauf citirt er ihn zur Verantwortung nach Rom, sieht die Sache der aufrührischen Sachsen als seine Jurisdiktionssache an. So erklärt er zwar seine Gesinnungen wegen der Investitur

stitur nicht gleich anfangs vollkommen deutlich, aber er verbietet doch sogleich, vom Kaiser sich investiren zu lassen, weil dieser mit Exkommunicirten umgehe. Was kann unvernünftiger scheinen, als, wenn man ein politisches Projekt durchsetzen will, auf einmal mit allen Partien Händel anzufangen? Wirklich scheint auch Gregors Unternehmen zu denjenigen zu gehören, die man für wohl überdacht hält, weil sie nicht unglüklich geriethen. Heinrich glaubte anfangs des Pabsts sich erwehren zu können, wie man sich bisher schon eines manchen Pabsts erwehrt hatte; er sezte ihm einen Gegenpabst entgegen. Aber in Deutschland war alles viel zu froh, eine scheinbare Ursache des Ungehorsams entdekt zu haben; der Kaiser fand überall nichts als Rebellion; in der Verzweiflung entschließt er sich zu einem Schritt, zu welchem ihn sein trozigverzagter Charakter hinriß. Er geht selbst nach Italien, stellt sich in armen Sündershabit zu Canossa, und so weidet Gregor sein Aug drey ganze Tage lang an dem gedemüthigten Kaiser. Die Folge dieser Verwegenheit des Pabsts war, wie sie jeder Kluge voraussehen konnte. In Italien erwachte allgemeiner Haß gegen den Freund der Marggräfinn Mathildis, und in den Seelen mancher Deutschen regte sich wieder edler Ehrgeiz, ihren Kaiser nicht zu verlassen. Hätte nicht Gregor mit den Normännern eilends Friede gemacht, und wär' ihm nicht der Tod gerad zur erwünschtesten Zeit gekommen, so würde er schwerlich ganz ungestraft aus der Welt gekommen seyn. 1085

Bey dieser ganzen Revolution ist gewiß nicht das merkwürdigste, daß Heinrich, verlassen von allen guten Freunden und treuen Rathgebern, einen einfältigen Streich that, den selbst der Pabst nicht erwartete, noch daß ein Pabst, wie Gregor, den Kaiser, wenn er sich einmal als armer Sünder eingestellt hatte, im Schloßhof unter freyem Himmel drey Tage lang auf priesterliche Gnade harren ließ. Aber der Verstand möchte einem stille stehen, daß sich der Pabst unterstehen konnte, gegen die Observanz aller bisherigen Zeiten, als ob es ihm erst inspirirt worden wäre, auf einmal zu behaupten, daß kein Geistlicher von einem Weltlichen ein Lehen empfangen könne. Man sieht hier, wie oft ein Mann mit dem Menschenverstand seines ganzen Zeitalters spielen kann. Noch war unterdeß kein Mensch auf den Einfall gekommen, daß die Hand des friedlichen Geistlichen von der blutigen Hand der Könige kein Lehen empfangen könne, daß, was einmal der Kirche gegeben worden sey, nicht eben so wie andere Güter und Schenkungen von Zeit zu Zeit wieder verliehen werden müsse. So bald Gregor der Welt seine neue Entdeckung verkündigte, so fand sogleich eine große Menge eben das wahr, was Gregor gefunden hatte, es entstund nicht nur der heftigste Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Macht, sondern auch eine gelehrte Streitigkeit, in welcher sich die besten Federn des damaligen Zeitalters übten. Eine Verordnung wegen des Cölibats der Geistlichkeit war nichts neues, die Verordnung an sich selbst würde also wenig Aufsehen gemacht haben, aber man

erwar-

erwartete gar nicht, daß auf Beobachtung derselben mit so vieler Strenge gedrungen werden würde. Die Mainzer Geistliche, deren Erzbischof Sigfried ein inniger Freund Gregors war, antworteten bey der Publikation der päbstlichen Verordnung, sie könnten nicht wie Engel leben, der Pabst möge sehen, wo er sich Engel zu Geistlichen bekommen könne: doch siegte endlich das unmenschliche Gesez und die gänzliche Vermischung des Mönchsstandes mit dem Klerus war gewiß eine der Haupturſachen seiner glüklichern Ausführung. Die arme katholische Geistlichkeit, die nun das Sacrament der Ehe nicht mehr geniessen soll, doch die noch bedaurenswürdigere Laien, deren geistliche Väter so gewaltthätig von allen Empfindungen eines Gatten und Vaters abgezogen werden, welche sie der Führung des Volks erst recht fähig gemacht hätten. Hätte doch lieber Gregor in dem Investiturstreit gesiegt, als mit seinem Cölibatgesez. Wir haben in Deutschland aus Erfahrung gelernt, wie die Freyheit der Nation durch denselben beschleunigt wurde, wenn schon diese Beschleunigung mit manchen Bitterkeiten verknüpft war: aber der Schaden ist unabsehbar groß, und durch kein damit verbundenes Gute ersezt, welchen der eingeführte Cölibat gewiß, so lang er fortdauren wird, immer mehr anrichten muß. Gregor hat den Ton zu allen nachfolgenden Mißhandlungen angegeben, welche die Kaiser von den Päbsten auszustehen hatten. Er hat gewisse Grundsätze reg gemacht, die von seinen Nachfolgern nur ausgebildet und öfters in Uebung gebracht wurden. Er drang mit unüber-

§. 18.

Streitigkeiten mit der Griechischen Kirche. Michael Cerularius.

Noch ehe Hildebrand den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte, geschah auch die gänzliche Trennung der Griechischen und Lateinischen Kirche. Die in der lezten Hälfte des neunten Jahrhunderts entstandene Streitigkeiten wegen des Photius hatten so viel wechselsweise Bitterkeiten veranlaßt, und mehr durch einiges Stillschweigen beider Partien als durch wahre Versöhnung sich geendigt, daß jeder kleine neuhinzukommende Umstand den heftigsten Ausbruch wieder befördern mußte. Der Patriarch von Constantinopel Michael Cerularius, der in der Mitte des eilften Jahrhunderts regierte, war voll Gift gegen die Lateiner, weil er selbst bey seinem Hof wenig Unterstüzung gegen dieselbe fand, denn der Griechische Kaiser schmeichelte dem Römischen Hof, da er durch seine Hülfe in Neapel und Sicilien, vielleicht doch noch einiges gegen die Saracenen und Normänner zu behaupten hofte. Ein Brief des Michael Cerularius gab das Zeichen zum öffentlichen neuen Angriff. Er beschuldigte in einem Schreiben an einen Apulischen Bischof die Lateiner vielfacher Kezereyen, die gröstentheils von der Beschaffenheit sind, daß sie auch bey jenem Zeitalter keinen Eindruk hätten machen sollen. Der Brief kommt dem Römischen Bischof in die Hände, der es als eine Ehrensache ansieht, und die Griechen auf einer Synode exkommunicirt. Der Griechische Kaiser versuchte alle Wege der Ver=

Vermittlung. Es kamen, die Sache zu vergleichen, drey Gesandte des Römischen Bischofs nach Constantinopel, diese führen sich aber so trotzig auf, daß eben dadurch alle Hoffnung der Vereinigung zernichtet wird. Sie publicirten selbst in der Hauptkirche zu Constantinopel die Exkommunication des Michael Cerularius, und um nicht von dem Volk verstanden und gesteinigt zu werden, publicirten sie dieselbe Lateinisch. Der Krieg war nun auf beiden Seiten angekündigt, und wie damals theologische Kriege geführt wurden, besonders wenn der beleidigte Stolz großer Bischöfe dabey sprach, läßt sich sehr leicht vermuthen.

1053

§. 19.

Resultat aller hierarchischen Veränderungen in dieser Periode.

Alles hat sich, wenn wir auf die bisherige Periode zurüksehen, im ganzen System der Hierarchie geändert. Die Griechische und Lateinische Christen erkennen sich nicht mehr als Brüder; zum Nachtheil der beiderseitigen Kirche, hört die bisher beständigfortdaurende Kommunication unter ihnen auf. Die Hierarchie des Orients ist wie schon zu Anfang dieser Periode immer mehr dem kaiserlichen Despotismus unterworfen worden. Im Occident siegte die geistliche Macht im Kampf mit der weltlichen. Die Synoden, auf deren Entscheidung in der ersten Hälfte dieser Periode noch so viel ankam, sind ganz unbedeutend geworden, wichtige Sachen gehen alle nach Rom und der Geschmak an theologischen Streitigkeiten

hatte sich bey den Bischöfen völlig verloren, welche ganz weltliche Herren geworden waren. Die beträchtlichste Anzahl von Klöstern hat sich von der Subordination der Bischöfe losgerissen, der Römische Bischof sucht alle unmittelbar an sich zu ziehn, und da ihn die Könige öfters zur Ausführung ihrer Absichten brauchen, so lernt er dabey nach und nach den Gebrauch seiner Kräfte kennen, und wagt endlich auch zum vermeynten Besten der Kirche, was er so oft vorher blos andern zu gefallen gethan hatte. Wenn man die äußerste Mißhandlungen und die tiefste Verehrungen, welche oft einem und eben demselben Pabst widerfuhren, mit einander vergleicht, so glaubt man sich oft unter Menschen versezt, welche den Wilden ähnlich sind, die ihren Gott prügeln, wenn er ihnen nicht zu Willen wird. Es wäre, wenn wir es nicht noch täglich bey einzelnen Menschen wahrnehmen könnten, es wäre unbegreiflich, was der Schall gewisser Worte, mit welchen doch niemand eine Idee verband, in einem ganzen Zeitalter ausrichten kann. Kirche und Kirchenfreyheit waren die zwey Worte, um welche sich alle Streitigkeiten der leztern Zeit dieser Periode herumdrehten, und niemand wußte bestimmt, was es sich unter Kirche und Kirchenfreyheit denken sollte. Sorgloser Gebrauch vieler Stellen des Alten Testaments vermehrte die schon herrschende Verwirrung, und die Partie, welche sich den ausschweifendsten Foderungen des Römischen Bischofs entgegensezte, fühlte wohl die Ungereimtheit der Folgerungen, aber wußte nie den eigentlichen Trugschluß zu entdecken. Die Entdeckung desselben

lag

lag auch ganz ausser dem Gesichtskreis dieses Zeitalters, so lang noch alle Gelehrsamkeit einzig in den Händen des Klerus war, und so lang selbst dieser alle seine Ideen aus der Vulgata schöpfte.

Geschichte der Religion und Theologie, nebst den damit in Verbindung stehenden Gebräuchen des öffentlichen Gottesdienstes.

§. 20.

Monotheletenstreit.

Ob schon am Ende der vorigen Periode der Artikel von der Person Christi durch Streitigkeiten und Vereinigungsversuche bis zu den feinsten Spizfindigkeiten erörtert war, und vorzüglich die Lehre von Vereinigung beider Naturen in einer Person, durch zweyhundertjährige Untersuchungen bis zur Beantwortung der seltsamsten Fragen sich ausdehnte: so gelang es doch dem Ungestümm einiger Mönche, noch einmal einen neuen Streitpunkt zu finden, den Orient und Occident noch einmal in die gröste Bewegung zu sezen. Die angesehenste Männer so wohl der grosen katholischen Partie als der Monophysiten kamen in der Meynung überein, daß man nur einen Willen in Christo annehmen könne: es fanden sich Stellen, daß orthodoxe Väter so gesprochen hatten, und Phraseologie der Alten war immer einziges Kriterium der Wahrheit; welche hier so gar noch durch die Uebereinstimmung der drey grosen Patriarchen

chen zu Rom, Constantinopel, und Alexandrien außer allen Zweifel gesezt wurde. Man hielt diese vor Orthodoxen und Monophysiten angenommene Meinung für einen Vereinigungspunkt beider Partien, und Kaiser Heraklius, der zu Anfang des siebenten Jahrhunderts mit den Persern um die Existenz seines Reichs kämpfen mußte, hatte alle Ursache, eine Vereinigung zu wünschen, um die getheilte Kräfte seines Reichs bey so aufgehäuften Drangsalen zur Gegenwehr zu vereinigen. Einem Mönch zu Alexandrien, Sophronius, kommt es zuerst in Sinn, den bisher allgemein angenommenen Saz als Heterodoxie zu bestreiten; doch der einzelne Mönch giebt sich bald wieder zufrieden. Kaum hat es ihm aber geglükt, Patriarch von Jerusalem zu werden, so verflucht er auf einer Synode die Lehre von einem Willen, und erklärt für nothwendige Orthodoxie, zwey Willen und zwey Wirkungen in Christo zu bekennen. Man sucht durch Versprechungen eines wechselsweisen Stillschweigens allen weitern Ausbruch zu verhüten; weil aber solche Privatversprechungen wenig nüzen, so läßt endlich der Kaiser

638 selbst ein Edikt (Ecthesin) ergehn, worinn zwar die Lehre von einem Willen gebilligt, aber überall verboten wurde, von einem oder von zwey Willen zu sprechen. So weit die Macht des Kaisers reichte, so weit wurde das Verbot gehalten, aber der Bischof von Rom Johann IV. welchen die Partie des Sophronius gewonnen hatte, und der damals noch nicht gewußt haben muß, daß sich sein Amtsvorfahre Honorius in Glaubenssachen nicht habe irren können, erklärt sich mit allem

lem

kern Nachdruk gegen den Monotheletismus, und sucht mit der gewöhnlichen Geschäftigkeit des Römischen Ehrgeizes, eine Partie zu werben. Doch der wirksamste Patron der neugefundenen Orthodoxie war ein Mönch Maximus, der mit fanatischer Unruhe aus einer Provinz in die andere lief, in Afrika die größte Bewegungen erregte, und den Kaiser als einen zweyten Julian verlästerte. Eine Frage, welche blos zu den feinern theologischen Speculationen gehörte, sollte als eines der wichtigsten Religionsmomente angesehn werden. Kaiser Constans, der die nachtheilige politische Folgen dieser religiösen Unruhen einsah — die Araber nahmen eine Provinz nach der andern hinweg — suchte durch ein neues Edikt (Typus) den Fortgang derselben zu hemmen, welcher durch die Verordnung des Heraklius nur noch befördert worden war. Heraklius hatte wechselsweises Stillschweigen befohlen, aber zugleich doch die Monotheletenlehre gebilligt. Constans befahl Stillschweigen und gab selbst das beste Beyspiel desselben, er billigte und verwarf keine von beyden Meinungen. Heraklius hatte blos befohlen, Constans gab seinem Befehl durch Androhung bürgerlicher Strafe Nachdruk. Allein Schweigen war nun einmal keine Sache der aufgebrachten Mönche und Theologen. Kaum war das Edikt des Kaiser Constans zu Rom bekannt, so hält der dasige Bischof Martin eine Synode, auf welcher er die kaiserliche Edikte und alle Freunde derselben verflucht, kaum noch des kaiserlichen Namens schont. Die Erbitterungen in Rom waren so groß, daß sie auf einer Synode daselbst die Ver-

648

gemeine Lehrer; und beide, nicht so wohl spizfindige Köpfe als Männer von Deklamation, und einer solchen Einbildungskraft, wie sie gerad dem eignen Vorstellungsvermögen der Occidentalischen Theologen am meisten entsprach, mußten nothwendig immer stärkere Partien machen. Die ganze Hierarchie des Occidents hatte, verglichen mit der Orientalischen, gerad die entgegengesezteste Entwiklung, mußte also nicht auch Dogmatik, welche den hierarchischen Meinungen zur Grundlage dient, nach ganz entgegengesezten Seiten sich ausbilden? In der Griechischen Kirche erstarb immer alles mehr, in der Lateinischen lebte, nach einigen Katastrophen, alles immer mehr auf: aus jener flohen die Wissenschaften, in dieser verbreiteten sie sich immer mehr und fanden bey Kirchen und Klöstern nach und nach einige sichere Stätte. Dort zerfiel die Sprache, hier bildete sie sich nach und nach zum glüklichern Ausdruk auch feinerer Unterscheidungen. Die große Verschiedenheit des Orientalischen und Occidentalischen Mönchswesens äußerte natürlich zunächst auch in der Dogmatik ihre ganze Wirkung, weil in beiden Kirchen der größte Theil der angesehensten Theologen — Mönche waren. In so vieler Rüksicht unterschied sich die Bildung der Griechen und der Lateiner, und diese in die ganze beiderseitige Verfassung verwebte Unähnlichkeit war gewiß eine der unsichtbarwirkenden Ursachen des großen Schisma, das in dieser Periode zwischen beiden Kirchen entstund, denn der Streit wegen dem Ausgang des heiligen Geistes vom Sohne trennte nicht erst beide Kirchen, sondern gab nur Gele-

genheit,

genheit, die Trennung auf eine feierliche Art zu erklären, und den Riß unheilbar zu machen.

§. 22.

In das Nicäische Symbolum kommt filioque.

In Spanien, wo der Arianismus bis zu Ende des sechsten Jahrhunderts herrschende Religion war, suchte man bey unternommener Reformation jede Kleinigkeit hervor, welche der Arianer zum Beweisgrund seiner Meinung gebraucht hatte, und es muß damals für einen der bündigsten Gründe gegen die Gotteswürde des Logos gehalten worden seyn, daß nach den häufigern Zeugnissen der Kirchenväter der Geist nur vom Vater und nicht vom Sohn ausgehe. Die Spanier, voll Eifers gegen den Arianismus, bedachten die Heiligkeit des Nicäischen Symbolums nicht, und unterstunden sich durch Einrückung des Worts filioque das Symbolum nach ihrer Meynung noch orthodoxer zu machen als es nach bisherigem Gebrauch war. Von den Spanischen Kirchen kam diese vermehrte Ausgabe des ältesten ehrwürdigsten Symbolums in die Fränkischen Kirchen, und da zwischen Franken und Griechen wegen dem Interesse der beiderseitigen Höfe eine beständige Verbindung war, der Streit wegen der Bilderverehrung zu Gesandtschaften Veranlassung gab, so kam auch diese Frage in Bewegung, ob es recht gewesen sey dem Nicäischen Symbolum einen solchen Zusaz zu geben. Die lateinische Mönche beförderten endlich den ganzen Ausbruch. Sie wallfahrteten in großer Menge nach Jerusalem,

und sangen dort unter andern gottesdienstlichen Uebungen das Nicäische Symbolum, mit dem Zusatze, wie sie es zu Hause wohl gewohnt waren. Die Griechen wollten dieses nicht leiden, und die Mönche suchten Hülfe bey Karl dem Großen. Die Sentenz seiner Reichsprälaten fällt zwar für die Mönche aus, aber der Römische Bischof, ob er schon das Dogma billigte, mißbilligte doch die gewagte symbolische Vermehrung, und in den Streitigkeiten mit den Griechen war Johann VIII. so offenherzig, den Zusaz für gotteslästerlich zu erklären, er bat sich aber für diese Fehler der lateinischen Kirche Geduld aus. Im zehnten Jahrhundert wußte schon niemand mehr bey den Lateinern von einem andern Nicäischen Symbolum als von einem solchen, worinn filioque stund.

§. 23.

Geschichte des Bilderkriegs.

Alle andere Streitigkeiten dieser Periode sowohl in der Lateinischen als Griechischen Kirche waren gleichsam nur Zuckungen, in Vergleichung mit dem fürchterlichen Sturm welchen der Bilderkrieg veranlaßte. Es lag schon in der Denkungsart der Christen des fünften Jahrhunderts, daß man den Bildern heiliger Männer, besonders den Bildern Jesu und der Maria, außerordentliche Hochachtung bewies. Man erzählte sich Wunderwerke, die bey denselben geschehen seyen; während der Monophysitischen Streitigkeiten wurden die Gemälde und Statuen der Gottesgebährerinn mit einer Art von Wetteifer der Orthodoxen

und

und Heterodoxen verehrt; ein Handlungsinteresse besonders der Mönche vereinigte sich damit; sie beschäftigten sich sehr viel mit Malerey, und konnten, wenn der Aberglaube des Volks recht groß war, eine beträchtlichere Anzahl ihrer Manufakturen absetzen. Die Meinung war ohnedies angenommen, daß die Heilige auch noch nach dem Tode an den Angelegenheiten dieser Erde und der Menschen Theil nähmen, und daß ihr Vorwort bey Gott nicht ohne Wirkung sey. Wie man ihre Reliquien mit kindischabergläubischer Sorgfalt zeigte, so glaubte man auch, ihnen selbst die Ehre zu erweisen, die ihren Bildern erwiesen wurde. Eigentliche Anbetung war es nicht, die man ihnen erwies: wenigstens die Klügere eiferten dagegen; aber nachdem der Wundererzählungen so viele wurden, durch die beständige metaphysischtheologische Streitigkeiten das Wesentliche der Religion immer mehr sich verdunkelte, so gieng jener anfangs nur unbestimmte Aberglauben endlich in eine ganz entschiedene göttliche Verehrung über. Die eigentliche Epoche eines solchen Uebergangs läßt sich nach der Natur der Sache nicht bestimmen. Der Kaiser Leo, ein Prinz von vieler Einsicht, nahm den einreissenden Unfug wahr, und befahl die Bilder in der Kirche so hoch zu stellen, daß wenigstens eine gewisse Art der abergläubischen Verehrung aufhören sollte. Das Volk glaubte, der Kaiser gehe darauf um, die ganze christliche Religion umzustürzen, und die Römische Bischöfe Gregor II. und III. behaupteten, schon seit den Zeiten der Apostel habe der Bilderdienst in der christlichen Kirche statt gehabt. Die Mön-

726

che und Geistlichkeit verhezten, das Volk gegen den Kaiser, und in Italien kam es zu Empörungen, an welchen die Römische Bischöfe nicht unschuldig waren. Leo, gereizt durch die Widersezlichkeit dieser Eiferer, gieng immer weiter; er entsezte den Patriarchen von Constantinopel, einen der eifrigsten Vertheidiger des Bilderdienstes, und verbot nun durch ein eigenes Edikt die Bilder anzubeten. Er ließ alle Malereyen in der Kirche auskrazen, und die Gemälde, welche man hinweg nehmen konnte, verbrennen. Die Mönche schalten ihn einen Antichrist, einen zweyten Julian, er rächte sich an ihnen durch Strafen. Vom Jahr 726—780. war es gleichförmigfortdaurende Bemühung der Griechischen Kaiser, den Bilderdienst zu vertilgen, die ganze Ruhe ihrer Regierung hieng davon ab, denn welcher mißvergnügte Minister oder rebellische Prinz sich für den Bilderdienst erklärte, hatte immer den großen Haufen für eine Revolution bereit. Sie giengen nun nicht immer blos nach Strenge, sondern sie hielten Synoden, und suchten das Volk durch Synodalentscheidungen zu leiten. Aber Synodalentscheidungen konnten das Volk nur dahin leiten, wo es ohnedies hinwollte: alle Bemühungen waren vergeblich, im Orient war alles voll Unruhe, Italien gieng verloren und eine Staatsrevolution im Jahr 780 zernichtete vollends was vorher so mühsam aufgebaut worden war. Irene schikte ihren Gemahl den Enkel Leos des III. aus der Welt, regierte unter dem Namen ihres Sohns Constantins, und um sich in der Regierung desto mehr zu befestigen, nahm sie den Bilderdienst in

Schuz,

Schuz, hielt eine große Synode zu Nicäa, 786
auf welcher beschlossen wurde, daß man dem
Kreuz, den Bildern Christi und der Maria, der
Engel und der Heiligen eine gottesdienstliche Verehrung erweisen sollte; daß man sie küssen, ihnen
räuchern und Lichter anzünden solle. Der Römische Bischof nahm die Schlüsse der Nicäischen Synode mit Freuden an; der aufgeklärtere Karl der
Große ließ sie in einer eigenen Schrift widerlegen,
und rief auch in seinen Staaten eine große
Synode zusammen, wo noch einmal, unge- 794
achtet alles dessen was der Römische Bischof
beschlossen hatte, der Bilderdienst verworfen wurde.
Mäßiger blieben die Bischöfe zwar darinn als die
Orientalische Bilderstürmer, daß sie die Bilder
nicht ganz zum Tempel hinaus warfen, aber eben
diese ihre Mäßigung wurde das Unglük des nachfolgenden Zeitalters.

Auch nach der zweyten Nicäischen Synode
war doch noch nicht Ruhe im Orient. Die Raserey der Bilderanbeter war allzu ausschweifend,
daß sie nicht jedem vernünftigen Regenten hätte
auffallen sollen, und so bald dieser den geringsten
Versuch machte, sie einzuschränken, so war kein
Satansname im Alten und Neuen Testament den
nicht die Mönche dem Kaiser gaben. Selbst zu
Constantinopel — man hätte doch in der Residenz
noch die meiste Aufklärung erwarten sollen — legte
man den heiligen Statuen die neugeborne Kinder in den Arm, daß doch in diese Kleine eine geheime Kraft transpiriren möchte. Man gewann
die Bilder zu Gevatter; die Farbe von den Ge-

friedenheit in das Dunkele derselben ein: nun aber wollte man wissen, ob das Fleisch und Blut Christi, das wir im Abendmahl genössen, eben dasselbe sey, das aus Maria geboren worden? ob denn das Brod und der Wein im Abendmahl auch Brod und Wein bleiben, oder ob sich bey der geschehenen Veränderung nur der äußere Schein von Brod und von Wein erhalte? Eben derselbe Mönch Ratbert behauptete, die Veränderung sey so wesentlich, daß man nicht mehr sagen könne, Brod und Wein sey Brod und Wein geblieben, er verwickelte sich in dunkle ärgerliche Ausdrücke, und behielt in seinen Deklamationen nicht mehr so viele Spuren der ächtern Wahrheit, als manche vorhergehende Schriftsteller bey ähnlichen Verirrungen. Die bessere Köpfe seines Zeitalters, Johann Scotus der scharfsinnigste Philosoph, und Ratramnus, Mönch im Kloster Corvey, widerlegten nebst vielen andern diese Meinung, vertheidigten wahrscheinlich die nachher Lutherische Meinung von der Art der Gegenwart im heiligen Abendmahl: aber der Strom war schon nicht mehr aufzuhalten, die sinnlichere Meinung bekam mehr Anhänger und man suchte die Vertheidigung der vernünftigen Hypothese durch seltsame Folgerungen aus derselben recht verhaßt zu machen. Wenn Brod und Wein auch im Abendmahl noch Brod und Wein bleiben sollten, so müßten sie nach dem Genusse das Schiksal aller menschlichen Nahrung erfahren: ob es nicht gotteslästerlich sey, das von Brod und Wein zu sagen, die Leib und Blut Christi sind? Stercoranismus hieß diese Ketzereybeschuldigung, welche

len herrschenden Meinungen des Zeitalters zu sehr entgegen ist. Fast alle Streitigkeiten, welche im neunten Jahrhundert im Occident entstunden, liessen darauf hinaus, daß sich einige wenige vernünftige Theologen dem Einreissen unvernünftiger sinnlicher Vorstellungsarten widersezten, und ihre Dogmatik in mehrere Uebereinstimmung mit ihrer Philosophie zu bringen suchten. Am Hof Karls des Kahlen war immer ein kleiner auserlesener Circel von Philosophen und Theologen, durch deren Schriften die aufgeklärtere Vorstellungsart noch einige Oberhand behielt, aber die Mönche, deren Verstand sich weniger durch allgemeinen Umgang und mannigfaltigere Lektüre entwickelte, waren die gewöhnliche Vertheidiger der sinnlichen Vorstellungsart, waren schreibseliger als jene Hoftheologen und Hofphilosophen, hatten schon in ihrer ganzen äussern Lage mehr Vortheil, ihre Ideen allgemein ausbreiten und länger im Gang erhalten zu können. In einem solchen Zeitalter konnte die Kontrovers entstehen, ob Christus bey ganz verschlossenem Leibe seiner Mutter auf die Welt gekommen sey oder wie jeder andere Mensch? Ein Mönch im Kloster Korvey, Paschasius Ratbert, bewies sorgfältig, wie nachtheilig es für die Ehre der Jungfrau Maria seyn müßte, das leztere behaupten zu wollen. Man hatte schon lang angenommen, daß im Abendmahl Fleisch und Blut Christi genossen würden, aber man hatte sich nicht weiter darüber bedacht, wie das zu verstehn sey; man hatte zwar grobe sinnlose Begriffe, aber man dachte sich diese nicht nach allen ihren Folgerungen entwickelt, man hüllte sich mit einiger Zu

frie-

loswerden konnte, nur roher und gegen das Laster unempfindlicher machen. Aus allen diesen Umständen, welche so unglüklich zusammentrafen, läßt es sich wohl erklären, warum in der leztern Hälfte des neunten und in der ersten Hälfte des zehenten Jahrhunderts fast alle Moralität so ganz verloren war: Geistliche und Laien schienen vergessen zu haben, daß es ein sechstes Gebot gebe, der Name eines Bastards war keine Schande; mit den schärfsten Kirchengesezen konnte man kaum bey dem messehaltenden Priester einigen Wohlstand erzwingen: auch die Bischöfe dünkten sich nur zu oft, über die Geseze der Menschheit erhaben. Man sieht in der Geschichte Gottschalks selbst an einigen der grösten unter ihnen, was ihre Sitten waren.

§. 26.

Gottschalk, ein unglüklicher Freund Augustinscher Meinungen.

Gottschalk, ein frommer Mönch aus Frankreich, da er auf einer Wallfahrt von Rom nach Haus reiste, wurde unterwegs in ein Religionsgespräch verwickelt, worinn er behauptete, Gott habe von Ewigkeit her gewisse Menschen zur ewigen Seligkeit, gewisse zur ewigen Verdammung bestimmt. Das war nun gerad eben das gesagt, was Augustin längst gesagt hatte, und Augustin galt doch damals für einen Grundpfeiler der Orthodoxie. Aber ein Italiänischer Bischof Noting von Verona hörte dem Religionsgespräch zu, und fand Gottschalks Meinung ärgerlich. Er gab dem Erzbischof von Mainz, Rabanus Maurus, Nachricht,

847

sicht, und bat sich Belehrung von demselben aus, denn Rabanus galt damals für einen der angesehensten Theologen. Der glüklichste Fund für den Erzbischof eine Gelegenheit zu haben, wo er dem Mönch Gottschalk wehe thun könnte, denn er war ihm schon von langen Jahren her gram. Noch da Rabanus Abt in Fuld gewesen war, befand sich Gottschalk als Mönch daselbst, und verließ das Kloster mit dem größten Widerwillen des Abts, der einen so vornehmen und trefflichen Jüngling äußerst ungern verlor. Voll von dem Zutrauen, das eine redliche Ueberzeugung einflößt, eilt Gottschalk so gleich selbst nach Mainz, will sich hier gegen den Bischof, der schon überall verketzernde Briefe ausschikte, offenherzig verantworten; allein er wird auf der Synode als Ketzer verurtheilt, und an den Erzbischof Hinkmar geschikt, zu dessen Sprengel er eigentlich gehörte, von dem er aber gleichfalls aus Privatabsichten nichts besseres zu erwarten hatte als von Rabanus.
Der Rheimsische Primas hielt zu Chiersy gleichfalls Synode über ihn, und ließ ihn hier so lange schlagen, bis er eigenhändig sein Glaubensbekenntniß ins Feuer warf. In einem ewigen Gefängniß sollte er seine Verstoktheit und seine Blindheit beweinen, und er blieb auch bis an sein Ende, ungeachtet er zwanzig Jahre im Kerker saß, seiner Augustinschen Ueberzeugung getreu. 849

Wenn Hinkmar durch sein Zeitalter entschuldigt werden sollte, daß er einen irrigen Mönch so barbarisch Orthodoxie lehrte: so gilt die Entschuldigung doch nur auf den Fall, wenn Gottschalk

 nach

nach den Kirchengesetzen seines Zeitalters wirklich heterodox war. Aber der größte Theil der damaligen Bischöfe und Theologen war darinn uneinig, selbst der Römische Bischof wollte die Lehrsätze des Hinkmar nicht billigen: es kam bey beiden Partien zu Synodalberathschlagungen und beide Partien suchten ihre Meynung durch Synodalschlüsse zu bekräftigen. Der ganze Streit erlöschte wieder in der Hälfte des Jahrhunderts, in welcher er entstanden war.

§. 27.

Wie die Gottesurtheile mit dem Zustand dieses ganzen Zeitalters zusammenhangen.

So wenig nun Religionskenntnisse unter dem großen Haufen waren, so allgemeine Unwissenheit selbst auch unter der Geistlichkeit herrschte, so fand sich doch, besonders unter dem Volk, ein gewisses dunkles Gefühl von einer göttlichen Vorsehung, welche durch unmittelbare Dazwischenkunften über Recht oder Unrecht entscheide, die Tugend rette und das Laster bestrafe. Schon die Gottesurtheile allein sind der sicherste Beweis hievon. Man verkennt gewiß die ganze Denkungsart dieser Zeitalter, wenn man sie in ihrem ersten Ursprung für einen Betrug der Priester ansehen will, ob sich schon Betrügerey sehr bald dabey mag eingemischt haben, da schon zu Ludwig des Milden Zeiten einige Gattungen dieser Gottesurtheile verboten wurden, weil man sah, wie sehr sie dem Betrug ausgesezt waren. Aber selbst dieses, daß man bey einer solchen Veranlassung nur einige und

nicht

nicht alle verbot, beweißt genugsam, wie tief diese Gewohnheit in der Denkungsart des ganzen Zeitalters lag.

Nichts ist dem Genie wenig aufgeklärter und dabey doch religiöser Menschen mehr angemessen, als die Vorsehung bey jedem zweifelhaften Vorfall zu einer unmittelbaren Entscheidung aufzurufen, und durch die Geschichten des Alten Testaments mögen manchmal wohl auch die Aufgeklärtere für eine solche unmittelbare Theokratie eingenommen worden seyn. Die Feierlichkeit wie solche Gottesurtheile angestellt wurden, erregte wohl öfters, wenn von Schuld oder Unschuld die Rede war, in den Gemüthern der Partien solche Empfindungen, daß die Muthlosigkeit den Schuldigen verlohren machte, und die Einbildungskraft des Unschuldigen von der Zuversicht auf die Hülfe der Vorsehung bis zum Ausdauren belebt wurde. Denn hätten die Gottesurtheile gar zu oft sichtbar unrecht entschieden, so müßte ihr Kredit bey der noch dämmernden Aufklärung dieses Zeitalters früher gefallen seyn, als wirklich geschah. Doch die Unschuld mag bey dieser Art von Proben glüklich oder unglüklich gewesen seyn, so ist gewiß, daß solche Gottesurtheile Beweise der rohen Religiosität eines Volks sind, besonders wenn sie bey so vielen ganz verschiedenen Vorfällen gebraucht werden, als damals gewöhnlich war. Der Duell sollte nicht nur entscheiden, wer unschuldig oder schuldig eines gewissen Verbrechens sey: er sollte richten, ob die Enkel von dem Großvater erben können, oder ob es Wille der Vorsehung sey,

 daß

daß sie den Vaters- oder Mutterbrüdern weichen sollten. Die wichtigste wechselsweise Prätensionsrechte der Könige wurden oft so ausgemacht; selbst der Krieg war in den Augen dieses Zeitalters nichts anders als ein iudicium Dei. Noch bis zu Ende des eilften Jahrhunderts behielten diese Meinungen ihre volle ziemlich ungeschwächte Gültigkeit; erst da nach und nach die Menschen mehr auf die Hälfte des Wegs der Aufklärung kamen, zu klug für eine solche kindische Gottesfurcht und zu wenig verständig für eine recht aufgeklärte Religion waren, da Römisches Recht mit allen wahrgenommenen Bequemlichkeiten eines geschriebenen, für alle nur mögliche Fälle bestimmenden Rechts in Gang kam, erst alsdenn wurden solche iudicia Dei ungefähr eben das, was Auspicien und Augurien zu Zeiten des Cicero waren.

§. 28.

Geschichte der Religion und Dogmatik im zehnten Jahrhundert.

Nach allen diesen bisherigen Bemerkungen entwickelte sich Religion und Theologie des zehnten Jahrhunderts, wenn man anders Entwicklung heissen kann, was blos Vermengung der Volksmeinungen mit dem Christenthum war. Bey dem traurigen äussern Zustand der Kirche war es nicht möglich, daß irgend einige Versuche einer genauern Bestimmung gewisser Lehren gemacht werden konnten; für Ketzereyen war man deswegen auch sicher, wenigstens für solchen, die gleich damals Bewegung gemacht hätten, denn was man auch von dieser Art in der Geschichte

bemerkt,

bemerkt, ist immer blos Sache einzelner unwissender Menschen, die nicht eigentlich wußten, was sie wollten, oder wenn sie auch dunkle Gefühle der Wahrheit hatten, so konnten sie ihr Gemenge von Wahrheit und Irrthum nicht ausdrücken. Wo im vorigen Jahrhundert ein gewisser Mißbrauch nur angefangen hatte hervorzukommen, da wurde er itzt herrschende Sitte. Noch Karl der Große hatte es verboten, daß die Glokken getauft werden sollten, weil die Taufe nur für Menschen sey: im zehnten Jahrhundert fieng Glockentaufe an, ganz gewöhnlich zu werden. Für Verstorbene hatte man längst Messe gelesen, aber es mußte für einzelne Personen besonders bestellt werden. Zu Ende des zehnten Jahrhunderts bekam ein Abt von Clugny, Odilo, eine Offenbarung, wie sehr die Seelen im Fegfeuer wimmerten, wie viele da seyen, welche zu lang da bleiben müßten, weil für sie nichts bestellt worden. Er fieng also an, eine Messe für alle Seelen im Fegfeuer zu lesen, und so wurde endlich in der ganzen Kirche das Fest aller Seelen eingeführt.

Man sieht schon aus der auch im achten und neunten Jahrhundert gewöhnlichen Vervielfältigung der Messen, daß sie glaubten die Wirkung richte sich nach der Menge und Anzahl; daher auch schon damals die Vervielfältigung der Gebete, die Meinung Gott zu versöhnen, je öfter man ihn das Vaterunser und den Psalter anhören lasse. Nun fiengen sie aber an, ihre Gebete dem lieben Gott vorzuzehlen, und alle Verwirrung deshalb zu vermeiden, kamen schon im zehnten

Jahrhundert solche Erfindungen zum Vorschein, wie Rosenkranz und Krone der Jungfrau Maria sind. Dieser ganze Hang zu recht sinnlich abergläubischen Gebräuchen wurde vollends dadurch unaufhaltbar wirksam, da sich in Frankreich die Meinung verbreitete, daß nach Verfluß des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt der Antichtist kommen, und dann so gleich das jüngste Gericht einbrechen werde. Wer Güter hatte, schenkte sie deswegen den Kirchen: was konnten ihm irdische Güter nützen, wenn der Welt Ende so nahe war? Die Wallfahrten nach Jerusalem und andern heiligen Oertern wurden viel häufiger als vorher, denn man wollte den jüngsten Tag lieber in Palästina als zu Hause erwarten. Sonnen- und Mondfinsternisse haben gewiß, zur Zeit der ersten Spanischen Landungen, unter den Amerikanern keinen grössern Schrecken gemacht, als damals in Europa in der lezten Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Alles verstekte sich, denn alles glaubte, nun sey der jüngste Tag im Anzug. Viele Geschäfte des menschlichen Lebens fiengen an zu stocken, und der rohere Theil des Volks, weil nun doch alles Dings ein Ende werden würde, wollte seine Laufbahn Sardanapalisch schliessen. Die Geistliche eiferten größtentheils gegen diese alberne Meinung, fanden aber erst alsdenn Zutrauen, wie das Volk von selbst sah, daß seine Erwartung vergeblich war.

§. 29.

Schilderung der Umstände, welche im eilften Jahrhundert zur Entwiklung der Dogmatik etwas beytrugen.

Im eilften Jahrhundert blühete nun endlich wieder vollkommen auf, was im zehnten Jahrhundert

werk nur hie und da einzeln sich gezeigt hätte. Die Klosterschulen kamen, nachdem die Verheerung der Normänner aufhörte, wieder in einen bessern Zustand: es erzeugte sich, nicht ganz zum Schaden der Wissenschaften, einige Eifersucht zwischen den Klöstern und Stiftsschulen, der Zulauf war bey beiden besonders in Frankreich außerordentlich groß. In dem zehnten Jahrhundert waren gar zu ungeschikte Vorstellungsarten herrschend geworden, daß nun nicht aufgewekte Köpfe hätten suchen sollen denselben mehr Verfeinerung zu geben, die ehmals unterdrükte schiklichere Ausdrücke wieder emporzubringen. In Italien und Frankreich, welche am Ende dieses Zeitalters für die ganze Litteratur immer mehr den Ton angaben, hatte sich endlich das Lateinische von der lingua vulgari Romana ganz geschieden, und erschien nur noch als bloße Büchersprache. Diese wurde also für sich der Kultur immer fähiger, so wie auch die gemeine Volkssprache durch Schriften, welche dem ganzen Genie des Zeitalters gemäß waren, immer mehr ausgebildet wurde. Die Romane erschienen häufiger, die schon in der leztern Hälfte des zehnten Jahrhunderts zum Vorschein zu kommen anfiengen, und es ist unglaublich, welchen Einfluß diese Produkte und der riesenmäßige Ton, der in denselben herrschte, auf die praktischreligiöse Gesinnungen des Volks, selbst aber auch auf die Dokumente der Kirchengeschichte hatte, denn man fieng nun an, alle alte Lebensbeschreibungen der Heiligen, die sich in der Kirchenbibliothek fanden, in diesen Ton umzukleiden. Auch die Ritterschaft, welche wenigstens in Deutschland erst mit dem eilf-

ten Jahrhundert anfängt, war großentheils gewiß nichts anders als ein Ausbruch der Ideen, welche durch die Romane in den Köpfen tapferer Krieger erregt wurden. Mit einer Feierlichkeit, wie sich der Priester zum Dienst des Altars einweihen ließ, ließ sich auch der Ritter zum Dienst Gottes und seiner Dame gleichsam ordiniren; und der eifrigste Priester konnte nicht eifriger seyn, als diese Ritter in der Vertheidigung der Sache Gottes und der Rechte ihrer Dame waren.

Mit diesen ritterlichen Gesinnungen stund auch der Ursprung und die Beobachtung der so genannten treuga Dei in einiger Verbindung. Ein französischer Bischof wurde in der Mitte des eilften Jahrhunderts durch eine kleine Betrügerey der größte Wohlthäter seines Zeitalters. Er gab vor, göttliche Offenbarung zu haben, daß man vom Donnerstag bis auf den Montag keine Fehden haben solle, zum stillen Angedenken desjenigen, was Christus in diesen Tagen für uns gethan habe. Die Erfindung fand allgemeine Folgsamkeit, weil der Rittergeist dieser Zeiten, bey allen seinen Ausschweifungen, von Galanterie und Religiosität gemeinschaftlich genährt wurde. Nie hätte sich ohne solche Vorbereitungen am Ende des eilften Jahrhunderts, das außerordentlichste Phänomen ereignen können, das die Geschichte der menschlichen Einbildungskraft aufweisen kann, und alle Ermahnungen der Päbste und alle Klagen der Pilgrime, würden nie einen solchen Schwindelgeist über ganz Europa haben ausgiessen können, daß alles nach Palästina lief, um dort todtzuschlagen oder todtge-

schlagen

schlagen zu werden, wenn nicht schon vorher die Phantasie durch solche Schriften entzündet gewesen wäre.

Von allen neuen Versuchen, einigen Artikeln der Glaubenslehre genaue verbesserte Bestimmungen zu geben, verdient keiner vorzüglicher bemerkt zu werden, als der Versuch, welchen der Kanonikus Berengar so unglüklich gewagt hat.

§. 30.

Berengariusische Streitigkeiten.

Paschasius Ratbert hatte zwar für seine sinnlichere Meinung, von einer besondern Verwandlung des Abendmahlbrods in den Leib Christi; nach und nach besonders im zehnten Jahrhundert eine fast entscheidende Mehrheit der Stimmen erhalten. Seine Meinung entsprach der ganzen theologischen Vorstellungsart dieser Zeitalter viel besser als die Meinung des Johannes Skotus und Ratramn, aber es blieben doch noch immer Gelehrte übrig, welche das Vernunftwidrige dieser allgemeinern Meinung nicht ertragen konnten, und weil durch kein Kirchengesez befohlen war, was man glauben solle, so stund noch völlig frey, über die Sache nach Willkühr zu disputiren. Berengar, Kanonikus zu Tours in Auvergne, war viel zu scharfsinniger Kenner der Meinungen der Alten, als daß er der neuern, ungeschiktern Vorstellungsart des Paschasius hätte beytreten sollen; er für sich vertheidigte und lehrte die Vorstellungsart des Skotus, aber es that ihm wehe, daß Lanfrank,

Lehrer bey der Klosterschule zu Bec in der Normandie, gerad der Mann, der mit ihm das ganze Zeitalter hätte stimmen können, recht heftigeifrig für die gegenseitige Meinung war. Berengar bittet ihn in einem Brief, gelinder zu seyn, weil viele große Lehrer der Kirche nicht gedacht hätten, wie Paschasius. Dieses kleine unschuldige Billet kostete den armen Berengarius die Ruhe seines Lebens und beschleunigte für die Kirche den unglüklichen Zeitpunkt, wo die Lehre von der Transsubstantiation zum Kirchengesez gemacht wurde. Unverhört, blos auf Anklage eines eifersüchtigen Gegners, blos auf Vorzeigung dieses kleinen ganz unschuldigen Billets wird Berengarius zu Rom auf einer Synode verdammt, und der zweyte Bannstrahl kam gleich das nachfolgende Jahr auf einer neuen Synode. Der Pabst selbst war zwar ziemlich billig, und suchte Berengarn durchzuhelfen; auch Hildebrand, unter dessen Direktion damals schon alle Römische Angelegenheiten stunden, wollte den klugen Mann von dem Kezereifer seiner Gegner nicht unterdrücken lassen, er nahm als Widerruf Berengars an, was doch nur nähere Erläuterung seiner Meinung war, er ließ sich ein unbestimmtes Glaubensbekenntniß als eine deutliche Erklärung vorlegen. Aber bey so geschäftigen Gegnern als Lanfrank und seine Partie waren, konnte der Pabst selbst nicht vorsichtig genug seyn, um nicht den guten Ruf seiner eigenen Orthodoxie zu verlieren. Das Vorspiel solcher Beschuldigungen war schon da, indem man Berengarn mit alten Kezernamen zu bezeichnen anfieng. Die Sache kam noch einmal zu

1049

1058

Rom

Rom vor, und Berengar gieng diesmal selbst hin; was sollte er zu fürchten haben, der alles geltende Archidiakonus Hildebrand war doch sein Freund? aber wie der Erfolg bewies, nur Freund nach Behaglichkeit. Da das Geschrey der Eiferer zu groß wurde, Hildebrand für sich selbst Gefahr sah, mußte Berengar ein Glaubensbekenntniß unterschreiben, dessen sich itzt mancher Katholik schämen möchte.

Die Unterschrift war aber umsonst, denn so bald Berengar zu Haus war, nahm er alles zurük. Die Kezerklagen erneuerten sich also, und Hildebrand, der unterdessen selbst die dreyfache Krone gewonnen hatte, glaubte seinen alten Bekannten zu retten, wenn er sich nur ein neues Glaubensbekenntniß von ihm geben ließ. Doch die Gegner waren zu scharfsichtig, um nicht das Unbestimmte dieser Confeßion wahrzunehmen. Seiner eigenen Ehre wegen mußte ihn Gregor eine härtere Formel beschwören lassen, aber kein Eidschwur band Berengarn mehr, so bald er zu Hause war, und Gregor war doch so menschlich, ihn nicht weiter verfolgen zu lassen. Noch blieb es also ungewiß, was bey der Frage von der Art der Gegenwart des Leibs und Bluts Christi im Abendmahl als Kirchenorthodoxie angesehen seyn solle: aber man sah doch viel deutlicher als jemals, welche Wagschale am stärksten zog.

1079

§. 31.

Einige der Hauptfolgen aus dem bisherigen. Coexistenz der reifenden systemathischen Theologie und der merklich sich entwiklenden Mystik.

Religion und Dogmatik sind, wie aus dem bisherigen deutlich erhellt, in dieser ganzen Periode

riode sehr viel mehr verderbt als gebessert worden. Wie in der vorigen Periode die theologische Freyheit, im Orient durch die Tyranney der Kaiser und das mißbrauchte Ansehn der Synodalschlüsse in die engste Gränzen eingeschränkt wurde, so gieng es izt auch im Occident, nur daß hier andere Mittel zu diesem unglüklichen Ziel führten, und daß im Occident jene traurige Todesstille weiterer Untersuchungen in gewissen Artikeln, niemals so allgemein werden konnte, als da, wo alles von der Willkühr eines Herrn abhieng.

Man nahm im Occident nach und nach alle Spizfindigkeiten in die Dogmatik auf, welche durch Nestorianische und Monophysitische Streitigkeiten erfunden worden waren, und an vielen Mißverständnissen konnte es hiebey nicht fehlen, wenn so feine Unterscheidungen aus einer Sprache in die andere übergetragen werden sollten. Artikel, welche die Disputirsucht der Griechen unberührt gelassen, wurden auf gleiche Art durch eigne innere Streitigkeiten der Lateiner verderbt, und Intoleranz gegen Dissentirende trug nicht nur ganz die Farbe dieses rohen Zeitalters, sondern wurde auch, wie schon Berengars Beyspiel zeigt, durch litterarische Kabalen veranlaßt und genährt. Nach allen diesen Hauptbeziehungen hat sich also nichts in den Schiksalen der Religion und Theologie gebessert: aber von der Seite der eigentlich gelehrten Kenntnisse war doch besonders durch die Revolutionen des eilften Jahrhunderts sehr viel gewonnen worden.

Man

Man sieht nämlich in diesem Zeitpunkt ganz deutlich, wie sich alles der Epoche nähert, wo der menschliche Geist die bisher blos einzeln gedachte Wahrheiten nach und nach in systematische Verbindung setzen lernt, und durch einige Ueberschauung des Ganzen das wechselsweise Verhältniß derselben entdekt. Die erste Versuche eines theologischen Systems waren freylich wie alle solche erste Versuche kaum etwas mehr, als Zusammenwerfung der angenommenen theologischen Wahrheiten unter gewisse Hauptrubriken. Die Rubriken selbst unter einander stunden noch in keiner genauen logischen Folge, manche Wahrheit schien sich oft auch mehr in eine gewisse Rubrik hinein verirrt zu haben als absichtlich hineingesezt worden zu seyn, und am wenigsten läßt sich an strenge Beweise der einmal angenommenen Säze denken, weil aller Beweis darauf hinauskam, daß das wahr sey, was die Väter gesagt hätten, und gesunde Exegese noch seltener als theologische Freyheit war. Ein Glük war es für die Theologie, daß der Ehrgeiz der Römischen Bischöfe eine ganz andere Richtung nahm, als der Ehrgeiz der Bischöfe von Alexandrien in der vorigen Periode hatte. Um Bestimmung der Glaubenslehre war ihnen nur wenig zu thun, sondern mehr um Kirchenverfassung und politisches Ansehen. Wenn der Römische Bischof von andern nicht aufgereizt wurde, so mengte er sich nicht in die entstandene Streitigkeiten, und wenn er auch bisweilen sein Wort mit dazwischen spricht, so ists nicht mit dem Donner von Peters Stuhl, sondern noch immer mit einiger Verträglichkeit gegen widerspenstige Partien.

Wie

Wie sich in den hellsdenkenden Köpfen des lezten Jahrhunderts dieser Periode nach und nach deutlichere Begriffe entwickelten, und alles bey ihnen voll Thätigkeit war, die bisher angenommene Religionswahrheiten auch mit der Philosophie ihres Zeitalters in Uebereinstimmung zu bringen: so entwickelte sich fast in gleichem Verhältniß bey einer entgegengesezten Klasse von Menschen — die Mystik. Es hat von jeher in der Kirchengeschichte eine Gattung von Menschen gegeben, welche vor jedem deutlichaufgeklärten Religionsbegriff wie vom Bliz geschrökt zurükfuhren, lieber in gewisse dunkle geheimnißvolle Worte sich versenkten, dabey aber, was bey dem Menschen nicht selten ist, der sich blos durch Empfindungen leiten läßt, viel entschlossener zu den härtesten Verläugnungen waren, als jene mehr nach Ueberzeugung strebende Köpfe. Je mehr sich die Religion durch Disputiren und Untersuchungen scharfsinniger Köpfe in eine blos Gelehrtetheologie verwandelte: desto mehr eckelte es den Mystiker an derselben, und es fehlt alsdenn meistens nur an einem gewissen Hauptschriftsteller, der einer solchen Partie gleichsam den Sprachgebrauch verschafft. Vor dem neunten Jahrhundert scheint Plato, wie er nämlich damals verstanden und gebraucht wurde, das Repertorium des mystischen Sprachgebrauchs gewesen zu seyn: im neunten Jahrhundert kamen die unterschobene Schriften des Dionysius Areopagita auch im Occident in den Gang. Johann Skotus, der berühmte Hofphilosoph Karls des Kahlen, hatte sie übersezt, und gleich anfangs wurden sie immer vorzüglich

in Klöstern gelesen. Giebt es auch wohl einen bequemern Siz für das mystische Versenken in fromme Ausdrücke und fromme Empfindungen, als unter den Mönchen in einsamen Klostermauren. Bey dem niedrigsten Volk besonders in Italien und Frankreich fieng die Empfindung an aufzuwachen, daß der äußere gottesdienstliche Prunk, welchen die Pfaffen als Hauptstük des Gottesdiensts rühmten, nimmermehr Gottesdienst seyn könne. Sonst waren bey allen mißvergnügten Partien, die in der Kirche entstunden, immer Lehrer gegen Lehrer, Bischöfe gegen Bischöfe, nun seit dem eilften Jahrhundert trat das Volk gegen die Bischöfe auf: ein sicherer Beweis, daß das Vernunftwidrige mancher der wichtigsten angenommenen Lehrsätze recht auffallend war, und die Religion in ihren interessantesten, fühlbarsten Grundwahrheiten so verfälscht worden, daß das menschliche Herz keine Beruhigung in denselben mehr finden konnte.

622	16 Jul. Epoche der Hegira.
637	Die Araber erobern Jerusalem, indeß die Christen sich zanken, ob man Christo einen oder zwey Willen zuschreiben solle.
638	Diesem Streit wird weder durch Kaisers Heraklius Ekthesis, noch durch den zehen Jahre nachher erschienenen Typus des Kaisers Constans geholfen.
	Todesjahr Dagoberts I. der die ganze Fränkische Monarchie vereint besaß.
680	Oekumenische Synode zu Constantinopel.

680 Anathem der Monotheleten, und besonders dem Römischen Bischof Honorius.

711 Umsturz des Westgothischen Reichs in Spanien, durch die Araber.

726 Zu eben der Zeit, da durch das Edikt des Kaisers Leo des Isaurers der Bilderkrieg veranlaßt wird, predigt der Engländer Bonifacius den Deutschen das Evangelium. Ungefähr zehen Jahr nachher schrieb Jo. Damasc. sein erstes sogenanntes theologisches System.

752 Den Merovingern wird auch nicht einmal der königliche Name gelassen. Pipin, gesegnet vom Pabst, sezt sich auf den Thron seines Herrn.

772 Anfang der Kriege Karls gegen die Sachsen.

774 Ende des Longobardischen Reichs. Desiderius.

780 Gründung der Sächsischen Bisthümer.

787 Zweyte ökumenische Synode zu Nicäa. Fast immer war es eine Dame, welche dem Bilderdienst aufhalf. Irene.

794 Auf der großen Fränkischen **Reichssynode zu Frankfurt** dachte man anders von den Bildern als zu Rom und zu Constantinopel. Alkuin war zugegen. Auch von den Adoptianern wurde hier gehandelt.

800 Karl, Kaiser.

809 Synode zu Aachen, wegen der Streitigkeit vom Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohne.

Karl

814 Karl der Große stirbt, mit ihm das aufblühende Glük des ganzen Jahrhunderts.

816 Reformationssynoden im Fränkischen Reich. Allgemeine Ausbreitung der Erfindung Chrodegangs.

822 Kaiser Ludwig muß vor den Bischöfen seines eignen Reichs zu Attigny Busse thun.

835 Abt Hilduin schreibt sein Fabelbuch, Areopagitika.

845 **Hinkmar**, der mit Pseudisidorn gleich bey seiner ersten Erscheinung in Collision kam, wird **Erzbischof zu Rheims**; zwey Jahre nachher besteigt Rabanus Maurus, der bittere Feind Gottschalks, den Mainzischen Stuhl.

851 Todesjahr des Paschasius Ratbert. Sein Gegner Ratramn überlebte ihn mehr als zwanzig Jahre, und erst nach dem Jahr 880. starb Johann der Schotte.

858 In einem Jahr bestiegen **Nikolaus zu Rom** und **Photius zu Constantinopel** den Patriarchenstuhl.

860 Auf einer Synode zu Aachen läßt sich König Lothar seine geliebte Walrade zusprechen. Dem König ist diese That verbittert worden; noch mehr den Beförderern derselben, den Erzbischöfen von Cöln und Trier.

863 Nikolaus exkommunicirt den Photius; läßt die pseudisidorische Dekretalen für wahr halten.

875 Der Pabst lernt die Kaiserkrone austheilen, da Karl der Kahle ihn zum Werkzeug seiner Usurpation macht.

887 Karl der Dicke behält von dem größten Reich kaum noch Lebensunterhalt. Gerad hundert Jahre nachher drang sich Hugo Capet auf den Französischen Thron.

914 Johann X. und Theodora.

951 Der deutsche König Otto geht nach Italien, auf Einladung der schönen Adelheid.

961 Der heilige Dunstan wird Erzbischof von Canterbury.

968 Errichtung des Erzstifts Magdeburg.

993 Erstes Beyspiel, daß der Bischof von Rom einen Universalheiligen der Christlichen Kirche macht; Bischof Ulrich von Augsburg genoß diese Ehre.

998 Römische Exkommunikation des Königs Robert in Frankreich, weil er eine allzunahe Verwandtinn Bertha geheurathet.

999 Gerbert, da er itzt Bischof zu Rom wurde, dachte nun wohl auch anders von dieser Würde als vorher.

1007 Errichtung des Bisthums Bamberg, von Kaiser Henrich II.

1046 Henrich III. thut zu Sutri, was vor und nach ihm niemand als die Costnitzer Synode gewagt hat.

1049 Erste Veranlassung der Berengariusischen Streitigkeiten.

1053 Händel des Michael Cerularius mit dem Römischen Bischof Leo IX.

1059 Römische Synode unter Nikolaus II. Der arme Berengar, was er damals unterschreiben mußte! Genauere Bestimmung, wie künftig der Pabst gewählt werden soll.

Noch

814 Karl der Grosse stirbt, mit ihm das aufblühende Glük des ganzen Jahrhunderts.

816 Reformationssynoden im Fränkischen Reich. Allgemeine Ausbreitung der Erfindung Chrodegangs.

822 Kaiser Ludwig muß vor den Bischöfen seines eignen Reichs zu Attigny Busse thun.

835 Abt Hilduin schreibt sein Fabelbuch, Areopagitika.

845 **Hinkmar**, der mit Pseudisidorn gleich bey seiner ersten Erscheinung in Collision kam, wird **Erzbischof zu Rheims**; zwey Jahre nachher besteigt Rabanus Maurus, der bittere Feind Gottschalks, den Mainzischen Stuhl.

851 Todesjahr des Paschasius Ratbert. Sein Gegner Ratramn überlebte ihn mehr als zwanzig Jahre, und erst nach dem Jahr 880. starb Johann der Schotte.

858 In einem Jahr bestiegen **Nikolaus zu Rom** und **Photius zu Constantinopel** den Patriarchenstuhl.

860 Auf einer Synode zu Aachen läßt sich König Lothar seine geliebte Walrade zusprechen. Dem König ist diese That verbittert worden; noch mehr den Beförderern derselben, den Erzbischöfen von Cöln und Trier.

863 Nikolaus exkommunicirt den Photius; läßt die pseudisidorische Dekretalen für wahr halten.

875 Der Pabst lernt die Kaiserkrone austheilen, da Karl der Kahle ihn zum Werkzeug seiner Usurpation macht.

887 Karl der Dicke behält von dem gr…
kaum noch Lebensunterhalt. …
dert Jahre nachher drang …
pet auf den Französischen …

914 Johann X. und Theodo…

951 Der deutsche König Otto …
auf Einladung der …

961 Der heilige Dunstan …
Canterbury.

968 Errichtung des E…

993 Erstes Beyspiel, …
einen Unive…
Kirche ma…
burg gen…

998 Römische …
Rober…
nahe …

999 Gerbe…
do…

1007 E…

1046 …

…geschichte
…ode ist.

…avignonschen Päbste und
…n Reformationsversuche hat
…ch große Menge von Schriftstel-
…ctenstücken, Dokumenten ꝛc. Die
…oire du droit public Eccleſ. François
…ann, so viel in der Kürze möglich ist, den
besten Begriff geben.

Veran-

...ngen zur Revolution der Kreuzzüge.

§. 1.

...des ersten Kreuzzugs.

...igion hatte in der vorigen ...lichsten Erfolg ihrer wei... ...u und Weibern zu dan... ...änner, von allmächti... ...mmen Ehrgeizes ent... ...hes Volk, gewan... ...vorher Christliche ...e Unterstützun... ...ichen Könige. Der ...e immer in kurzer Zeit ...olks. In der ganzen erstern ...riode aber gieng der Enthusiasmus ...zig dahin, der Christlichen Religion ein ...o und nicht Menschen zu erobern, nicht das Land dadurch zum Christlichen Land zu machen, daß Apostel, mit allen dem zwölften Jahrhundert eigenen apostolischen Künsten, die Einwohner zu bekehren gesucht hätten, sondern Schaaren Christlicher Krieger, von einem Eifer beseelt wie in der vorigen Periode etwa nur einzelne Männer, stürzen sich auf das kleine Land hin, und suchen seine Besitzer zu verdrängen. Diese Raserey kostete Europa über sechs Millionen Menschen. Ein hoher Preis, wenn er nur dafür gegeben worden wäre, der Christlichen Religion auf acht und achtzig Jahre in Jerusalem die Oberherrschaft zu erkaufen: der zufällige Nutzen war hier, wie in vielen an-

Wenn die Geschichte der Universitäten besser bearbeitet wäre, so würde man für die Geschichte der Glaubenslehre am meisten daraus lernen können: Bulæi historia Univ. Paris. ist deswegen bey allen seinen Unvollkommenheiten für den Geschichtforscher hier eines der schäzbarsten Werke, und Crevier histoire de l'Université de Paris ist vielleicht das beste Buch, das man dem Anfänger in der Kirchengeschichte für diese Periode empfehlen kann. Schade daß Argentré Collectio judiciorum de novis erroribus (eine Dokumentensammlung zur Kezergeschichte von 1100—1735) besonders in den ältern Zeiten so höchst mangelhaft ist; daß man nicht für Deutschland, Italien, England solche Werke hat wie die Histoire de Languedoc für die Französische Kirchengeschichte in der ersten Hälfte dieser Periode ist.

Für die Geschichte der Avignonischen Päbste und der oft gewagten Reformationsversuche hat eine vorzüglich große Menge von Schriftstellern, Aktenstücken, Dokumenten ꝛc. Die Histoire du droit public Eccles. François kann, so viel in der Kürze möglich ist, den besten Begriff geben.

Veran-

Veranlassungen zur Revolution der Kreuzzüge.

§. 1.

Geschichte des ersten Kreuzzugs.

Die Christliche Religion hatte in der vorigen Periode den glüklichsten Erfolg ihrer weitesten Ausbreitung Aposteln und Weibern zu danken. Ein Paar thätige Männer, von allmächtigem Enthusiasmus eines frommen Ehrgeizes entzündet, eilten unter ein heidnisches Volk, gewannen den König durch seine schon vorher Christliche Gemahlinn oder durch versprochene Unterstüzungen anderer mächtigern Christlichen Könige. Der Glaube des Königs wurde immer in kurzer Zeit Glaube des ganzen Volks. In der ganzen erstern Hälfte dieser Periode aber gieng der Enthusiasmus fast nur einzig dahin, der Christlichen Religion ein Land und nicht Menschen zu erobern, nicht das Land dadurch zum Christlichen Land zu machen, daß Apostel, mit allen dem zwölften Jahrhundert eigenen apostolischen Künsten, die Einwohner zu bekehren gesucht hätten, sondern Schaaren Christlicher Krieger, von einem Eifer beseelt wie in der vorigen Periode etwa nur einzelne Männer, stürzen sich auf das kleine Land hin, und suchen seine Besitzer zu verdrängen. Diese Raserey kostete Europa über sechs Millionen Menschen. Ein hoher Preis, wenn er nur dafür gegeben worden wäre, der Christlichen Religion auf acht und achtzig Jahre in Jerusalem die Oberherrschaft zu erkaufen: der zufällige Nutzen war hier, wie in vielen an-

dern großen Revolutionen, weit beträchtlicher als der, den man sich zum Zwek gemacht hatte. Man giebt den Päbsten gemeiniglich Schuld, daß sie aus herrschsüchtigen und ehrgeizigen Absichten diese Raserey erwekt hätten: aber kein Menschenaug konnte wohl von Anfang voraussehn, wie sich diese Revolution entwickeln werde, und das lezte Resultat derselben war doch fatal für die Päbste. Die Könige wurden durch den Ruin ihrer Vasallen groß, die Verfassungen der Reichs erhielten eine festere Consistenz, die ganze Aufklärung wurde gerad auf eine solche Weise befördert, daß die Päbste bald oder spät nothwendig dabey verlieren mußten. Ueberhaupt war längst zu einer solchen Raserey die ganze innere Anlage da, daß es nur noch einen leichten Stoß brauchte: wer den Pabst Urban II. und Peter von Amiens, welche diesen lezten Stoß gaben, nur von ferne her kennen gelernt hat, wird sie keiner politischen Absichten beschuldigen.

Schon seit Karls des Großen Zeiten zogen immer Schaaren von Pilgrimen nach dem Orient, und so lang die Araber Herrn von Palästina und Jerusalem waren, so konnten sie für eine kleine Abgabe ihrer Andacht nach Bequemlichkeit pflegen. Die Araber wurden überhaupt durch ihre wissenschaftliche Bemühungen nach und nach so civilisirt, daß die Christen alle gemäßigte Freyheit unter denselben genossen, und ihr Religionseifer nahm, so bald eigene Sekten unter denselben entstunden, sogleich eine andere Richtung. Aber die Araber waren bald Sklaven ihrer Türkischen

Mieth-

Menschvölker geworden und noch während daß Gregor in Europa despotisirte, eroberten die Seldschucken, einer der mächtigsten Türkischen Stämme, Syrien und Palästina, verfuhren mit aller Schärfe roher Sieger gegen die Christliche Einwohner und gegen die Pilgrime, deren Werth sie nicht kannten, oder gleichgültig verachteten. Wer noch das Glük hatte, glüklich nach Europa zurükzukommen, erzählte die überstandene Fährlichkeiten mit der Beredtsamkeit eines Märtyrers, und man konnte es ihnen um so leichter glauben, da von mehreren Tausenden fast immer nur die Hälfte zurükkam. Keiner aber verstund sich auf dieses Erzählen besser als Peter von Amiens, ein guter einfältiger Mensch, dem der Kopf sehr leicht warm werden konnte. Ihm war der Herr Christus selbst zu Jerusalem erschienen und hatte ihm den Auftrag gegeben die Europäische Christen zur Hülfe aufzufordern. Er brachte Briefe mit, vom Patriarch zu Jerusalem, welche den Zustand der dasigen Christen eben so traurig schilderten, als vorher eine Gesandtschaft des Griechischen Kaisers denselben geschildert hatte: und Pabst Urban wurde endlich so in Bewegung gesezt, daß er eine Synode nach Piacenza ausschrieb. 1095 Zweyhundert Bischöfe, über viertausend andere Geistliche und dreyßigtausend weltliche Herren erschienen. Auch Gesandte des Griechischen Kaisers waren zugegen; aber es gieng doch noch nicht, wie der Pabst gewünscht hatte. Er hielt noch in eben dem Jahr zu Clermont in Frankreich eine zweyte Synode und hier merkte man sogleich, wie der Eifer des unterdeß umherziehenden Peters von

Amiens die Gemüther entzündet hatte. Alles rief, sobald Urban und Peter ihre Rede endigten, „es ist Gottes Wille, es ist Gottes Wille.“ Von nun an war dies auch Losung in allen künftigen Kreuzzügen. Eine zahllose Menge von Fürsten, Grafen, Rittern und Bauren ließ sich mit dem Kreuz von Wolle auf der Schulter zeichnen; das hieß die Montur Gottes und der Kirche anziehen. Der Ritter war ohnedies durch die treugam Dei um manche Tage seiner ritterlichen Uebung gekommen: wie froh war er nicht, wenn das, was schon vorher seine Neigung war, auch der Weg zum Himmel seyn sollte? Der Bauer dünkte sich Ritter geworden zu seyn, weil er die Waffen führen durfte und wie viel Freude für ihn, es gieng in ferne Lande. Aller Sünden und aller Sündenschulden war der Kreuzfahrer quitt und ledig; nach Palästina ziehen, galt statt aller Busse. Er war Soldat der Kirche, genoß also alle Vortheile eines Unterthanen der Kirche. Seine Güter stunden unter dem Schuz der Kirche, waren so heilig als Kirchengüter: vor weltlichen Richtern konnte er nicht mehr verklagt werden; Er gehörte vor das geistliche Forum. Keiner durft' ihn mehr treiben, und der Aufschub der Bezahlung wurde ihm auch nicht durch die aufwachsende Zinsen beschwerlich; der Kreuzzug dispensirte von den Zinsen. War es ein Wunder, daß zu einer so reizenden, mit so vielen äussern Vortheilen verknüpften Unternehmung zahllose Schaaren von Menschen zusammenströmten? Der ganze Haufen konnte nicht mit einemmal aufbrechen. Gottfried von Buillon, Herzog von Niederlothringen, einer der größten,

edelsten

edelsten Kriegshelden seiner Zeit, war zum Anführer ausersehn, er schikte aber die gröste Schwärme voraus oder vertheilte sie unter andere Anführer, denn sein Fanatismus war von der edleren Art, welche den Kräften der Seele blos einen stärkeren Trieb und eine neue Richtung giebt, ohne dieselbe zu zerrütten.

Peter der Eremite aber zog selbst an der Spitze von mehr als hunderttausend Mann voraus, und keine Schandthat ist, die nicht von seinem Haufen verübt wurde: Juden schlugen sie wie Fliegen todt, es gieng nach Palästina, damit waren alle Sünden gebüßt. Um Anlegung guter Magazine war man auf dem Marsch gar nicht besorgt, der Pabst hatte in seiner Rede auf der Clermonter Synode versichert, daß denen die Gott lieben, gewiß nichts abgehen werde: sie nahmen also wo sie fanden, und dafür rächten sich diejenige, durch deren Länder sie zogen, man schlug sie todt, wo man sie in kleinern Haufen antraf.

Gottfried zog mit dem auserlesensten Heer von achtzigtausend Mann durch Deutschland und Ungarn, sezte über die Meerenge von Gallipoli, und war schon im Jahr 1097 Meister von Nicäa, wo der damalige Türkische Sultan von Kleinasien seine Residenz hatte. Ueberall Sieger über die Türken, zog er durch Kleinasien und Syrien, eroberte die wichtigste Pläze für die Christen und den 5ten Jul. 1099. wurde er endlich Herr von Jerusalem. Wenn man nicht wüßte, wie sehr Religionsenthusiasmus den Menschen über sich

selbst

selbst erheben kann, so müßte man die Geschichte dieses ersten Zuges, der im einzelnen so voll der erstaunenswürdigsten Begebenheiten ist, fast ganz auf die Rechnung romanenhafter Historiker schreiben: aber der Romanenschreiber dieses Zeitalters würde nicht erzählt haben, wie schlecht Peter von Amiens seine Rolle ausgespielt habe.

§. 2.

Fast kein Jahr vergieng, nachdem einmal feste Besitzungen in Palästina gewonnen, daß nicht kleinere oder größere Haufen nach diesem Lande der Hoffnung zogen. Man zählt aber gewöhnlich nur fünf Hauptzüge. Gottfried von Buillon gab dem ersten Zug seinen Namen. Den zweyten machten Kaiser Konrad III. und König Ludwig VII. in Frankreich. Die Nachricht von den großen Eroberungen Nuroddins, Atabekischen Sultans von Syrien, hatte die fromme Europäische Seelen in neue Bewegung gesezt: der heilige Bernhard von Clairvaux schärfte den Königen das Gewissen, und die vereinigte Macht der beiden Reiche Deutschland und Frankreich schien den Prophezeihungen des eifrigen Cisterciensers den glüklichsten Erfolg zu versprechen. Aber der heilige Bernhard hatte wohl recht, wenn er das über alle Befürchtung traurige Ende den Sünden der Christen zuschrieb, den Lastern der Kreuzfahrer, der tückischen Bosheit der Griechischen Christen und selbst auch der Untreue derer, welchen man in Palästina helfen wollte.

So

So viel deutsches Blut aber dieser Kreuzzug gekostet, so unternahm doch vierzig Jahre nachher Friedrich I. einen neuen, der, weil die Unternehmung diesmal auch kriegrisch groß und gegen einen der berühmtesten Helden der Unglaubigen gerichtet war, eben so zahlreichen deutschen Adel wieder herbeyzog, als jener erstere. Es hatte sich nämlich Saladin, der lange blos als Wesir in Egypten regiert hatte, nach seines Sultans Tode unabhängig gemacht, und mit der Schleunigkeit eines Cäsarglüks Syrien und Palästina unterjocht, selbst Jerusalem wieder erobert. Kaiser Friedrich schien der einzige zu seyn, der es ihm wieder entreissen könnte; aber er fand noch auf dem Marsche in Armenien seinen Tod, und der zugleich veranstaltete Kreuzzug beeder Könige von England und Frankreich Richard I. und Philipp II. konnte bey der Verschiedenheit der Charaktere und Interessen dieser zwey Prinzen, unmöglich einen Ersaz jenes Verlusts geben, er vermehrte die Schmach der Christen, und brachte den Krieg aus Palästina nach Europa zurük.

Ungeachtet der sichtbarunglüklichsten Folgen wurde es doch jedem König, der die Hülfe des Römischen Hofs nöthig hatte, und besonders den deutschen Königen zur Dankbarkeitspflicht gemacht, die Christen in Palästina zu retten. Kaiser Friedrich II. that endlich im Jahr 1229. einen neuen Zug, aber der Bann des Pabsts, den er vorher durch sein zehenjähriges Zaudern verdient haben solle, verfolgte ihn nun selbst nach Palästina, weil ein verbannter, ohne neue Er-

laubniß

laubniß des Pabsts das heilige Land zu erobern nicht hätte wagen sollen. Friderich eroberte zwar selbst Jerusalem, aber durch eigene Angelegenheiten gedrungen eilte er zu schnell zurük nach Italien, als daß das durch innere Uneinigkeiten geschwächte Reich der Christen gegen die erneuerte Angriffe der Unglaubigen hätte ausdauren können. Nach vierzehn Jahren gieng selbst Jerusalem wieder verloren, und der Versuch König Ludewigs IX. von Frankreich, so viel auch sein veränderter Plan zu versprechen schien, hatte nach dem Unglük bey Mansura in Unteregypten nicht einmal so weit glükliche Folgen, daß die Morgenländische Christen auch nur Erleichterung gewannen.

1297 Sieben und zwanzig Jahre, nach Ludewigs Tode, auf einem zweyten versuchten Kreuzzuge in Afrika, gieng auch der lezte Ueberrest Christlicher Herrschaft im heiligen Lande, Ptolemais vollends verloren.

So war also nach zweyhundertjährigen Bestrebungen mit dem Verlust mehrerer Millionen Menschen, wenigstens für den Zwek, auf welchen man zunächst losgestürmt hatte, gar nichts ausgerichtet worden.

Sonst macht der Fanatismus fast immer möglich, was nach ordentlichem menschlichen Unternehmen unmöglich schien, aber diesmal arbeitete ihm gar zu viel entgegen, und es kam hier nicht nur auf einen heftigen Anlauf, sondern auf ausdaurendes planmäßiges Verfahren an. Die treulosen Griechen thaten alles, was den Lateinern schädlich

lich werden konnte, und zu ihrem Schutzgeist kam die Furcht, von diesen Fremdlingen überwältigt zu werden, deren Sitten und ganze Art, Krieg zu führen, dem Griechen auffallend schrecklich war. Schon die Veränderung des deutschen Klima mit dem Syrischen mußte tausenden der deutschen Ritter nachtheilig werden, und gewöhnlich nahm man auch einen Weg, der ausser der damaligen geographischen Unkunde schon allein durch seine Länge die Armee bis zur Hälfte herabbringen mußte. Billig hätte immer Egypten zuerst angegriffen, zuerst erobert werden sollen, um von dorther Herrschaft über die See und freyeste Zufuhr aller Lebensmittel zu behaupten.

In Palästina selbst war also durch zweyhundertjährige Kriege kein Land für die Christliche Religion erobert worden, aber der einmal rege Rittergeist hatte sich auch gegen andere Länder gewandt, welche bisher noch von den so genannten Unglaubigen besezt waren, und erwarb sich hier daurende Besizungen. Die Ritterzüge nach Spanien und Portugall waren eine mächtige Unterstüzung der dasigen Christlichen Königreiche. Henrich der Löwe unterwarf sich die heidnische Wenden in Meklenburg und Pommern, indeß Kaiser Konrad III. seine Kreuzarmee nach Syrien führte. Auch Preussen ist endlich Land der Kreuzzüge geworden, und eine Ritterconsociation, zu welcher Kaiser Friederichs I. Kreuzzug die nächste Veranlassung gab, hatte sich dort durch gewaffneten Eifer für Christlichen Glauben ein Fürstenthum erkämpft.

Unter

selbst erheben kann, so müßte man die Geschichte dieses ersten Zuges, der im einzelnen so voll der erstaunenswürdigsten Begebenheiten ist, fast ganz auf die Rechnung romanenhafter Historiker schreiben: aber der Romanenschreiber dieses Zeitalters würde nicht erzählt haben, wie schlecht Peter von Amiens seine Rolle ausgespielt habe.

§. 2.

Fast kein Jahr vergieng, nachdem einmal feste Besitzungen in Palästina gewonnen, daß nicht kleinere oder größere Haufen nach diesem Lande der Hoffnung zogen. Man zählt aber gewöhnlich nur fünf Hauptzüge. Gottfried von Buillon gab dem ersten Zug seinen Namen. Den zweyten machten Kaiser Konrad III. und König Ludwig VII. in Frankreich. Die Nachricht von den großen Eroberungen Nuroddins, Atabekischen Sultans von Syrien, hatte die fromme Europäische Seelen in neue Bewegung gesezt: der heilige Bernhard von Clairvaux schärfte den Königen das Gewissen, und die vereinigte Macht der beiden Reiche Deutschland und Frankreich schien den Prophezeihungen des eifrigen Cisterciensers den glüklichsten Erfolg zu versprechen. Aber der heilige Bernhard hatte wohl recht, wenn er das über alle Befürchtung traurige Ende den Sünden der Christen zuschrieb, den Lastern der Kreuzfahrer, der tückischen Bosheit der Griechischen Christen und selbst auch der Untreue derer, welchen man in Palästina helfen wollte.

So

So viel deutsches Blut aber dieser Kreuzzug gekostet, so unternahm doch vierzig Jahre nachher Friedrich I. einen neuen, der, weil die Unternehmung diesmal auch kriegrisch groß und gegen einen der berühmtesten Helden der Unglaubigen gerichtet war, eben so zahlreichen deutschen Adel wieder herbeyzog, als jener erstere. Es hatte sich nämlich Saladin, der lange blos als Wesir in Egypten regiert hatte, nach seines Sultans Tode unabhängig gemacht, und mit der Schleunigkeit eines Cäsarglüks' Syrien und Palästina unterjocht, selbst Jerusalem wieder erobert. Kaiser Friedrich schien der einzige zu seyn, der es ihm wieder entreissen könnte; aber er fand noch auf dem Marsche in Armenien seinen Tod, und der zugleich veranstaltete Kreuzzug beeder Könige von England und Frankreich Richard I. und Philipp II. konnte bey der Verschiedenheit der Charaktere und Interessen dieser zwey Prinzen, unmöglich einen Ersaz jenes Verlusts geben, er vermehrte die Schmach der Christen, und brachte den Krieg aus Palästina nach Europa zurük.

Ungeachtet der sichtbarunglüklichsten Folgen wurde es doch jedem König, der die Hülfe des Römischen Hofs nöthig hatte, und besonders den deutschen Königen zur Dankbarkeitspflicht gemacht, die Christen in Palästina zu retten. Kaiser Friedrich II. that endlich im Jahr 1229. einen neuen Zug, aber der Bann des Pabsts, den er vorher durch sein zehenjähriges Zaudern verdient haben solle, verfolgte ihn nun selbst nach Palästina, weil ein verbannter, ohne neue Erz

laubniß

laubniß des Pabsts das heilige Land zu erobern nicht hätte wagen sollen. Friderich eroberte zwar selbst Jerusalem, aber durch eigene Angelegenheiten gedrungen eilte er zu schnell zurük nach Italien, als daß das durch innere Uneinigkeiten geschwächte Reich der Christen gegen die erneuerte Angriffe der Unglaubigen hätte ausdauren können. Nach vierzehn Jahren gieng selbst Jerusalem wieder verloren, und der Versuch König Ludewigs IX. von Frankreich, so viel auch sein veränderter Plan zu versprechen schien, hatte nach dem Unglük bey Mansura in Unteregypten nicht einmal so weit glükliche Folgen, daß die Morgenländische Christen auch nur Erleichterung gewannen.

1297 Sieben und zwanzig Jahre, nach Ludewigs Tode, auf einem zweyten versuchten Kreuzzuge in Afrika, gieng auch der lezte Ueberrest Christlicher Herrschaft im heiligen Lande, Ptolemais vollends verloren.

So war also nach zweyhundertjährigen Bestrebungen mit dem Verlust mehrerer Millionen Menschen, wenigstens für den Zwek, auf welchen man zunächst losgestürmt hatte, gar nichts ausgerichtet worden.

Sonst macht der Fanatismus fast immer möglich, was nach ordentlichem menschlichen Unternehmen unmöglich schien, aber diesmal arbeitete ihm gar zu viel entgegen, und es kam hier nicht nur auf einen heftigen Anlauf, sondern auf ausdaurendes planmäßiges Verfahren an. Die treulosen Griechen thaten alles, was den Lateinern schädlich

lich werden konnte, und zu ihrem Sittenhaß kam die Furcht, von diesen Abentheurern überwältigt zu werden, deren Sitten und ganze Art, Krieg zu führen, dem Griechen auffallend schröklich war. Schon die Veränderung des deutschen Klima mit dem Syrischen mußte tausenden der deutschen Ritter nachtheilig werden, und gewöhnlich nahm man auch einen Weg, der ausser der damaligen geographischen Unkunde schon allein durch seine Länge die Armee bis zur Hälfte herabbringen mußte. Billig hätte immer Egypten zuerst angegriffen, zuerst erobert werden sollen, um von dorther Herrschaft über die See und freyeste Zufuhr aller Lebensmittel zu behaupten.

In Palästina selbst war also durch zweyhundertjährige Kriege kein Land für die Christliche Religion erobert worden, aber der einmal rege Rittergeist hatte sich auch gegen andere Länder gewandt, welche bisher noch von den so genannten Unglaubigen besezt waren, und erwarb sich hier daurende Besizungen. Die Ritterzüge nach Spanien und Portugall waren eine mächtige Unterstüzung der dasigen Christlichen Königreiche. Henrich der Löwe unterwarf sich die heidnische Wenden in Meklenburg und Pommern, indeß Kaiser Konrad III. seine Kreuzarmee nach Syrien führte. Auch Preussen ist endlich Land der Kreuzzüge geworden, und eine Ritterconsociation, zu welcher Kaiser Friederichs I. Kreuzzug die nächste Veranlassung gab, hatte sich dort durch gewaffneten Eifer für Christlichen Glauben ein Fürstenthum erkämpft.

Unter

die einzige Ritter, welche auch nachdem es unmöglich war, länger in Palästina zu bleiben, der Ausbreitung der christlichen Religion in Europa noch nüzten. Die Preussen hatten sich gegen alle Predigten der Apostel (worunter die Cistercienser Mönche die vornehmste waren) unübrrwindlich-eigensinnig gemacht, und konnten auch durch die Kreuzzüge der Dänen, Polen und Pommern nicht bezwungen werden. Herzog Konrad von Masovien bat sich endlich vom Pabst die deutsche Ritter aus, und diese machten den heidnischen Preussen zum Christen zugleich aber auch zu ihrem gedrukten Unterthan. Eine fast ununterbrochene Reihe eines achtundfunfzigjährigen Blutvergiessen schwächte die Macht des Volks so sehr, daß es endlich an Kraft oder in manchen Gegenden an Menschen fehlte. Mit gleicher Grausamkeit erweiterten die deutsche Ritter die Gränzen der Christenheit auch nach Litthauen hinein.

§. 4.

Dalai-Lonna. Dschingis-Chan's Nachfolger. Litthauen für das Christenthum gewonnen.

Indeß der Römische Bischof, Moses und Aaron zugleich seyn wollte, und dafür selbst auch die Revolution der Kreuzzüge benuzte, so kam ein sogenannter Nestorianischer Priester im östlichen Asien viel schneller zu diesem Zwek. Er machte sich nach dem Tode des Kenchans, Königs von Tibet, mit Gewalt der Waffen zum Herrn des Reichs, war Oberpriester und König, und spielte diese Rolle mit aller der Eitelkeit und Mißhand-

lung

lung seiner Unterworfenen, welche man bey Asiatern gewohnt ist. Ob man dieses Phänomen in der Geschichte der Ausbreitung der Christlichen Religion für wichtig halten dörfe, ist ungewiß. Kaum kann diese Religion des Dalaj-Lonna Christenthum heissen, denn ihr höchst absurder Aberglauben übertrift alles dieser Art, was man sonst in der Geschichte der Christlichen Völker nicht weit suchen darf. Ueberhaupt war wohl dieser sogenannte Priester Johann nie ein so mächtiger Monarch, als man aus seinen eigenen Großsprecherenen gegen Kaiser Friederich I. geglaubt hat. Dschingischan, ein vielleicht noch grösserer Held als Friederich und Saladin, auf deren Zeitalter er unmittelbar folgt, unterwarf sich denselben, und die nachfolgende Wiedervereinigung der geistlichen und weltlichen Macht hat der Christlichen Religion keinen weitern Nutzen geschafft.

Aber Dschingischans Nachfolger wurden in Polen, Rußland und selbst auch einem Theile von Deutschland eben das für die Christliche Religion, was ehmals Normänner und Madscharen gewesen waren. Wie ein Heer allverwüstender Heuschrekken verbreitete sich der Schwarm über den größten Theil des östlichen und westlichen Asiens, über Rußland, Pölen und Schlesien; und im ersten Flug wurde in China, Indien und Persien der Christen so wenig geschont als in Europa. Nirgends war Hülfe, dieser tobenden Eroberer sich zu erwehren. Die deutschen Ritter thaten zwar ihre Pflicht, aber dreyßigtausend Mann blieben in der Schlacht bey Liegnitz, und Kaiser Friederich II. an-

statt mit einer Armee zu marschiren, schrieb Briefe an die Europäische Könige, voll Versicherungen was er thun wolle, und Pabst Innocenz IV. schikte ein Paar Bettelmönche an den Groschan, ihn zur Busse und Annahme des Christenthums zu ermahnen. Es war, als ob Gottes Vorsehung nur zeigen wollte, was sie thun könnte, denn so wenig sich auch Deutschland anders wehren konnte als mit Bußtagen und Messelesen, so sehr die Tatarn diese Schwäche kennen gelernt hatten, so kamen sie doch nicht mehr, und die kleine Verbindung, welche durch die päbstliche Gesandtschaft zwischen den Europäern und diesen Tataren gestiftet wurde, brachte sogar der Christlichen Religion noch einigen Nutzen. Die päbstliche Gesandte, Leute vom gewöhnlichen Mißionariusschlag, sammelten hie und da Christliche Gemeinen im östlichen Asien. Johann von Monte Corvino übersezte sogar das neue Testament und den Psalter in das Tatarische, wurde vom Pabst zum Erzbischof in Peking ernannt, und bekam mehrere Bischöfe subordinirt. Die Freude dauerte aber kaum ein halbes Jahrhundert, da wahrscheinlich eine Staatsrevolution in China den völligen Untergang der Christlichen Religion beförderte.

Ausser dieser schnell wieder zernichteten Ausbreitung des Christenthums war Litthauen das einzige Land, das im vierzehenten Jahrhundert gewonnen wurde. Der Litthauische Fürst Jagello suchte König in Polen zu werden; die jüngere Tochter des lezten Piasten, König Ludwigs, deren Brautschaz die Krone Polen war, wollte nun

einen

einen Christen zum Gemahl haben, nun hielt Jagello, wie Heinrich IV. die Krone einer Messe werth, er bestieg den Thron unter dem Namen Wladislav II.; sein Volk mußte zugleich mit ihm tauschen.

§. 5.

Timur. Hauptrevolutionen der zweyten Hälfte des 15ten Jahrhunderts.

Höchsttraurig für die Kirchengeschichte sind die Begebenheiten der lezten Jahrzehende des vierzehnten und der Anfang des funfzehnten Sekulums. Timur, ein Tatarischer Herzog (Bek) von Kesch bey Samarkand hatte sich nach und nach mit so vielem Glük in die oberste Wesirstellen des Dschagatarischen Chans geschwungen, daß er endlich Selbstherr wurde. Noch kriegrischer als Dschingischan stürmte er über Persien und Indien hin, unterjochte Astrakan und Kasan, drang in Rußland ein. Den Türkischen Sultan Bajeßid stürzte er vom höchsten Gipfel seines Kriegsglüks herab, und nur sein Tod rettete Sina von einer neuen Mogolischen Unterjochung, Timur war ein Muhammedaner von der Sekte der Schijiten, und nahm als Glaubensartikel an, was auch die damalige Christliche Kirche dafür hielt, daß man die Genossen anderer Religionen und Sekten mit Feuer und Schwert bekehren müsse. Christen und Türken verfolgte er deswegen mit unerhörter Grausamkeit, und sein Tod war für beide die gröste Wohlthat.

Die wichtigste Veränderungen der politischen Welt drängen sich gleichsam in die zweyte Hälfte

des fünfzehenten Jahrhunderts zusammen, und alle haben mehr oder weniger, früher oder später den größten Einfluß auf den Zustand der Christlichen Kirche gehabt.

Im dritten Jahr dieser zweyten Hälfte des fünfzehenten Sekulums wird auch das bisher kaum noch glimmende Tocht des Griechischorientalischen Kaiserthums völlig ausgelöscht. Muhammed II. macht die heilige Sophienkirche zur Moschee, die ganze Griechische Kirche seufzt nun ohne Rettung in der drückendsten Sklaverey, und doch waren die Türken noch menschlicher gegen die Christen in ihren Ländern, als diese gegen den Muhammedaner, wo sie denselben ihren orthodoxkatholischen Eifer fühlen lassen konnten.

1453

Ferdinand von Castilien eroberte Granada, das dürftige Ueberbleibsel der ehmals fast über ganz Spanien verbreiteten Arabischen Oberherrschaft. Er hielt den Ueberwundenen die versicherte Religionsfreyheit, wie Ludwig XIV. das Edikt von Nantes, und der Verlust vieler tausend Juden, der thätigsten seiner Unterthanen, welche er mit Gewalt vertrieb, wurde ihm vom Pabst unendlich reich vergolten, durch den Titel **katholischer König**. Wie traurig für den, der in grossen Männern der vorigen Jahrhunderte die Würde der Menschheit verehrt, daß selbst Ximenez, Spaniens Richelieu, alle diese Entwürfe gebilligt, so viel in seinen Kräften war, mit ausgeführt hat.

1491

Mit dem lezten Jahrzehend des fünfzehnten Sekulums eröffnet sich endlich ein ganz neuer Schau-

Schauplaz. Zwey Welthälften, zwischen welchen vielleicht seit mehreren Jahrtausenden keine Verbindung war, bringt das unternehmende Genie eines Genuesischen Seefahrers in die entscheidendste wechselsweise Würksamkeit. Unter den Waaren, welche der Europäer und besonders der Spanier sogleich an alle fremde, ihm neu bekannt gewordene, Völker absetzen wollte, war eine der ersten — seine Art des Gottesdiensts. Schon die Portugiesen hatten bey ihren allmäligen Entdeckungen der kleinen Königreiche auf der Afrikanischen Küste dem Christenthum einige Kolonien gewonnen; sie hatten dieses dem Pabst versprechen müssen, da ihnen derselbe mit unerhörter Großmuth alle Länder schenkte, welche sie entdecken würden, und durch gleiche Pflicht der Dankbarkeit waren auch die Spanier gefesselt, welchen Alexander VI. eine so schöne Portion zutheilte, da er durch Ziehung seiner Demarkationslinie über mehr als die Hälfte der Welt wie über eine Kirchenpfründe verordnete.

Zur Ehre der Spanischkatholischen Geistlichkeit muß man rühmen, daß sie im Anfang den armen Amerikanern den Genuß der Menschheitsrechte nicht nur gestattet, sondern selbst mit vielem Eifer gegen die Habsucht der Spanischen Großen verfochten habe; daß sie nicht gewaltsam bey ihrer Bekehrung verfahren, sondern den Weg allmäliger Aufklärung selbst nach häufigem Mißlingen versucht haben. Fast schien auch dieser bey der natürlichen Indolenz und Stumpfheit der Amerikaner wenigstens für den, der den Fortgang nach

Proselitenköpfen zählte, ganz unbrauchbar zu seyn. Der Spanische Klerus wurde endlich müde, und bekehrte zulezt mit eben der Fertigkeit, deren er im mittlern Zeitalter gewohnt war. Der Pabst kam den Unglüklichen doch noch zu Hülfe, er erklärte sie in einer eigenen Bulle für vernünftige Geschöpfe, für solche, die zu allen Vorrechten eines Christen berechtigt seyen.

§. 6.

Seit Gregors Zeiten zog sich also der Hauptschauplaz der Christlichen Kirche immer mehr nach Europa herüber, und die merkwürdigsten fortdaurenden Besitzungen, welche sich die Christliche Religion erwarb, waren im Europäischen Norden. Der Pabst war zwar nicht unthätig für die Ausbreitung derselben und er kannte die Bettelorden als die brauchbarste Werkzeuge seiner mehr politischen als theologischen Absichten, aber doch ist jener Eifer noch nicht da, welchen der durch die Reformation erlittene Verlust wekte, und so lang Europa noch so allgemein gehorsam war, suchte man noch nicht so mühsam, in Asien und Amerika sich zu entschädigen. Was es aber wohl für ein Christenthum gewesen seyn mag, das in dieser Periode neubekehrten Völkern gepredigt wurde? Gewöhnlich gehen nicht die aufgeklärteste Theologen auf Mißionen; und was waren selbst auch die aufgeklärtesten dieses Zeitalters? Der Schüler des Mißionarius konnte denn doch nicht mehr Christliche Religion wissen, als sein Lehrer selbst, und Heiden des vierzehnten, fünfzehnten Jahrhun-

hunderts konnten ihren Aberglauben nicht schneller aufgeben, als die des achten und neunten.

Es wärt einer eigenen Untersuchung werth, ob die immer mehr steigende Kostbarkeit des katholischen Gottesdiensts der allgemeinen Ausbreitung des Christenthums nicht schädlich gewesen sey, und ob überhaupt eine Religionspartie, unter welcher die Wissenschaften mit Erfolg sich zu entwickeln anfangen, grossen Mißionseifer noch haben könne.

Geschichte der Hierarchie und ganzen gesellschaftlichen Einrichtung der Christlichen Kirche.

§. 7.

Investiturstreit und Concordat.

Am Ende der vorigen Periode hatte die grosse merkwürdige Revolution angefangen, durch welche vorzüglich in Deutschland das Verhältniß der Kirche zum Staat entschieden werden sollte. Die Kaiser hatten den Bischöfen Reichthümer und Macht zugeworfen, und wider die weltliche Grosse dieselbe als Gegenmacht zu brauchen gesucht; nun sollten mit einemmal alle diese so mächtig und reich gewordene Geistliche aus allen Lehensverhältnissen mit dem Kaiser gerissen werden, künftighin keinen Vasallendienst thun, und auf die Ersetzung dieser wichtigen Stellen sollte der Kaiser keinen Einfluß mehr haben, der sich durch würkliche Ertheilung oder gemachte Hoffnung derselben schon so manchen treuen Diener erworben hatte.

an Römisches Recht wieder auf, und da die Beschaffenheit desselben den spizfindigen Disputirgeist des Zeitalters nährte, ein bestimmtes geschriebenes Recht in der Collision mit unbestimmten Observanzen leicht die Oberhand gewinnt, auch schon von Henrich V. die Römischen Rechtsgelehrten vorzüglich geschäzt wurden, so erhielt das Römische Recht in kurzem ein solches Ansehen, daß nach den Grundsäzen desselben, bey dem bekannten feierlichen Reichstag Friederichs I. 1158 in den Roncalischen Felderen, über Italiens Schiksal entschieden wurde.

Niemand scheint damals bey der unerwartet großen Allgemeinwerdung desselben eingefallen zu seyn, wozu das fremde Recht? denn Römisches Recht hielt man nicht für fremdes Recht, Justinian war Römischer August und Friederich war's auch, also galt Justinian als Friederichs Regimentsvorfahre, der Nachfolger brachte nur vergessene Reichsgeseze in Gang. Auch nahm daher nicht nur der Deutsche, sondern Spanier, Franzosen und Engländer das neue Recht an, denn es war eine der Partialideen der neuen Entdeckungen des Zeitalters, daß alle Europäische Könige eigentlich nur Provinzialkönige seyen, und wie Gott der Kirche ein geistliches Haupt gesezt, so habe die Christenheit auch nur ein weltliches Oberhaupt, unter welchem alle übrige Häupter vereinigt seyen.

Die Päbste merkten früh genug, wohin endlich das neue Recht führen möchte, aber gegen den herrschenden Ton eines Zeitalters, zu dessen Her-

vor-

auf das feierlichste errichtet. Aber dabey war das ganze Vereinigungsinstrument der so lang entzweyten Partien so auf Schrauben gesezt, daß es nicht zehn Jahre anstund, so fieng der Streit hie und da wieder von neuem an.

Fast eben so gieng es in Frankreich und England. Die Partien drehten sich zwischen unbestimmten Foderungen und ungleichförmigen Weigerungen herum, doch sieht man deutlich, daß es dem Klerus darum zu thun ist, die Lehensverbindungen aufzuheben, und mit denselben auch der Last loszuwerden, daß der König die Einkünfte des vacantgewordenen Bisthums und die Hinterlassenschaft des verstorbenen Bischofs erben sollte. Im Concordat des Pabsts mit Deutschland stund von allem diesem kein Wort, aber Anselm, der berühmte Nachfolger Lanfranks in der Stelle des Englischen Primaten, ist hier gewiß ein eben so gültiger als deutlicher Zeuge der Hauptabsichten des Klerus.

Deutschland hatte zwar im zwölften Jahrhundert an Lothar II. Konrad III. und Friederich I. drey Kaiser, von welchen immer der Nachfolger seinen Vorgänger an Muth und Einsicht übertraf, und da vollends Friedrichs Sohn und Nachfolger Sicilien erheurathete, Deutschland beynahe Staufisches Erbreich zu werden schien, so war, dem ersten Anblik nach, der Zeitpunkt sehr nahe, daß bey der ohnedies steigenden Aufklärung des Zeitalters die Macht des Römischen Bischofs wieder zum blossen Ansehen des ersten Prälaten der Christenheit herabsinken mußte. Doch neben dem, daß der Staufische Stamm gerad im Zeitpunkt seines schönsten

Flors

Flors innerhalb eines Jahrzehends fast völlig verdorrte, und daß gerad im Jahrzehend dieses Verblühens ein Mann auf den päbstlichen Stuhl kam, der alle seine Vorgänger und Nachfolger in planmäßigem Pabstverfahren übertraf, so lagen im ganzen der damaligen Verfassung, selbst in der ganzen Art der damaligen Aufklärung mehrere der stärksten, unlenkbarsten Hindernisse, welche das Aufkommen der weltlichen Macht hinderten, und selbst im Zeitalter der größten mächtigsten Könige den päbstlichen Thron unerschütterlich erhielten. Die wichtigsten derselben waren diese.

§. 8.

Entstehung der Universitäten.

Die ganze Litteratur und mit ihr alles auf was Litteratur Einfluß haben kann, hatte in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts durch ein zufälligentstandenes Institut die merkwürdigste Veränderung erlitten. Schon lange war nämlich vorzüglicher Zulauf zu gewissen Städten, wo sich einzelne damals merkwürdigere Lehrer unter dem Schuz des Bischofs zum öffentlichen Unterricht niederliessen und durch ein glükliches Zusammentreffen mehrerer äußern Umstände hie und da einen größern Haufen Schüler sammelten, als bey den Kloster- und Domschulen sich fanden. Unter den mehreren dieser Städte zeichneten sich vorzüglich Paris und Bologna aus. In Paris fanden sich Grammatiker und Theologen und Dialektiker zusammen: in Bologna aber, vielleicht weil sich in diesem Theile Italiens, selbst durch die Jahrhun-

hunderte der Unwissenheit hindurch, immer die meiste Kenntniß des Römischen Rechts erhalten, schien vorzüglich eine Schule der Rechtsgelehrsamkeit zu entstehen, wenigstens zeichneten sich alle große Männer, welche diese Schule hatte, immer fast einzig von dieser Seite aus.

So bald sich an einem solchen Orte ein großer Haufen von Lehrer und Lernenden versammelte, so schlossen sich diese bey ihren gemeinschaftlichen Zwecken und bey gewissen gemeinschaftlichen Bedürfnissen in eine Gesellschaft zusammen, sie bildeten vereinigt einen kleinen Staat unter sich, der bald von dem Regenten gewisse Privilegien erhielt, und durch Vervollkommnung seiner innern Einrichtungen in kurzem vor allen noch übrigen Kloster- und Domschulen auf das vortheilhafteste sich auszeichnete. Alle diese verödeten allmälig, und diese Veränderung der Sammelpunkte der studirenden hatte auf Litteratur und Deutsche Kirchenverfassung einen Einfluß, dessen ganze Größe erst nach einem Jahrhundert übersehen werden konnte.

Der lezte Ueberrest des gemeinschaftlichen Lebens der Domherren war hie und da noch das Zusammenwohnen der Scholaren gewesen, aber seitdem die Domschule verödete, verschwand auch vollends diese lezte Erinnerung an die alte Verfassung, und besonders in Ansehung des Kirchenrechts brachten die Jünglinge von Bologna ganz andere Kenntnisse zurük, als sie auf einer benachbarten Kloster- oder Domschule geholt haben würden. Italiänische Kirchenverfassung war das Muster, das sie in Bologna vor Augen hatten,

Italiäner waren ihre Lehrer, der Römische Hof das Muster in der Nähe, dessen usus modernus durch die Vorlesungen der Professoren vorzüglich bekannt und unvermerkt als einzige Richtschnur angesehen wurde. Kein anderer Kanal hätte erwünschter den Päbsten sich öffnen können, um jedes ihrer neuen Gesetze unbemerkt dem ganzen Europäischen Publikum mitzutheilen, als dieses zufällig entstandene Institut in Bologno war, und wie die Römische Bischöfe mit allem Bewußtseyn der Wichtigkeit der Sache auf dieses neue Institut zu würken, dasselbe in ihrem Interesse zu erhalten suchten, so würkte auch das Institut wieder auf die Römische Hierarchie zurük, scharfsinnige Kanonisten wurden Päbste, und was vorher oft blos nur einzelne Gewaltthätigkeit oder Prätension war, wurde nun ausgebildetes System.

Eben so sichtbar war der Einfluß dieser neuen Institute auf das Ganze der theologischen Litteratur. Da sich nun die scharfsinnigsten und thätigsten Köpfe ganzer Zeitalter an einem Orte vereinigt fanden, da neben der nothwendigen Verschiedenheit ihrer Denkart der wechselsweise Widerspruch derselben auch durch persönliches Interesse, durch Ruhmsucht und Eigennuz gereizt wurde, so arteten bald alle Disciplinen in einen casuistischen Skepticismus aus, und weil über allem disputirt wurde, auch sowohl Wahrheit als Grösse des Genies nach dem siegreichen Disputiren geschäzt ward, so entstund schon mit der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts eine höchst ausgeartete theologische Scholastik, neben welcher unmög-

unmöglich Grammatik und klaßische Litteratur blühend bleiben konnten.

Offenbar that es ohnedies schon der theologischen Litteratur keinen geringen Schaden, daß bey der großen Konkurrenz von Lehrern an einem solchen Orte bald neue Lehrfächer, neue eigene Disciplinen entstunden, von welchen die besten Köpfe folgender Zeitalter so angezogen wurden, daß ihre Bemühung für Religion und Theologie, ihr Ansehen für die Christliche Kirche verloren gieng. Die zwey wichtigste Disciplinen dieser Art, welche sich zuerst von der Theologie abschieden, waren **Römisches und kanonisches Recht.**

§. 9.

Römisches Recht.

Das Römische Recht war in Italien seit Kaiser Justinians Zeiten, ungeachtet so vieler alles zerstörenden Revolutionen besonders in den Provinzen des Exarchats nie ausser Gang gekommen, und selbst auch außer den zulezt sehr verengten Gränzen des leztern hatte sich dasselbe hie und da erhalten, weil Longobarden und Franken der freyen Willkühr eines jeden überliessen, nach welchen Gesetzen er leben, nach welchen Gesetzen er gerichtet seyn wollte. Unstreitig war zwar die große Barbarey des zehnten Jahrhunderts der Kenntniß eines geschriebenen höchst bestimmten Rechtes sehr nachtheilig, aber so bald bey Wiederherstellung einiger allgemeinen politischen Ruhe alte Schriften wieder hervorgesucht, Rechte sorgfältiger erörtert wurden, so wachte auch Angedenken

an

an Römisches Recht wieder auf, und da die Beschaffenheit desselben den spizfindigen Dispvtirgeist des Zeitalters nährte, ein bestimmtes geschriebenes Recht in der Collision mit unbestimmten Observanzen leicht die Oberhand gewinnt, auch schon von Henrich V. die Römischen Rechtsgelehrten vorzüglich geschäzt wurden, so erhielt das Römische Recht in kurzem ein solches Ansehen, daß nach den Grundsätzen desselben, bey dem bekannten feierlichen Reichstag Friederichs I. 1158 in den Roncalischen Felderen, über Italiens Schiksal entschieden wurde.

Niemand scheint damals bey der unerwartet großen Allgemeinwerdung desselben eingefallen zu seyn, wozu das fremde Recht? denn Römisches Recht hielt man nicht für fremdes Recht, Justinian war Römischer August und Friederich war's auch, also galt Justinian als Friederichs Regimentsvorfahre, der Nachfolger brachte nur vergessene Reichsgesetze in Gang. Auch nahm daher nicht nur der Deutsche, sondern Spanier, Franzosen und Engländer das neue Recht an, denn es war eine der Partialideen der neuen Entdeckungen des Zeitalters, daß alle Europäische Könige eigentlich nur Provinzialkönige seyen, und wie Gott der Kirche ein geistliches Haupt gesezt, so habe die Christenheit auch nur ein weltliches Oberhaupt, unter welchem alle übrige Häupter vereinigt seyen.

Die Päbste merkten früh genug, wohin endlich das neue Recht führen möchte, aber gegen den herrschenden Ton eines Zeitalters, zu dessen Her-

vor-

vorbringung und Erhaltung so viele zufällige Umstände sich vereinigt hatten, vermochten päbstliche Befehle eben so wenig, als die wiederholten Klagen der Kirchenpatrioten, welche mit äußerster Wehmuth alle Kenntniß der alten Kirchengesetze gegen das neue Recht verschwinden sahen. Glüklicherweise wurde gerad noch in der höchsten Krisis des entscheidenden Zeitpunkts ein Gegenmittel gefunden, wodurch selbst der herrschende Hang des Zeitalters zum Vortheil des Kirchenrechts gegen das neuentstandene Recht in die Partey gezogen wurde.

§. 10.

Decretum Gratiani. Seine nähere und entferntere Folgen. Wie der Pabst die Bischöfe immer mehr unthätig macht.

In einem Kloster zu Bologna complicirte ein Camaldulenser Mönch, Namens Gratian, eine Sammlung von Kirchengesetzen, die so ganz nach den litterarischen Bedürfnissen dieses Zeitalters eingerichtet war, daß es nicht fehlen konnte, daß sie besonders gerad an diesem Orte und bey den häufigsten Empfehlungen der Freunde des kanonischen Rechts eine glükliche Nebenbuhlerinn der Römischen Rechtskunde werden mußte. Der ganze Plan des Werks war so angelegt, daß man eine Casuistik vor sich hatte, bey welcher man recht gelehrt fragen und für eine Meynung mehrere Gründe anführen könnte. Das Werk war nicht so stark, als manche vorhergehende ähnliche Sammlungen, und doch zugleich auch nicht zu mager, um als Innbegriff des Kirchenrechts angesehen werden zu können, auch konnte im damaligen Zeit-

alter demselben nicht schädlich seyn, daß es voll historischer, chronologischer und kritischer Fehler war, denn selbst von dieser Seite betrachtet war es doch sehr viel vollkommner als die meisten vorhergehenden ähnlichen Werke.

Die Päbste und alle, so noch einige Liebe zu den alten Kirchengesetzen hatten, beförderten die Ausbreitung desselben, es stund auch kaum dreyßig Jahre an, so theilten sich die Juristen schon in zwey große Faktionen, Legisten und Dekretisten, der kanonischen Sammlungen wurden mehrere, aber wenigstens die wichtigsten derselben schlossen sich nur als Supplemente an **Gratians Decret** an.

Unstreitig hat dieses Buch der päbstlichen Hierarchie viel genüzt. Das Kirchenrecht ist zufällig durch dasselbe zur eigenen Disciplin gemacht worden, und hat als eigene Disciplin in kurzem die Verfeinerung und Entwiklung erhalten, welche bey den sonstigen Grundsätzen, auf welchen Gratianeisches Recht beruhte, immer mehrere Gelegenheit zu Kirchenprocessen, zu Appellationen nach Rom und Entscheidungen des Römischen Hofs gaben. Das Band der Römischen Hierarchie wurde merklich stärker angezogen, und Angelegenheiten, welche man ehmals zum Sprengelrecht einzelner Bischöfe und Erzbischöfe oder zur Jurisdiktion von Provinzialsynoden gerechnet hatte, wurden nach Rom gebracht.

Beweise hievon giebt die Geschichte der **Kanonisationen und der Exemtion der Mönchsorden.**

Bis

Bis ins zehnte Jahrhundert hatte jeder Bischof in seiner Diöcese das Recht, einen Mann, bey dessen Grabe vielleicht Wunder geschahen oder der überhaupt im Geruche der Frömmigkeit starb, für einen Heiligen zu erklären, welchem zu Ehren Kirchen und Kapellen errichtet werden, den man als einen himmlischen Schuzpatron anrufen dürfte; doch galt es immer nur in der Diöcese dieses Bischofs. Im zehnten Jahrhundert hatten einmal die Augsburger Domherrn den unglüklichen Stolz, ihren Bischof Ulrich nicht nur zum Augsburgischen Diöcesheiligen sondern auch zum Universalheiligen der ganzen Kirche erklären lassen zu wollen. Sie baten den Pabst um seine Heiligsprechung, und dieser bediente sich anfangs des neuangebotenen Rechts höchst selten und blos in der fortdaurenden Konkurrenz der alten Besitzer desselben, daß nie Eifersucht oder Streit darüber entstehen konnten. Da aber seit dem zwölften Jahrhundert der Römische Bischof immer mehr Mittelpunkt alles Rechts und aller Gnade in der abendländischen Kirche wurde, so erklärte er auch das Heiligsprechen für sein Monopol, und Alexander III. verbot allen übrigen Bischöfen das Kanonisiren.

Eben so stieg der Mißbrauch der Klosterexemtionen. Es war in der vorigen Periode schon Klage gewesen, wenn auch nur einzelne Klöster von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe sich frey sprechen liessen, und gegen einen jährlichen Tribut dem Römischen Stuhl unmittelbar sich unterwarfen. In einzelnen Klöstern wurden daher schon Zerfall

der Zucht und Ordnung empfunden, aber nun wagten es ganz neue Ordensfamilien schon gleich bey ihrer Stiftung von allen gewöhnlichen Diöcesanbanden sich loszumachen, auch glaubte man wohl den daraus befürchteten Schaden zu verhüten, indem man die Klöster solcher neuentstandenen Ordensfamilien unter einander selbst in ein hierarchisches System verflocht, wodurch Kloster- und Kirchenzucht in denselben erhalten, die Mönche gegen den Despotismus des Abts, der Abt gegen den Ungehorsam der Mönche geschüzt werden könnte. So geschah es bey der am Ende des zehnten Jahrhunderts gestifteten Familie des Benediktinerordens zu Clugny. So auch bey der Stiftung des Cistercienserordens, zu dessen Ausbreitung der Ruf des thätigen Bernhards von Clairvaux so viel beytrug. Aber aller dieser neuer Institute war immer ein und eben dasselbe Ende, bey einem und eben demselben Fehler, der gewöhnlich schon in der ersten Constitution lag. Der erste Ruf einer neuen Mönchs- und Ordensheiligkeit zog freygebige Bewunderer herbey; die armen Mönche wurden reich, und verwandelten sich also wieder in die gewöhnliche Welt, noch mit dem stärksten Zusaz aller der Fehler, welche vom Kloster und Mönch unzertrennlich sind.

§. 11.

Laienbrüder.

Ausser den Exemtionen, in welchen immer die erste Ursache des Zerfalls der Kirchen- und Klosterdisciplin war, lag eine zweyte Hauptveranlassung in der Entstehung der sogenannten Laienbrüder.

Nach

Nach der ersten Einrichtung in dem Kloster wurde alle Handarbeit durch die Mönche verrichtet, sie waren Zimmerleute und Maurer, und Becker, und sorgten für alles, was zur Erhaltung der Kloster-Oekonomie nöthig war. Vielleicht Bequemlichkeit, vielleicht Liebe zum ungehinderteren Studiren veranlaßte im Anfang des eilften Jahrhunderts erst nur in einigen Klöstern die Veränderung, daß Laien ins Kloster aufgenommen wurden, deren Fleisse der vornehmere Mönch alle diese niedrige Verrichtungen überließ, die er dafür mit dem Brudertitel beehrte, und mit dem reichesten Segen seiner Klostergebete und seiner Klostermessen.

Zu Hirschau in Schwaben hatte ein redlichgesinnter Abt einen Anfang dieser Art gemacht, aber in kurzem wurde es allgemeine Klostersitte, weil das neue Institut den Stolz und die Bequemlichkeit der Mönche zu sehr begünstigte, und für die Klosteröconomie eine Ausbreitung erlaubte, welche sie nach der alten Einrichtung nie hätte erhalten können.

§. 12.

Genauere Einrichtung der Pabstwahl, nebst den Wirkungen derselben auf Deutschland.

Den bisher bemerkten hierarchischen Veränderungen größtentheils gleichzeitig entwickelten sich genauere Bestimmungen in Ansehung der Form der Römischen Bischofwahl, wodurch die Unabhängigkeit derselben von dem Einfluß des Kaisers versichert, die Gefahr einer streitigen Wahl vermindert wurde. Zwar hatte schon Nikolaus II. hier einen wichtigen Schritt ge- 1059

than, indem er die Laien, oder große Ministerialen der Römischen Kirche völlig ausgeschlossen, die Wahl einzig in die Hände der sieben Römischen Diöcesanbischöfe und des größten Theils der übrigen Römischen Geistlichkeit gespielt hatte. Noch war aber theils Eifersucht mancher ausgeschlossenen Römischen Geistlichen rege, theils auch die Form der Wahl selbst so unbestimmt, daß man nicht wußte, ob Mehrheit der Stimmen entscheiden dörfte und welche Mehrheit der Stimmen entscheiden sollte. Eine Verordnung von Alexander III. erfüllte diese Bedürfnisse, sezte die nöthige Mehrheit der Stimmen auf zwey Drittheile, und bestimmte das Wahlceremoniel mit einer Genauigkeit, welche für diese Zeiten hinreichend war.

Neben dem allgemeinen Einfluß, welchen diese bestimmte Wahlform auf die ganze Kirche hatte, hatte sie noch einen besondern auf die Deutsche. Kein Land hatte so innige Verbindungen mit dem Römischen Hof und mit Italien als Deutschland, und in keinem Lande wurden die Italiänischen Einrichtungen, besonders was die Geistlichkeit betraf, schneller nnd allgemeiner nachgeahmt als in Deutschland, besonders wenn noch der Stolz dazu kam, daß man glaubte vornehmer zu werden, wenn man sich nach Römischer Sitte richtete. Wie sich zu Rom nach und nach ein geschloßenes Wahlkollegium gebildet, und die Laien keinen Theil mehr an der Wahl ihres Bischofs hatten, so geschah es nun bald auch bey den einzelnen großen Deutschen Stiftern. Die Kapitel näherten sich immer mehr ihrer heutigen Verfassung, ihr gemein=

meinschaftliches Leben hörte fast ganz auf, sie wurden geschlossene Gesellschaften und der Zutritt zu diesen geschlossenen Gesellschaften, bey welchen die Anzahl der Mitglieder hie und da bestimmt wurde, ward blos auf gewisse Bedingungen und bey gewissen, in der That höchst zufälligen Eigenschaften der Abspiranten gestattet. Die Ministerialen verloren ihren Antheil an der bischöflichen Wahl; und konnten auch in der That unmöglich mehr lang im Genusse desselben bleiben, weil seit der neuaufgekommenen Universitätsaufklärung das ganze Wahlceremoniel, das sich vorher einzig nach Sitten und Herkommen gerichtet, mit einer rechtlichen Kenntniß und Genauigkeit beobachtet werden mußte, deren selten ein schlichter deutscher Ritter fähig war. Daher auch seit dieser Zeit, wie es gewöhnlich in der Periode erster juridischer Aufklärung zu gehen pflegt, so viele Processe über Gültigkeit der Wahlen, so viele Bewegungen im einzelnen, bis die Ministerialen ihr Recht aufgaben.

Das bestimmte Wahlceremoniel des Römischen Bischofs hatte endlich unstreitig auch auf die Art, den Deutschen König zu wählen, einen bildenden Einfluß. Auch hier sieht man seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts ein geschlossenes Wahlkonklave, und wenn schon vielleicht damals noch nicht die Zahl sieben auch hier als heilige Zahl angenommen wurde, so war doch der Unterschied zwischen wählenden Hauptstimmen, Consultationsstimmen und Stimmen des Beyfalls, schon so genau bestimmt, als bey den Bischofswahlen.

So war also bey der auf Alterthum und neue bessere Einrichtungen sich gründenden Macht des Römischen Bischofs, da selbst die ganze Art der damaligen Aufklärung dieselbe begünstigte, da sich in der Römischen Hierarchie alles immer mehr zur festern zusammenhängendern Monarchie bildete, in Deutschland hingegen die grossen Vasallen sich immer mehr von der Abhängigkeit losarbeiteten, so war also nichts anders möglich, als daß die geistliche Macht immer mehr über die weltliche siegte. Selbst der mächtige Friedrich I. wie viel Mühe hatte er nicht, seine Deutsche Vasallen zu häufigen Zügen nach Italien zu bewegen, und Italien gehorchte dem mächtigsten Kaiser nicht, wenn nicht jeder seiner Befehle von einer Armee unterstüzt wurde. Wie viele der Deutschen Ritter, deren Schwerdt vielleicht die Römer Gehorsam gelehrt hätte, büßten in Palästina ihr Leben ein? Die großen Vasallen zogen nach und nach alle Güter der kleineren Herrn an sich, denn diese, wenn sie nach Palästina zogen, glaubten in Deutschland keinen Fuß breit Landes mehr nöthig zu haben. So vergrösserten sich die mächtigen Herzoge in Deutschland, die Macht des Kaisers nahm immer ab, und unter allen Europäischen Monarchen war doch er der einzige, der den Pabst im Gehorsam halten konnte.

Daher jene Beweise der tiefsten Erniedrigung, welche selbst Friedrich I. von Alexander III. leiden mußte, daher die glüklichen Versuche des Pabsts gegen England, wo einer der weisesten Könige, Henrich II. regierte.

§. 13.

§. 13.

Henrich II. und Thomas Becket.

Henrich II. hatte mit eben so viel Klugheit als Standhaftigkeit die Usurpationen seines Klerus, unter dessen Begünstigung sich ehedem ein paar der Söhne Wilhelms des Eroberers unrechtmäßig in Besiz des Reichs gesezt hatten, durch die weisesten Geseze einzuschränken gesucht. Er knüpfte das Vasallenverhältniß der großen Geistlichen, von welchem diese sich loszumachen suchten, unauflöslich fest, er unterwarf seine Geistlichkeit auch der weltlichen Gerichtsbarkeit, und verbot, um sie zu entwaffnen, daß jemals ohne sein Vorwissen Bann ausgesprochen werden durfte. Ein großer Theil seines Entwurfs war schon ausgeführt, als Henrich selbst durch verfehlte Wahl eines Erzbischofs von Canterbury alle gute Würkungen zernichtete, und eine Reihe der prüfendsten Trübsalen sich zuzog.

Henrich hatte einen Minister, Thomas Becket, der lange Zeit Mitgenosse aller seiner Vergnügungen und Vertrauter seines Herzens war; der lustigste, wollüstigste Mann in ganz England, ein rechter Sohn der Freude: wen soll Henrich zum Primaten von England machen als diesen, um völliger Herr über die Kirche seines Reichs zu bleiben?

An dem Tage, da Thomas die erzbischöfliche Würde aus der Hand seines Königs empfieng, war er mit einemmal völlig verändert. In Eifer und äußerer Gebärde ein Heiliger, 1162

Ein schauervoller Anblik, wenn ein ganzes Land mit dem Interdikt belegt wurde. Aller äussere Gottesdienst mußte mit einemmal aufhören, die Altäre wurden entkleidet, alle Statüen der Heiligen, alle Kreuze wurden zu Boden geworfen, keine Glocke tönte mehr, kein Sacrament wurde ausgetheilt, kein Todter kam auf die heilige Erde des Gottesackers, er wurde ohne Gebet und Gesang in unheiliges Land eingescharrt. Ehen wurden nicht vor dem Altar sondern in dem Todtengarten eingesegnet; niemand durfte einander auf der Strasse grüssen, jeder Anblik sollte verkündigen, daß das ganze Land ein Land des Fluchs sey. Welchen unauslöschlichtiefen Eindruk muß diese Ceremonie auf ein Zeitalter voll Aberglauben gemacht haben, welches den ganzen Gottesdienst in jene äussere Ceremonien sezte? Wie muß ein Volk seinen Regenten verflucht haben, der durch seine Sünden ein ganzes Land um zeitliche und ewige Glükseligkeit brachte?

So war's möglich daß es Innocenz III. dahin bringen konnte, wohin es bisher noch kein Pabst gebracht hatte, daß er von den Deutschen Kaisern wie von seinen Lehensleuten sprach, oder wie von Bischöfen, deren Würdigkeit er erst sorgfältig untersuchen müßte, ehe er dieselbe in ihrer Würde bestätigen könnte, daß er das Königreich England bald an Frankreich verschenkte, bald wieder mit scheinbarer Barmherzigkeit seinem König zurükgab.

Gregor VII. hatte doch noch vor den Synoden einigen Respekt bezeugt, und seine gewaltthätigste

Gesetze

Gesetze durch einigen Synodalschein zu heiligen gesucht. Innocenz III. hielt im Jahr 1215. im Lateran eine große allgemeine Kirchenversammlung, aber er achtete die versammelte Bischöfe nicht einmal einer scheinbaren Berathschlagung würdig, sie mußten gern oder ungern alles unterschreiben, was er ihnen dictirte. Bisher war das Schwerdt nur gegen Muhammedaner und Juden gerichtet; itzt wurde das Kreuz auch gegen die Ketzer gepredigt, und da Graf Raimund von Toulouse die freymüthige Albigenser nach der Willkühr des Pabsts nicht verfolgen wollte, so schenkte der Pabst seine Länder dem Grafen Simon von Montfort, und gab jedem den zeitlichen und ewigen Fluch.

§. 14.

Entstehung der Dominikaner und Franciscaner.

Nichts fehlte vollends — als Bettelmönche und Inquisition. Man lachte schon lang über die eifrige orthodoxe Geistliche und Mönche, welchen ihre Orthodoxie und ihr Eifer so reichliche Nahrung und Kleider gaben, selbst auch der Pabst beschwerte sich über sie, daß es ihnen kein Ernst sey Gottes Wort zu predigen und das Volk zu unterrichten, und gewöhnlich gaben die Anführer der mißvergnügten Partien ihre Armuth und ihre Blösse als den redendsten Beweis, wie aufrichtig es ihnen einzig um Gottes Sache zu thun sey. Einen vornehmen Spanier Dominicus Guzmann rührte der Schaden Josephs, er warf seine Chorherrnkleidung hinweg, zog einen Bettlersrok an, bettelte sein Brod von Haus zu Haus, und predigte

jeder Laune des Pabsts sich zu empören, aber der Mönch, dessen ganzes Vermögen eine braune Kutte oder ein Bettelsak war, konnte nichts verlieren; er konnte trozen wie Diogenes in seiner Tonne.

Durch sie würkte der Pabst selbst auch auf die Universitäten, welche sich sonst bald als geschlossene privilegirte Gesellschaften fühlen gelernt hätten, und bey der glüklichen Unabhängigkeit, welche ihnen theils ihr Ruf, theils auch die ganze Art ihrer Einkünfte versicherten, entschlossene Gegner des päbstlichen Despotismus geworden wären. Aber Bettelmönche drangen sich in die theologische und philosophische Fakultäten, widersezten sich jedem einmüthigen Schluß, der gegen eine päbstliche Usurpation gefaßt werden sollte, und beschwuren jede Fakultätsstatuten und jede Universitätsgeseze immer nur salva ordinis regula, in welcher Gehorsam gegen den Pabst immer mit begriffen war.

Selbst auch die Wissenschaften, für welche doch sonst hie und da noch die Stiftung eines neuen Ordens und neuer Klöster vortheilhaft war, litt durch diese neue Mönchsgattung in der ersten Zeit grossen Schaden. Bey der rastlosen Thätigkeit, womit sie sich überall eindrangen, aller Fächer bemeisterten, entstund nicht nur bey allen übrigen Orden eine Art von Muthlosigkeit, deren erste Quelle zwar in dem eigenen Zerfall eines jeden solchen Ordens lag, deren unheilbare Verschlimmerung aber die unglükliche Thätigkeit dieser Bettelmönche veranlaßte, sondern die Wissenschaf-

senschaften selbst litten auch eine Veränderung, welche bey diesen neuen Lehrern unvermeidlich erfolgen mußte. Sie brachten ihr Ordensinteresse in die Wissenschaften, und zu dem gewöhnlichen Lehrersansehen, deren Folgen für dieses Zeitalter schädlich genug waren, kam noch gewöhnlich die Liebe zum Mitgliede des Ordens, dessen Ruf für die Ehre des ganzen so vortheilhaft schien, daß jeder seiner Aussprüche orakelmäßig erhoben wurde. Daher kommen in diesem Zeitalter die doctores seraphici, angelici und irrefragabiles. Daher verlor sich ganz die alte nicht ungeschikte Scholastik, Thomas von Aquino und Bonaventura wurden allmälig die Quellen der Tradition, auch mußte nothwendig die ganze Scholastik in eine unglükliche casuistische Disputirsucht ausarten, je mehr man sich blos auf diese Quellen einschränkte.

Ueberhaupt mußte wohl selbst auch schon der Mönchscharakter, wie er sich in Bettelorden bildete, auf die Gelehrte dieser Orden Einfluß haben. Mehr als bey irgend einem andern Mönchsorden lag Fanatismus bey diesen zum Grunde, und führte zu der gereiztesten Disputirsucht, deren Folgen in der eigenen Geschichte dieser Orden sich zeigten, und oft auch in den Bemühungen mancher gelehrten Männer derselben sichtbar wurden, womit sie ungereimten Volksaberglauben, den einmal ihr Orden ergriffen, zur wissenschaftlichpassenden Hypothese zu machen wußten.

Bischöfe konnten ihn nicht zur Menschlichkeit bewegen, er wurde endlich von dem erbitterten Volk todtgeschlagen, aber sein Tod konnte den einmal gemachten Anfang, daß man in Deutschland das Verfahren des südlichen Frankreichs nachahmte, nicht völlig verhindern. Der Erzbischof von Bremen ließ gegen seine Stedinger Bauren als Kezzer das Kreuz predigen, weil sie ihm und dem Bischof von Minden den Zehenten nicht geben wollten. Die Schwäbischen Bauren bey Halle hatten ähnliches Schiksal, und Kaiser Friederich II. der wegen seiner eigenen Händel mit den Päbsten nicht orthodox genug erscheinen konnte, bewaffnete den Eifer der Geistlichen mit Reichsgesezzen, welche leider bis auf Luthers Zeiten herab würkten.

So würkte alles von aussen und von innen gleichsam auf den einzigen Punkt hin, dem Pabst die unabhängigste Oberherrschaft über Kirche und Staat zu verschaffen, und sein Regierungsrecht über alle einzelne Reiche der Christenheit selbst in die Verfassung dieser Reiche zu verweben. Schwerlich war irgend auch ein Zeitpunkt nach dem ganzen politischen Synchronismus so geschikt, als die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts. In Italien genoß der Pabst in Beziehung auf weltliche Herrschaft alle Vortheile des Anfangs, welchen Innocenz III. gemacht hatte, einen Kirchenstaat zu bilden, und gegen die Versuche Friedrichs II. wenn diesem überhaupt nicht allgemeiner Haß der Italiäner entgegen gewesen wäre, fand er immer in dem Bunde der Lombardischen Städte einen bereitwilligen Alliirten, dessen damalige Macht

Kaiser

diese ganze neue Anstalt mit dem alten
lesia non sitit sanguinem zu vereini-
war schwer zu sagen. Geduld, sag-
Gabe der ersten Kirche gewesen,
n Alter gekommen, müsse sie den
zeigen. Sie glaubten sich
ß sie den Kezer gewöhnlich
sondern die Vollziehung
aber die Obrigkeit war
ihre Anklage zu exequiren.
des heiligen Augustin, daß der
Donatisten wegen ihres unbeugsamen
sinnes der Erbschaft und aller Besizungen
unfähig erklärt habe, stund zum Unglük in Gratians Decret, was dort blos von den Donatisten gesagt war, wurde auf alle Kezer übergetragen. Der Proceß, nach welchem man mit diesen Unglüklichen verfuhr, war gerad das Gegenspiel von aller sonst menschlichen Gerechtigkeit, es war als ob sich die Kirche nicht nach den Regeln des gemeinen Menschenverstands zu richten hätte.

Von denen, welche in Deutschland Dominicanerinquisition in diesem Zeitalter einzuführen versucht haben, ist der verrufenste der Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, Konrad von Marburg. In einem Lande, wo bisher zu wenig Licht und zu wenig Thätigkeit war, als daß wohl Kezer hätten entstehen können, entdekte er unter Adel und Volk mit einemmal ganze Schaaren solcher Unglüklichen, Edelleute, Bauren, Geistliche, Mönche, nichts war vor ihm sicher, selbst die Ermahnungen der deutschen

§. 15.

Ursprung der Inquisition.

Der Orden des heil. Dominicus bekam schon siebzehn Jahre nach seiner Stiftung noch einen besondern Auftrag, der nach der Denkart des damaligen Zeitalters mit seiner Lehrer- und Predigerpflicht zusammenhängend zu seyn schien. Wenn der heilige Eiferer und seine Gehülfen ausgegangen waren, Ketzer zu bekehren, mit Ermahnungen und Beweisen gegen die halsstarrige nicht fertig wurden, so zeigten sie es der weltlichen Obrigkeit des Orts an, welche schon seit dem Jahr 1226. strenge königliche Edikte vor sich hatte, nach welchen sie verfahren sollte. Doch bald war dieser Weg zu langweilig, und bey der Mildigkeit der Laien gegen die Ketzer unbrauchbar, man sezte deshalb in den vornehmsten Städten des südlichen Frankreichs ein eigenes Inquisitionskollegium nieder, das aus einem Prälaten und drey weltlichen Personen bestund, das aber eben so wenig nach aller Erwartung von Strenge seine Pflicht erfüllte, daß endlich Gregor IX. im Jahr 1233. Ketzerinquisition und Predigerpflicht unmittelbar mit einander verknüpfte.

Er dispensirte die Bischöfe ganz von der Sorgfalt die Ketzer aufzuspähen, sezte Dominicaner, und überließ die ganze Art des Verfahrens, ohne ihnen selbst hierüber bestimmte Vorschriften mitzutheilen, der eigenen sinnreichen frommen Grausamkeit derselben. Peter Cellani und Wilhelm Arnald waren die zwey erste Ketzerrichter, welche nach dieser Verordnung gesezt wurden.

Wie diese ganze neue Anstalt mit dem alten Kanon Ecclesia non sitit sanguinem zu vereinigen seyn sollte, war schwer zu sagen. Geduld, sagten sie, sey die Gabe der ersten Kirche gewesen, nun sie zu reiferem Alter gekommen, müsse sie den Kindern den Ernst zeigen. Sie glaubten sich damit zu schützen, daß sie den Ketzer gewöhnlich nicht selbst verbrannten, sondern die Vollziehung der Obrigkeit überliessen, aber die Obrigkeit war doch verbunden, auf ihre Anklage zu exequiren. Die Nachricht des heiligen Augustin, daß der Kaiser die Donatisten wegen ihres unbeugsamen Eigensinnes der Erbschaft und aller Besitzungen unfähig erklärt habe, stund zum Unglük in Gratians Decret, was dort blos von den Donatisten gesagt war, wurde auf alle Ketzer übergetragen. Der Proceß, nach welchem man mit diesen Unglüklichen verfuhr, war gerad das Gegenspiel von aller sonst menschlichen Gerechtigkeit, es war als ob sich die Kirche nicht nach den Regeln des gemeinen Menschenverstands zu richten hätte.

Von denen, welche in Deutschland Dominikanerinquisition in diesem Zeitalter einzuführen versucht haben, ist der verrufenste der Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, Konrad von Marburg. In einem Lande, wo bisher zu wenig Licht und zu wenig Thätigkeit war, als daß wohl Ketzer hätten entstehen können, entdekte er unter Adel und Volk mit einemmal ganze Schaaren solcher Unglüklichen, Edelleute, Bauren, Geistliche, Mönche, nichts war vor ihm sicher, selbst die Ermahnungen der deutschen

Bischöfe konnten ihn nicht zur Menschlichkeit bewegen, er wurde endlich von dem erbitterten Volk todtgeschlagen, aber sein Tod konnte den einmal gemachten Anfang, daß man in Deutschland das Verfahren des südlichen Frankreichs nachahmte, nicht völlig verhindern. Der Erzbischof von Bremen ließ gegen seine Stedinger Bauren als Kezer das Kreuz predigen, weil sie ihm und dem Bischof von Minden den Zehenten nicht geben wollten. Die Schwäbischen Bauren bey Halle hatten ähnliches Schiksal, und Kaiser Friederich II. der wegen seiner eigenen Händel mit den Päbsten nicht orthodox genug erscheinen konnte, bewaffnete den Eifer der Geistlichen mit Reichsgesezen, welche leider bis auf Luthers Zeiten herab würkten.

So würkte alles von aussen und von innen gleichsam auf den einzigen Punkt hin, dem Pabst die unabhängigste Oberherrschaft über Kirche und Staat zu verschaffen, und sein Regierungsrecht über alle einzelne Reiche der Christenheit selbst in die Verfassung dieser Reiche zu verweben. Schwerlich war irgend auch ein Zeitpunkt nach dem ganzen politischen Synchronismus so geschikt, als die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts. In **Italien** genoß der Pabst in Beziehung auf weltliche Herrschaft alle Vortheile des Anfangs, welchen Innocenz III. gemacht hatte, einen Kirchenstaat zu bilden, und gegen die Versuche Friedrichs II. wenn diesem überhaupt nicht allgemeiner Haß der Italiäner entgegen gewesen wäre, fand er immer in dem Bunde der Lombardischen Städte einen bereitwilligen Alliirten, dessen damalige Macht

Kaiser

Kaiser Friedrich nicht einmal so weit schwächen konnte, als ehedem sein Großvater gethan. Ohnedies hatte mit Friedrichs Tode die ganze, den Päbsten oft so furchtbar gewordene Macht des Staufischen Hauses ein Ende, denn achtzehn Jahre nach Friedrichs II. Tode starb sein Enkel, der einzig übrige des ganzen Hauses, nach dem Gutachten des Pabsts zu Neapel durch die Hand des Henkers. In **Deutschland** war nach dem Zerfall des Staufischen Hauses, besonders bey den entstandenen zwistigen Königswahlen, auf lange Zeit hin keine Macht da, deren Furcht oder Unternehmungen zum Schutze der deutschen Kirche hätte dienen können. Die **Wittelsbacher**, welchen die lezten Ueberreste der Staufischen Güter zugefallen, schwächten sich wie die **Welfen** und **Ascanier**, durch Theilungen und innerliche Fehden. Die **Habsburger** traten erst fünf Jahre nach jenem traurigen Ende des lezten Staufers in ihre glänzende Periode, und Frömmigkeit war der Charakter ihres Hauses, dessen gleichförmig fortgehendes Emporkommen ohnedies wie bey allen übrigen Fürstenhäusern schon bey den Enkeln Rudolfs von Habsburg zwey Jahrhunderte lang durch Theilungen gehindert wurde.

In **England** und **Frankreich** fanden sich ein paar Regierungen, welche für den übrigen Zustand von Europa zum Vortheil des Pabsts vortreflich sich schikten. In England war auf den päbstlichen Vasallen Johann ohne Land sein schwacher Prinz Henrich III. gefolgt, dessen dreyundfünfzigjährige Regierung ganz jener Zustand

fortdaurender politischer Schwäche war, in welchem die Päbste von jeher am sichersten wirken konnten. Ludwig IX. der Heilige sorgte zwar in Frankreich durch mehrere weise Geseze für die sicherere Gründung der königlichen Gewalt, für die Unabhängigkeit und Ruhe seiner Kirche und für die bessere Verfassung derselben, aber zwey unglükliche Kreuzzüge verhinderten ihn, einen Plan durchzuführen, dessen Grundlinien er blos zeigte, und nie ist es wohl überhaupt noch ein König der **Heilige** gewesen, der Staat und Kirche ins rechte Verhältniß gesezt, und durch planmäßigausgeführte Veranstaltungen die Kirche seines Reichs von der Römischen Abhängigkeit zu befreyen gewußt.

So gesichert war demnach Roms Hierarchie in der lezten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts nach allen äussern Verhältnissen, aber wie bey allen Regierungen, deren Wohlstand doch immer mehr auf persönlichen Verhältnissen als blos auf innern Einrichtungen beruht, der Zeitpunkt des Zerfalls mit dem Zeitpunkt des höchstens Flors unmittelbar zusammengränzt, so folgten unmittelbar auf diese herrliche hierarchische Einrichtungen **Mißhandlung des Pabst Bonifacius und siebzigjährige Gefangenschaft des heiligen Vaters in Frankreich.**

§. 16.

Geschichte der Händel Philipps des schönen mit Bonifaz VIII.

Pabst Bonifaz VIII., gewaltthätig ohne politische Einsicht, und mehr von Leidenschaft als von planmäßigem Ehrgeiz, hatte mit dem Antritt seiner

ner Regierung gegen König Philipp IV. von Frankreich einen Krieg erklärt, dessen Ursache vielleicht mehr in kleinen Geschichten zu suchen ist, welche der Pabst vier Jahre vorher als päbstlicher Legat in Frankreich gehabt hat, denn in Veranlassungen, welche Philipp gegeben, oder der Pabst Würdeshalber nehmen müssen.

Um die Kosten eines mit England entstandenen Kriegs zu bestreiten, foderte König Philipp Steuren auch von seiner Geistlichkeit, deren vermeynte Immunitätsrechte Bonifacius unaufgefodert durch eine Bulle schützen will, die noch schonend gegen den König seyn soll, weil sie des Königs Namen nicht nennt, sondern nur unbestimmt alle Besteurung der Geistlichkeit verbietet. König Philipp antwortete dieser Bulle sogleich durch Befehle, welche nach eben derselben scheinbarschonenden Politik abgefaßt waren, und nannte bey seinem Verbot, Geld ausser Lands zu schicken, Rom nicht ausdrüklich, aber unter einem allgemeinen Verbot war doch auch Rom mit begriffen.

So wechselten die erste Stösse und Gegenstösse, aber nachdem beide Theile sich gegen einander versucht, so entstund ein kurzer Friede, zu welchem offenbar der Pabst den Weg gebahnt, den aber offenbar auch der Pabst selbst absichtlich wieder zu brechen anfieng, als ob in ihm wieder erwacht wäre, was er blos auf einige Zeit unterdrükt hatte. Den Anfang machte die Mißhandlung des päbstlichen Legaten, des Bischof von Pamiers, die zwar nicht unverdiente Strafe der Kühnheit dieses Prälaten war, aber von

Bonifacius so hoch empfunden wurde, wie man nur Beleidigungen eines gekannten Feindes aufnimmt. Zwischen Pabst und König entstund eine Korrespondenz, welche weit unter der Würde von beiden war, und von der Seite des Pabsts die ungemessenste Pabstfoderungen enthielt, von der Seite des Königs in recht profane und den Römischen Bischof entweihende Ausdrücke ausbrach. Bonifacius schrieb von völliger Immunität der Geistlichkeit von aller weltlichen Regierung, behandelte die Französische Kirche, deren Bischöfe für den König sich erklärt hatten, als eine wahnsinnige Tochter, sprach von der päbstlichen Machtvollkommenheit in Absetzung der Könige; Philipp schrieb in solchen gesuchtharten, beleidigenden Ausdrücken, und sezte so kühn jeden Wohlstand bey seit, als ob er jedes Mittel einer künftigen Wiedervereinigung zernichten wollte. Offenbar wollte er auch mit diesem Pabst nie mehr Friede schliessen, wie vollends sein lezter Schritt bewies, daß er seinen Kanzler Nogaret mit Geld nach Italien schikte, ein kleines Korps daselbst zu werben, und ihm den Pabst unter Beystand der Kolonnen zu liefern. Bonifacius, nachdem er zu Anagni die persönlichhärtesten Beleidigungen von diesem Gesandten Philipps erlitten, stirbt in der äussersten Erbitterung.

§. 17.

Innere Streitigkeiten der Franciscaner.

Niemand hatte auf eine solche Veränderung, die so schnell und gerad im Zeitpunkt des höchsten päbstlichen Flors sich ereignete, mehr vorbereitet,

als

als gerad die größten Lieblinge des Pabsts, die Franciscaner. Kaum war der Orden acht Jahr alt, so fieng schon ein großer Theil der Mönche an, allerhand Auslegungen der Regel zu machen, und mit einem gefährlichen deutlenden Scharfsinn nicht mehr auf den Buchstaben der Regel sondern auf den Geist derselben sehen zu wollen. Franz hatte befohlen, nur so viel zu betteln, als sich nicht durch Arbeit verdienen lasse. Seine Mönche thaten nun aber in allweg gar nichts als betteln. Franz hatte alle Erklärungen seiner Regel auf das nachdrüklichste verboten: so machten sie also Glossen darüber, denn von Glossen hatte Franz namentlich nichts gesagt. Nach den deutlichen Worten der Regel sollten weder einzelne Mönche, noch das ganze Kloster, noch der ganze Orden etwas eignes haben: ehe aber acht Jahre vergangen waren, hatten sie schon die Distinktion erfunden, das Eigenthum aller der Sachen, welche sie brauchen wollten, gehöre dem heiligen Stuhl, aber ihnen sey die Nuzniessung. So hätten sie sich bald so viel schenken lassen können, als Benediktiner, bald so herrlich gelebt als alle übrige Mönche und immer versichert, sie seyen bettelarm, das Eigenthum aller ihrer ausgebreiteten Besizungen gehöre dem Pabst. Mit diesen fleischlichen Exegesen war ein großer Theil der Mönche selbst gar nicht zufrieden, sie wollten die Strenge des Franz von Aßisi beybehalten wissen: aber Pabst Innocenz IV. sprach im Jahr 1245. für die wollüstigere Partie.

Königreiche ab- und zusprechen, Kaiser excommuniciren und ganze Länder mit dem Interdikt

 belegen,

belegen, dies konnte damals der Pabst ohne alle Schwierigkeit thun; aber über eine neuerfundene Distinktion der Franciscaner zu entscheiden, lag ausser den Gränzen seiner Macht. Die Spiritualen widersezten sich mit dem größten Eifer, sie hatten im Jahr 1247. das Glük einen Ordensgeneral von ihren Gesinnungen, Johann von Parma, zu bekommen, der es unternahm, dem päbstlichen Befehl gerad zuwider, den ganzen Orden zu reformiren. Der Pabst wiederholte seinen Befehl, die strengen Franciscaner erneuerten auf einer Ordensversammlung ihren Widerspruch, und ihre Erbitterung wuchs noch durch theologischapokalyptische Streitigkeiten.

1260

Schon lang und noch eh die Welt einen Franciscaner sah, circulirten in Italien Prophezeyungen eines gewissen Abt Joachims, die wie meistens alle solche Weissagungen voll Klagen über gegenwärtige Zeiten und voll schöner Hoffnungen auf die Zukunft waren. Drey große Perioden seyen für die Welt bestimmt: die zwey erstern, noch sehr mangelhaft und unvollkommen, die Regierungsperiode des Vaters und des Sohns; die dritte, in welcher der heilige Geist regieren werde, sey viel herrlicher, und frey von allen den drückenden Lasten, unter welchen sie izt seufzen müßten. Die römische Kirche sey das Babel, das erst noch zerstört werden müsse, und ihr Fall, der bald bevorstehe, sey der Anfang der heiligen Geists Periode.

Da die Päbste nicht nach dem Sinne der strengern Franciscaner sprachen, so ergriffen diese die Prophezeyhung des Abts Joachims, schilderten

es

es als die lezte Wuth des antichristlichen Thiers, daß man den Franciscaner nicht arm seyn lassen wolle, fanden in ihrem heiligen Franz von Aßisi den apokalyptischen Engel, der ein neues Evangelium, das ist, die Franciscanerregel verkündigend, mitten durch den Himmel fliege. Einer der strengen Franciscanermönche schrieb eine Einleitung in diese Weissagungen des Abt Joachims, welche noch fanatischer war, als Joachims Prophezeyhung selbst. Vorher hatte man den heiligen Franz dem Herrn Christo nur an die Seite gesezt, aber Gerhard in seiner Introduktion prophezeyhte, daß das Evangelium Christi nur noch bis auf das Jahr 1260 halten könne, alsdenn werde das vollkommenere Evangelium des Franz von Aßisi eingeführt werden, und die Apostel des neueren Evangeliums seyen die strengere Franciscaner.

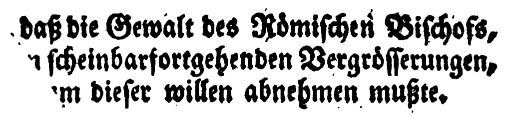
Des Pabsts wurde in allen diesen apokalyptischen Kommentarien gar nicht ehrenvoll gedacht, und so oft wieder eine Bestätigung der gelindern Exegese von Rom kam, so fanden die strengere Franciscaner wieder ein neues Kennzeichen, daß der Pabst bestia apocalyptica sey.

Die Inquisition wüthete gegen diese Spiritualen, und dem Dominicaner war es eine herzliche Freude, so manchen Franciscaner den Scheiterhaufen besteigen lassen zu können. Aber aus dem Blut dieser Märtyrer entsprang immer eine neue Phönixbrut: und die Päbste erfuhren, daß Könige durch den Bann erschrökt, aber nicht Fanatiker überwunden werden können.

So

eh der Bischof todt war, schikte er eine Bulle, daß er auf diesen Fall einen Mann im Herzen habe, bey welchem die Kirche recht wohl versorgt seyn würde, sie sollten also nicht wählen, es sey schon vorläufig dafür gesorgt. So zärtlichbesorgt waren sie anfangs nur hie und da für einzelne Bisthümer oder andere ansehnliche grosse Stellen; endlich reservirten sie sich ganze Klassen von Beneficien, schikten den Mann nicht einmal an Ort und Stelle hin, sondern conferirten die reichste Bischofsstellen ihren Kardinälen und diesen mußten die Einkünfte nach Avignon geschikt werden. Bisthümer und Abteyen, und was irgend ansehnliche geistliche Stellen waren, wurden zu Avignon verauctionirt, und weil der Erlös doch noch nicht hinreichend war, alle Bedürfnisse des glänzenden päbstlichen Hofs zu bestreiten, so bat sich der Pabst einen Theil der Einkünfte der vacirenden geistlichen Stellen aus. Jeder, den der Pabst zu einer Stelle beförderte, konnte doch nicht viel dagegen einwenden, wenn er ein halb Jahr oder ein Jahr umsonst dienen, und die Einkünfte dieser Zeit dem Pabst lassen sollte.

Die Klagen über den päbstlichen Hof und das Aergerniß an den Sitten desselben wurde von dieser Zeit an allgemein. Der Pabst hatte izt nicht mehr blos die Fürsten gegen sich, sondern die Geistlichkeit klagte und wünschte sich die Hülfe der Fürsten, um solcher Bedrückungen los zu werden. Die Kirchen wurden wegen den schweren päbstlichen Tributen verschuldet. Die kurze Regierung eines manchen Bischofs reichte kaum



daß die Gewalt des Römischen Bischofs, n scheinbarfortgehenden Vergrösserungen, m dieser willen abnehmen mußte.

iengen wegen der Abwesenheit des tliche Besitzungen des Pabsts en, zu Rom erhoben sich po- elchen der Traum aufstieg, Rom auptstadt der Welt werden zu lassen. enstaat wimmelte es von kleinen Tyran- , so einzelne Städte und Distrikte an sich rissen, und man schikte dem Pabst kein Geld nach Avi- gnon, der sich also neue Quellen täglicher Ein- künfte eröffnen mußte.

Daher kamen in diesem Zeitalter so viel neue Erfindungen von welchen alle weder Gregor VII. noch Innocenz III. gewußt hatten. Der Pabst empfahl bisweilen einen seiner treuen Diener zu einer Stelle in ein Kapitel oder auch selbst bey der Bischofswahl: auf so vornehme Empfehlun- gen wurde geachtet, besonders wenn sonst keine Schwierigkeit eintrat. Aus der Einpfehlung und Bitte wurde bald ein Befehl, und der Pabst schikte endlich ohne weitere Anfrage den Mann, den das Kapitel zu seinem Bischof nehmen sollte. Die Kapitel waren oft eilfertig genug, ehe nach Avignon die Nachricht von dem Tode des vorigen Bischofs kam, zugleich auch die Nachricht von der Wahl des neuen zu überschicken, so war also der Pabst überrascht und außer Stand gesezt, sei- ne Kandidaten zu produciren. Doch auch hier wußte sich der sinnreiche Bischof zu helfen. Noch

eh der Bischof todt war; schikte er eine Bulle, daß er auf diesen Fall einen Mann im Herzen habe, bey welchem die Kirche recht wohl versorgt seyn würde, sie sollten also nicht wählen, es sey schon vorläufig dafür gesorgt. So zärtlichbesorgt waren sie anfangs nur hie und da für einzelne Bisthümer oder andere ansehnliche große Stellen; endlich reservirten sie sich ganze Klassen von Beneficien, schikten den Mann nicht einmal an Ort und Stelle hin, sondern conferirten die reichste Bischofsstellen ihren Kardinälen und diesen mußten die Einkünfte nach Avignon geschikt werden. Bisthümer und Abteyen, und was irgend ansehnliche geistliche Stellen waren, wurden zu Avignon verauctionirt, und weil der Erlös doch noch nicht hinreichend war, alle Bedürfnisse des glänzenden päbstlichen Hofs zu bestreiten, so bat sich der Pabst einen Theil der Einkünfte der vacirenden geistlichen Stellen aus. Jeder, den der Pabst zu einer Stelle beförderte, konnte doch nicht viel dagegen einwenden, wenn er ein halb Jahr oder ein Jahr umsonst dienen, und die Einkünfte dieser Zeit dem Pabst lassen sollte.

Die Klagen über den päbstlichen Hof und das Aergerniß an den Sitten desselben wurde von dieser Zeit an allgemein. Der Pabst hatte izt nicht mehr blos die Fürsten gegen sich, sondern die Geistlichkeit klagte und wünschte sich die Hülfe der Fürsten, um solcher Bedrückungen los zu werden. Die Kirchen wurden wegen den schweren päbstlichen Tributen verschuldet. Die kurze Regierung eines manchen Bischofs reichte kaum

so weit, um die Gelder zu gewinnen, welche er zu Ausfertigung der päbstlichen Confirmation und zu Erhaltung des Palliums bezahlen mußte. Fremdlinge erhielten die wichtigste Bischofsstellen, die Gelder giengen ausser Lands, und wenn der Bischof nicht zugegen war, so häuften sich Zänkereyen und Streitigkeiten ohne Ende.

§. 19.

Deutschlands Schiksal ist aber doch fast das unglüklichste während dieser Avignonischen Periode. Der Pabst war Sklave des Königs von Frankreich, und mußte nach dessen Gefallen mit dem Bannstrahle spielen. Da der König von Frankreich das deutsche Reich gern für sich oder seinen Bruder gehabt hätte, so mußte der Pabst den Kaiser Ludwig den Baier in den Bann thun, und durfte sich durch die tiefste Erniedrigung des weichmüthigen Ludwigs zur Absolution nicht bewegen lassen. Die ganze deutsche Kirche gerieth durch das Interdikt in die gröste Verwirrung, der heilige Vater durfte doch das Interdikt nicht aufheben, denn Philipps Nachfolger drohten, den zweyten Akt der Bonifaciusischen Tragödie spielen zu lassen. Die Deutsche bewiesen zwar, daß endlich auch die Gedult des Geduldigsten ermüden könne: sie faßten einen feierlichen Reichsschluß, daß ein deutscher König um deutscher König zu seyn, nicht erst der päbstlichen Konfirmation nöthig habe, sondern allein vermög der Wahl der Churfürsten als König gelte. Ludwig hatte ein Paar Schriftsteller auf seiner Seite, welche recht männlich seine Sache vertheidigten, und die strengeren

geren Franciscaner, welche besonders über Johann XXII. mißvergnügt waren, erhielten das Volk bey gutem Willen, aber es war, als ob die Mönche das Volk nicht so lang in der ihm unnatürlichen Lage der Gesinnungen erhalten könnten, als die Französische Hofkabale erfoderte, bald wurde daßselbe durch Interesse, bald durch erregtes irriges Gewissen aufs neue zum Anhänger des Pabsts. Was vermag nicht ein religiöser Hang, der uns mit den ersten Jahren der Erziehung beygebracht worden, und der durch Gegenstände die uns beständig umgeben, verstärkt wird. Man wußte in ganz Deutschland, daß die päbstliche Excommunication blos Werk des Königs von Frankreich sey, der Deutschland zu Grund zu richten, Italien von Deutschland abzureissen suchte: die Erzählung von der Lebensart der Päbste in Avignon war nicht nur unter den Grossen bekannt, sondern so gar Volkssage, und es war unerhört, daß sich Johann XXII. nicht einmal so weit herabließ, seine Excommunication dem Kaiser kund zu thun, sondern dieselbe blos an den Kirchthüren zu Avignon anschlagen ließ. Siebenmalige Gesandtschaften Ludwigs nach Avignon waren fruchtlos, und doch hatte der päbstliche Bann in Deutschland Folgen, welche selbst auch ein entschloßnerer Kaiser als Ludwig war, nicht würde haben verhindern können.

§. 20.

Pisanische und Costnitzer Synode.

1377 Da man sich endlich dem glüklichen Zeitpunkt nahe sah, daß der Pabst wieder beständig

ständig in Rom bleiben würde, so entstünd eine zwistige Pabstwahl, welche der Welt erst zwey Päbste schenkte, und das einzig würksam scheinende Hülfsmittel, das man versuchte, wurde die Mutter eines dritten. Einer dieser Päbste blieb gewöhnlich in Italien, der andere war in Frankreich, und ein dritter verkroch sich endlich in einen Winkel von Spanien. Ein Pabst that den andern in Bann; wen der eine Pabst segnete, dem fluchte der andere, die Menschen wurden endlich zu der Einsicht gezwungen, daß Segen und Fluch eines Pabsts keine besondere Kraft haben müsse. Aber wer sollte sich des Zustandes der Kirche annehmen? Die Universitäten und besonders Paris machte den Päbsten die dringendste Vorstellungen, durch Resignationen der Kirche den Frieden zu schenken; aber wie wenige Menschen sind so edel, um des Friedens willen eine Krone aufzuopfern. Man suchte die alte längst vergessene Lehre von den Universalsynoden und ihrem Ansehn wieder hervor, und die Universitäten sprachen den Kardinälen das Recht zu, eine solche Synode auszuschreiben.

Die erste dieser Synoden war die Pisanische vom Jahr 1409. doch gerad diese gab der Welt den dritten Pabst, ohne daß sie die zwey Päbste, von welchen die Christenheit schon verwüstet wurde, zernichten konnte. Mit der Reformation der schröklichen Mißbräuche, welche sich nach allgemeinem Geständniß bey der grossen und kleinen Geistlichkeit eingeschlichen hatten, blieb es wieder bey dem Alten: es war zu viel Verläugnung von dem neuerwählten Pabst gefodert, daß er sich selbst das Aug ausreissen sollte.

Fünf Jahre nach der Pisaner Synode, kam die grössere und angesehenere zu Costnitz durch Kaiser Sigismunds Betriebsamkeit zu Stand. Es kostete die mühsamste Traktaten, bis man einen Pabst zur Resignation bewegte, dem andern seine Anhänger abspenstig machte, und den dritten endlich feierlich entsezte. Der feierlich entsezte Pabst wurde mit Beschimpfungen belegt, sein lasterhaftes Leben mit einer so aktenmässigen Publicität behandelt, daß man hätte glauben sollen, das gröste Hinderniß, das der hierarchischen Umschaffung entgegenstund, sey endlich völlig gehoben. Aber doch wurde auf eben dieser Versammlung von eben denselben Richtern Johann Huß als Beleidiger der hierarchischen Majestät verbrannt, und die Einigkeit der grösten Männer des Zeitalters gieng blos so weit, der Kirche wieder ein Haupt zu geben.

Ein wichtiger Saz wurde zwar durch die Costnitzer Synode neuaufgestellt, daß der Pabst dem Ausspruch eines solchen allgemeinen Conciliums unterworfen sey: aber was nuzte ein Richter, der wie man selbst in der Geschichte der Costnitzer Synode sah, nur mit der äussersten Mühe in Thätigkeit gesezt werden konnte, und welchen die Kunstgriffe des Pabsts mit der leichtesten Politik unschädlich machen konnten. Man erwartete von dem auf der Synode neugewählten Pabst Martin V. eine Reformation, er versprach sie, aber wie Leute von bösem Gewissen, nur nicht sogleich, sondern erst in fünf Jahren. Als Pallativ sollten einige Concordate dienen, die er einzeln mit verschiedenen Nationen schloß.

§. 21.

§. 21.

Geschichte der Basler Synode.

Die Klagen der Nationen und besonders der Deutschen waren zu dringend, als daß sie das Versprechen des Pabsts hätte vergessen sollen, aber da fünf Jahre verflossen waren, so sammelte sich eine so elende Synode zu Siena, daß der Pabst selbst sein Versprechen nun noch einmal wiederholte; nur wurde der Termin der Erfüllung diesmal auf sieben Jahre verlängert. Unterdessen starb Martin V. und sein Nachfolger Eugen IV. mußte 1431. die Synode zu Basel eröffnen.

Die versammelten Prälaten hatten diesmal nicht weniger Entschlossenheit als die Costnitzer; mit der Reformation schien es endlich Ernst zu werden, Reservationen, Annaten, Exspectativen und andere neuerfundene Künste der Päbste wurden für unrechtmäßig erklärt, der Pabst, weil er sich nach dem Sinn der Synode nicht fügen wollte, sollte Johannes XXIII. Schiksal haben. Aber Sigmund lebte nicht mehr, der dem Synodalschluß hätte Nachdruk geben können. Albert kam nur und gieng wieder, hätte auch keinen Nachfolger haben können, bey welchem man ihn mehr vermissen mußte, als den schläfrigen Friedrich III. Schon hatte Deutschland die vortheilhafte Basler Dekrete angenommen, Annaten, Reservationen und Exspectativen verworfen, so zernichtete der Kaiser selbst, vom schlauen Aeneas Sylvius gelenkt, die nüzlichste Wirkungen dieses Entschlusses; man räumte durch seine Vorsorge in Concordaten

1447 zu Aschaffenburg geschlossen, dem Pabst Entschädigungen ein, wodurch ein grosser Theil des gewonnenen wieder aufgegeben wird, und man vergaß noch überdiß in kurzem, daß jene Aschaffenburger Concordate blos Ausnahmen der wahren Concordate Deutschlands, der angenommenen Basler Dekrete sind.

Die französische Kirche behauptete sich eine Zeit lang bey ihrer ungekränkten Annahme der 1430 Basler Dekrete auf der Versammlung zu Bourges; aber hier zernichtete doch endlich auch königliche Politik das Werk, das in Deutschland die Schläfrigkeit des Kaisers hatte zu Grund gehen lassen.

§. 22.

So hatte man demnach dem Pabst wohl gezeigt, was man thun könnte, und sowohl der Schrecken solcher Versuche als auch der Einfluß der endlich wieder emporkommenden schönern Wissenschaften schienen die päbstliche Regierung zulezt so glüklich mildern zu müssen, daß sich die beklagtesten Mißbräuche leichter durch die Zeit selbst verloren als durch versuchte Reformationen. Aber gerad in keinem Jahrhundert sassen schändlichere Menschen an der Stelle des Christusstatthalters als in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, gerad nie wurden die heiligste Verträge dreister verlezt, nie wurde des Menschenverstands mehr gespottet als damals. Der Pabst sammelte beständig Geld zum Türkenkrieg, und doch waren nur seine Nepoten die Türken.

wurde über Verletzung der Concilien geklagt, so war es noch über Erwartung, wenn der Pabst versprach, es nicht mehr zu thun. Pius II. durfte es wagen, dem Erzbischof von Mainz zu verbieten, ohne seine Einwilligung einen Churfürstentag zu halten, und weil er neben andern noch drückendern Bedingungen auch diese nicht versprechen will, so verlohr er durch den päbstlichen Bann sein Erzstift. Paulus II. übte den schändlichsten Geiz aus, und wurde in seinem ganzen Zeitalter von niemand als von seinem Nachfolger Sixtus IV. darinn übertroffen. Es war doch für die Christenheit erbaulich, daß der Statthalter Christi zuerst für eine kleine Abgabe öffentliche Hurenhäuser in seiner Residenz erlaubte. Innocenz VIII. lebte kaum so lang, um seine sechzehn Hurenkinder versorgen zu können, und der Name Alexander VI. ist längst so verabscheut, daß man ihn neben Tiberius und Nero stellt. Julius II. war seine ganze Regierung hindurch nichts als Soldat, und die Wahl Leo X. soll durch eine höchst schändliche Sache beschleunigt worden seyn.

Die schönen Geister in Deutschland, Frankreich und Italien spotteten über diese Sitten der Päbste, aber es war noch ein fürchterlicher Schritt vom Spotten und Klagen bis zum kühnen Erschüttern dieses fürchterlichen Staats. Man schien der Sache so gewohnt zu seyn, daß man seinen Unwillen durch Spotten und Klagen genug ausgießen zu können glaubte, und weder Kaiser Maximilian noch alle Zeitgenossen von Königen, hatten Muth oder Einsicht genug, das drückende Joch abzuwer-

Geschichte der Glaubenslehre in der Periode von Gregor bis Luther.

§. 24.

Scholastik und Kreuzzüge, zwey coexistirende Phänomene, die einander so entgegengesezt zu seyn scheinen, daß man ihre Coexistenz gar nicht vermuthen sollte — würkten noch weit mehr auf Dogmatik und Religion als auf die Hierarchie, und brachten gegen alle historischanaloge Erwartung in beide ein Verderben, das oft in seinen Würkungen zusammenfloß, oder bald mehr in Religion als in Dogmatik, bald mehr in Dogmatik als in Religion sichtbar war.

In dem ersten Jahrhundert dieser Periode war die Scholastik, eh noch das neuentstandene Institut der Universitäten seine ganze Würkung auf dieselbe äusserte, in der glüklichen ersten Ausbildung, welche für das systematische Nachdenken, für die vollständige Entwiklung aller Folgen der Lehrsäze und für die passende Zusammensezung der leztern höchst vortheilhaft war. Die Unterscheidungen der Begriffe wurden noch nicht so verfeinert, daß die Sprache ein unverständliches Chaos willkührlicherfundener Ausdrücke geworden wäre. Die Neigung, alles aus der Vernunft zu beweisen, wuchs zwar, wie in jedem philosophisch-theologischen Zeitalter zu geschehen pflegt, mit der Ausbildung der Scholastik, und schon Abälards Beyspiel beweißt, daß oft die ersten Beyspiele dieser Art schon zu den kühnsten dieser Art gehören, aber noch war doch diese Sitte weit nicht allge-

allgemein, und man verweilte sich viel lieber dabey, daß man über einer Mannichfaltigkeit neu ausgesonnener Fälle disputirte, wie sich z. B. die Geschichte des Menschengeschlechts entwickelt haben würde, wenn blos Eva und nicht auch Adam von der verbotenen Frucht gegessen hätten.

Offenbar hat auch für die leztere Hälfte des ersten Jahrhunderts dieser Periode der ganzen Entwiklung der Scholastik ein Buch, das eben so zu rechter Zeit kam, wie Gratians Dekret für das Kirchenrecht, ihre völlige Richtung gegeben, die selbst unter allen nachfolgenden Veränderungen, bis auf Luthers Zeiten hin kennbar blieb.

§. 25.

Peter Lombardus, einer der berühmtesten Lehrer zu Paris, schrieb vier libros Sententiarum, eine Sammlung patristischer Excerpte nach den Materien geordnet, und diese Materien unter einander selbst, so viel bey der Schwäche erster Versuche dieser Art zu erwarten war, in systematische Verbindung gesezt. Hier hatte man in aller Kürze beysammen, was gegen die mannichfaltige Kezer verschiedener Art brauchbar war, Kenntniß der Kirchenväter war mit einiger Philosophie vereinigt, die große Menge der Fragen, welche in einzelnen Artikeln aufgeworfen wurden, konnte hier mit einemmal übersehen werden.

So viel Ansehen hat vielleicht noch kein theologisches Buch erhalten wie dieses. Sie haben drey Jahrhunderte lang darüber gelesen, commentirt,

man dieselbe für lezte Resultate des ganzen damaligen dogmatischen Zustandes ansehen könnte.

§. 26.

Wie Peter Lombard seit dem zwölften Jahrhundert das Orakel der Theologen war, so kam im dreyzehnten Jahrhundert der Dominicaner Thomas von Aquino und der Franciscaner Johann Bonaventura neben ihn zu stehn, und niemand machte ihnen diesen Rang streitig, bis Johann Duns Scotus im vierzehnten Jahrhundert erschien. Der litterarische Charakter jener zwey wirksamgroßen Zeitgenossen war sehr verschieden, und Bonaventura kam weder an philosophischem Scharfsinn noch an dogmatischer Unpartenlichkeit, so weit sie damals erwartet werden konnte, dem Dominicaner gleich. Bey beiden vereinigte sich das Lehransehen mit dem Ordensinteresse, beide würkten auf einer Scene, waren von gleichem Alter, starben in eben demselben Jahre; 1274 nur war Thomas nie zu der Stuffe von äusserer Würde gestiegen als Kardinal Bonaventura, der achtzehn Jahre lang General seines Ordens war, und durch sein Ansehen selbst Streitigkeiten im Pabstkonklave entschied.

Niemand wußte bald mehr, was Wahrheit oder was Irrthum seyn sollte, seitdem diese zwey Männer der philosophischen Bearbeitung der Dogmatik und mancher Religionsmeinungen eine Fruchtbarkeit verschaft hatten, welche schädlicher war als gerad einzelne Meinungen selbst. Die disputirenden Scholastiker hatten sich eine Di-

stinction

stinction erdacht, zwischen philosophischer und theologischer Wahrheit, um nie durch die Furcht vor Verkezerungen in ihrem Dispütiren gestört zu werden. Die Kirche, sagten sie, hat befohlen, was als theologische Wahrheit gelten soll, aber es kann theologisch wahr seyn, was philosophisch falsch ist; wir lassen die theologische Wahrheiten unberührt, und disputiren nur über die philosophische. So wurden die ersten Grundsäze der natürlichen Religion, Existenz Gottes, seine Vorsehung, Unsterblichkeit der Seele, in öffentlichen Schriften und Hörsälen bestritten, und man achtete des Verbots der Päbste nicht, wenn sie eine Kühnheit untersagten, welche durch die übersezte Schriften der arabischen Philosophen immer mehr genährt wurde.

Die Päbste selbst und auch der Klerus, der nicht Kenntnisse genug hatte, sich in jenen scholastischen Labyrinthen zu verlieren, giengen zugleich in dreister Abänderung der wesentlichsten Religionspunkte immer weiter. Sie waren zu bequem, das Kind durch Untertauchen zu taufen, philosophirten also darüber, ob es denn gerad die Quantität des Wassers ausmache, es werde genug seyn, wenn nur Wasser auf den Leib hinkomme: so führten sie die Besprengung ein statt der Untertauchung. Viele Kinder starben ganz ungetauft, wenn die Eltern die Taufkosten nicht auftreiben konnten; und doch wurde nach den Begriffen des damaligen Zeitalters kein ungetauftes Kind selig. — Waren es reicher Leute Kinder, so taufte man sie, wenn sie schwach zu seyn schienen, oft noch ehe sie ganz auf die Welt kamen.

Seit

Seit der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts fieng man auch an, den Laien, und zwar zuerst nur dem großen niedrigen Haufen den Kelch zu entziehn, Könige durften ihn noch im vierzehnten Jahrhundert trinken, denn die ganze Religion gewann um der Habsucht der Priester willen immer mehr die Gestalt, als ob die Vornehme und Reiche ein besonderer Himmel erwarte.

Man hatte im dreyzehnten Jahrhundert hie und da so wohl in Deutschland als Frankreich und England Uebersetzungen der Bibel in die Muttersprache erhalten, und da die Laien mit Begierde auf ein Buch hinfielen, das, großentheils Geschichte in natürlichster Einfalt erzählt, auch auf den unwissendsten Haufen würken konnte, da jedem der nur einen Blik in dieses Buch warf, der Gegensaz seines Inhalts mit der ganzen damals herrschenden Religion auffiel, so wurde auf Concilien verboten, daß ein Laie die Bibel in der Muttersprache lesen solle.

Ein irrthumvolles Gewebe von Säzen, deren praktischer Theil größtentheils ganz darauf abzwekte, die Clericos als Deos minores zu zeigen, alles für sie einträglich zu machen, sollte Religion seyn? Und so war das, was etwa mehr zur blossen Lehrmeinung gerechnet werden konnte, nichts anders als unsinniges Fragen über Dinge, in welchen man nicht klug werden kann, wenn man Jahre lang disputirt, weil sie gar nicht Objekt menschlicher Nachforschung seyn können. Sie zerbrachen sich die Köpfe um ausfindig zu machen, wie es möglich sey, daß Christus ohne Sünde

habe

habe geboren werden können, und geriethen darauf, seine Mutter müsse ohne Sünde gewesen seyn. Ohne würkliche Sünde gab ein Theil zu, aber nicht ohne Erbsünde; auch ohne Erbsünde behaupteten die Franciscaner, und es war ihnen dabey so ernst, daß sie es recht zum charakteristischen Dogma der vollkommenen Orthodoxie machten.

Was konnte Volksunterricht in der Religion seyn, da die wichtigste Religionshandlungen in einer Sprache vorgenommen wurden, welche das Volk gar nicht verstund, da zu Predigten in den Muttersprachen im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert so fast ganz keine Veranstaltung gemacht war? Das von blinden Leitern geführte blinde Volk mußte freylich Irrtritte thun, die uns itzt äusserst lächerlich sind. Schon zu Ende des zwölften Jahrhunderts zeigte es sich an einzelnen Beyspielen, welchen Ausgang ein solcher Zustand der Sachen endlich bekommen werde. In Frankreich war ein Mann Namens Eon: er hörte in der gewöhnlichen Exorcisirformel adjuro te per eum, qui venturus est judicare vivos et mortuos. Das hielt er für eine deutliche Prophezeyhung auf sich, gab sich für den Richter der Lebendigen und Todten aus, bekam einen großen Anhang, mit welchem er so lang vom Raube der Kirchen und Klöster lebte, bis man mit Feuer und Schwerdt gegen ihn wütete. Gerad die zwey Jahrhunderte in welchen das verderbte System der großen Kirche gleichsam vollendet wurde, sind voll Bewegungen des Volks, das sich zu helfen suchte, und nicht zu helfen wußte.

Weil

Weil die Geistlichkeit so ganz alles auf den äussern Gottesdienst sezte, so war es gemeinschaftliche Meinung aller sonst noch so sehr von einander abgehenden Kezer, den äussern Gottesdienst und ein ordentliches Kirchenregiment zu verachten, selbst die Sacramente zu verwerfen, denn wie konnten sie die Sacramente für etwas anders halten, als für einen Fund der Geistlichen, um Geld zu schneiden? Bey diesen mißvergnügten Partien waren die strengste Büssungen eingeführt, denn für ein Stük Geld seine Sünden los werden, da die Geistlichen mit in Ueppigkeit zu verprassen hatten, das war dem gemeinen Menschenverstand etwas gar zu ungereimtes, und für die Schrecken der Ewigkeit gar zu unbefriedigend, daß sie nicht auf tausend andere Mittel hätten verfallen sollen. Ein großer Theil der mißvergnügten Apostel dieser Zeitalter war zwar von Sünden der Unzucht gar nicht frey, und ihre gemischte Versammlungen hatten nicht immer alle Unschuld. Aber auch hieran war die große Kirche schuld. Sie sezte auf Ehlosigkeit und Mönchsfrömmigkeit einen so erhabenen Werth, daß der natürliche Widerspruchsgeist gegen die Meinung der großen Kirche zu allen andern Veranlassungen noch hinzukam, und eben die zerrüttete Einbildungskraft, welche ihnen die ganze Religion so sehr versinnlichte, riß sie öfters auch hier zur Ausschweifung. Noch muß zu ihrer Entschuldigung gesagt werden, daß überhaupt dieses ganze Zeitalter die lebhafte Empfindung von der Schändlichkeit dieser Sünde nicht hatte. In den Klöstern herrschte nicht nur Unzucht, sondern Sünden, über welchen sich

die Menschennatur entsezt, Selbstbefleckung und Päderastie mit allen den Gräueln, welche gewöhnlich ein so tiefer Zerfall der Menschheit nach sich zieht. Beyspiele dieser Art mußten nothwendig auf die Moralität solcher Zeitalter sehr wirksam seyn. Die grosse Kirche machte in ihrer Dogmatik die albernste Schlüsse: kann es also unerwartet seyn, wenn diese kleine mißvergnügte Partien oft durch nicht weniger alberne Schlüsse gerad das Gegentheil herausbrachten. Die grosse Kirche lehrte das Kreuz anbeten als heiliges Erinnerungszeichen dessen, was Christus für uns gethan habe: einige der kleinen mißvergnügten Partien zerschlugen alle Kreuze, weil ein Kreuz, Marterwerkzeug Jesu gewesen sey.

Spinozistische oder pantheistische Gesinnungen waren unter diesen mißvergnügten Partien sehr herrschend: Wie leicht verfällt aber auf diese der Mensch, dessen natürlich wilde Einbildungskraft durch Abstraktion nicht geleitet wird. Fast mit jedem Jahrhundert und in jedem Land erschienen Leute solcher Art unter einem andern Namen (a): das Phänomen ist aber ganz nur immer eben dasselbe, dessen blosse Benennung sich geändert hat. Die einzige Waldenser verdienen billig eine ausführlichere Anzeige.

§. 27.

(a) Nachrichten von den Albigensern und den verschiedenen Partien, welche man unter diesem Namen vermischt. Gleiche Vermischungen bey der Benennung der Begharden und Beguinen. Stedinger. Fratres liberi spiritus. Swestriones. Apostler.

geschlossen. Ein Mann auf einer Universität mußte aufstehen, wenn der Ton des ganzen Zeitalters geändert werden sollte, da alle Weisheit und alles, was das Zeit[illegible] glauben sollte, nach der ganzen damaligen Einrichtung von den Universitäten ausfloß.

1360 Johann Wiklif, Prof. der Theol. in Oxford, trat endlich auf, und griff das ganze damalige hierarchische und dogmatische System mit einer Stärke und Einsicht an, daß man billig ihn allein unter Luthers und Zwingli's Vorgängern als Vorgänger nennen sollte.

Die Bettelmönche hatten ihn zuerst in seinen persönlichen Verhältnissen beleidigt, und seinen Eifer durch politische Usurpationen gereizt, welche vom Pabst begünstigt wurden. Was kann es sowohl hier als in Luthers Sache der Wahrheit schaden, daß ihr Rächer nicht zunächst durch den Anblik ihrer eigenen Unterdrückung sondern durch hierarchische Mißbräuche gewekt wurde. So bald aber Wiklif einmal aufmerksam gemacht worden, so schritt er viel kühner fort und ununterbrochen bis an seinen Tod fort, als keiner aller übrigen so genannten Zeugen der Wahrheit. Er griff die Transsubstantiation an, von welcher damals der größte Theil des Messegepränges und ausserdem so manche auch ökonomisch wichtige Ceremonie abhieng. Er suchte der Bibel Publicität und allgemeinen Gebrauch zu verschaffen, und würde vielleicht hiedurch eben so viel gewürkt haben als Luther, wenn damals schon Buchdruckerey gewesen wäre, ein Melanchthon ihm zur Seite

gestan-

gestanden hätte, und Englands politische Ruhe gesicherter geblieben wäre.

In wenig Artikeln läßt sich zwar bestimmen, was Wiklif geglaubt und geläugnet haben mag; seine Ueberzeugungen waren, wie bey jedem Manne in solchen Umständen, fast in beständiger Ebbe und Fluth, und er gieng, wie einzelne Vorfälle seines Lebens zeigen, oft von der Wahrheit auf den Irrthum zurük, oder vermengte seine neuerkannte Wahrheit mit neuen Irrthümern. Doch Glük genug, daß nur einmal solche Veranlassungen zum Nachdenken gerad an dem Ort gegeben wurden, wo sie ein Publikum fanden, das weniger noch für Vorurtheile eingenommen war und immer mehr Liebe zum Neuen als zum Alten hatte. In dreißig, vierzig Jahren mußte man nothwendig Wirkungen der ausgestreuten Wahrheit sehen, und Schriften eines beliebten Universitätslehrers konnte auch päbstliche Tyranney nicht unterdrücken, sie giengen unter den Schülern von Hand zu Hand, und welche Menge von Schülern mußte nicht ein Mann von Wiklifs Feuer haben, wenn er gerad auf dem rechten Pläz steht?

Die Geschichte der Schüler Wiklifs führt zu der Geschichte der Böhmischen Religionsunruhen, welchen zwar Huß den Namen, aber ausser dem Namen kaum viel weiter als eine Hauptveranlassung des heftigern Ausbruchs gab, das eigentlich Dogmatische bey denselben war nicht so wohl seine eigene als seiner Freunde Sache.

Selbst ein Mann von Gersons Frömmigkeit sah die wichtigste Glaubensfragen immer nur im Nebel seiner Atmosphäre.

Doch fand sich gerad in dem Zeitalter, wo das Verderben in Theologie und Religion aufs höchste gestiegen zu seyn schien, fast noch reichlicher als vorher manches Gute das demselben entgegen würkte. Die Mystik bekam schnell nach einander einige große Schriftsteller, das Predigen in den Muttersprachen wurde gangbarer als vorher, hie und da stunden Eiferer für das praktische Christenthum auf, welche, selbst wenn sie auch so viele Fehler begiengen als Hieronymus Savanarola, doch in der Sphäre, in der sie sich befanden, viel gutes würkten. In der Dogmatik waren noch immer viele Irrthümer einzig durch Herkommen und Namen großer Lehrer nicht durch Kirchengesetze geheiligt; ein kluger Freund der Wahrheit konnte mancher unterdrükten Wahrheit still ans Licht helfen, nur wehe wenn sie als streitige Frage zur Entscheidung nach Rom oder für eine Synode kam.

Ueberhaupt befand sich seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die ganze Christenheit wie in Ansehung der Hierarchie so besonders auch in Ansehung der Dogmatik in einer sehr wichtigen Krisis, ob zur endlichen Enthüllung der Wahrheit oder ihrer mehrern Verdunklung, war damals noch gar nicht vorauszusehen. Wohl wurde durch die erfundene Buchdruckerey die allgemeine Ideencirculation unendlich mehr beschleunigt, als vorher auch bey den engsten und häufigsten

Verbindungen der Menschen möglich war; aber alles hieng alsdenn doch davon ab, welche Ideen in einen so allgemeinen Umlauf gebracht wurden, und ob nicht die Päbste und der Klerus, wie es doch bald schien, Gewalt bekamen, diesem Strom zu hemmen und zu leiten, wohin er ihren Absichten gemäß fliessen sollte.

Durch die in Italien und Frankreich wieder hervorbrechende Wissenschaften wurden zwar die Köpfe aufgeklärter, aber diese Aufklärung schien dem Laster oft nur mehr Verfeinerung, der Philosophie nicht mehr Wahrheit sondern nur mehr Skepticismus zu geben. Fegfeuermährchen und Marienthorheiten waren zwar zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das Thema der witzigsten Köpfe geworden, aber die Geistliche vergalten den Spott mit Feuer und Schwert, und wenn es auch nicht so weit kam, so hätten wir durch allen diesen Spott höchstens eine verfeinertere päbstliche Religion bekommen. Die Würkung aller solcher Hülfsmittel war ohnedies immer zu langsam; wie viele Umstände konnten dazwischen kommen, bis sie nur zu einiger Vollendung kam; wenn je einmal die Wahrheit in ihre ganze Rechte wieder eingesezt werden sollte, so schien so viel günstiges zusammentreffen zu müssen, als kaum von dem glüklichsten Zufall erwartet werden konnte.

Die Vorsehung erbarmte sich, und ließ zugleicher Zeit zwey Männer geboren werden, welche gleich groß an Muth und Verstand, an Wahrheitsliebe und Fähigkeit, ihrem Zeitalter dieselbe

mitzutheilen gerad in die Läge versezt wurden, welche zur Würkung auf ihr Zeitalter die bequemste war.

§. 31.

Bemerkungen über das Ganze dieser Periode.

Es macht gerad in der Geschichte solcher dunkeln und verdorbenen Jahrhunderte eine der rührendsten Betrachtungen aus, an welche sich der unparteyische Historiker nicht früh genug gewöhnen kann, in dem historischen Zusammenhange ganzer Zeitalter nachzuforschen, wie aus der Uebertreibung gewisser Fehler, aus der allzudrückend gewordenen Last gewisser Uebel immer auch wieder Vortheile unmittelbar entsprangen, wodurch die Natur einen Ersaz gab und ein Glük schenkte, das sie vielleicht blos gerad in diesem Zustande mittheilen konnte.

Die scholastische Theologie war das unerklärbarste Gewebe unverständlich spizfindiger Säze geworden, das durchaus blos in der barbarischen selbstgemachten lateinischen Sprache vorgetragen werden konnte. Ein Glük für das Volk. So konnte mancher dogmatische Irrthum nicht bis zum Volksunterricht sich verbreiten, so blieb in den Gemüthern des Volks jene Leerheit, aus welcher so nothwendig Sehnsucht und Fähigkeit zur Reformation entspringt, welche dem gelehrteren Manne oft selbst durch seine Gelehrsamkeit genommen wird.

Parthengeist und Observanzorthodoxien waren zwar durch das Ansehen groser Scholastiker empor-

porge-

vorgekommen, aber eben dadurch war auch der Römischen Entscheidungssucht in Glaubenssachen ein Ziel des Schreckens gesezt, und bey dem Untrüglichkeitsregeln, womit der Römische Bischof jede seiner Entscheidungen auf ewig behaupten mußte, waren doch Partiegeist und Observanzorthodoxie immer noch erträglichere Uebel, weil sie einer Abwechselung von Zeit und Umständen unterworfen waren.

Die Hierarchie hatte sich zwar auf Kosten des Staats vergrössert, die Kloster- und Weltgeistlichkeit war offenbar zu reich und zu mächtig geworden, aber unstreitig gab doch das hieraus entspringende Uebel dem drückenden Feudalsystem, unter welchem die ganze Gesellschaft litt, ein so vortheilhaftes Gegengewicht, daß gerad aus der Mischung zweyer Uebel ein allgemeiner Nutzen entsprang. Der Klerus war doch noch immer selbst zum Theil auch aus Interesse Pfleger und Beförderer der Wissenschaften; bey der fortdaurenden entschiedenen Uebermacht desselben wurde also auch immer ein Keim für die Nachwelt erhalten, der so schwach er auch war, doch immer wieder einen ersten starken neuen Reiz zur Aufklärung geben konnte.

Die Vorsehung mißt mit bewundernswürdiger Weisheit verschiedenen Zeitaltern bey allem Schein der schröckendsten Verschiedenheit vielleicht doch fast gleich zu. Die Menschen schätzen gewisse Zeitalter nach gewissen in die Augen fallenden großen Uebeln und großen Vortheilen, ohne aufmerksam zu seyn, wie sich oft jene durch mehrere gleichzeitige kleine Vortheile ersetzen, und diese durch gleichzeitige kleine Uebel geschwächt werden.

1095	Syn. zu Piacenza. Das folg. Jahr zu Clermont. Was nicht der einfältige Peter Einsiedler ausgerichtet.
1099	Gottfried von Bouillon, Herr von Jerusalem.
1109	Durch Anselms Tod wird endlich in England einige Ruhe zwischen Staat und Kirche. Schade für den scharfsinnigen Kopf!
1119	Conc. des P. Calixt. II. zu Rheims. Investiturkrieg. Priestercölibat.
1121	Der arme Castrat Abälard fühlt auf der Syn. zu Soissons den ganzen Haß der unaufgeklärten Geistlichkeit. Mit allen Klassen von Menschen hatte dieser neurende Kopf Händel.
1122	Wormser Concordat, dessen den nachfolg. Kaiser Lothar. II. wieder hat reuen wollen.
1130	Aufblühen der Schulen zu Bologna, Paris. Schon ist in fünf und zwanzig Jahren die daher entstehende Revolution allgemein fühlbar.
1147	Kreuzzug gegen die Wenden.
1150	Seit der Mitte dieses Jahrh. Provincialsynoden immer seltener. Verlöschen der aristokrat. Hierarchie. Die Kirche wird Monarchie.
1153	Bernhard von Clairvaux hat den Regierungsantritt Kais. Friedr. I. kaum noch erlebt. Sein Gegner Peter der Ehrwürdige starb das folg. Jahr. Ihr Zeitgenosse ist der Stifter des Prämonstr. Ord. der h. Norbert.

Peter

1160 Peter der Lombarde, B. von Paris. Alexander III. rächt sich durch kräftige Excommunication an K. Fried. I.

1170 Anfang der Waldenser. Ermordung des englischen Hildebrands, Thomas Becket.

1187 Saladin erobert Jerusalem. Unglüklicher Entschluß Friedr. I. zum Kreuzzug.

1198 Innocenz III. ist Pabst. Kirchen und Klöster entledigen sich ihrer Advokaten.

1200 Capitula clausa. Streitigkeiten wegen der Bischofswahlen werden selten mehr vor einer Synode, oder vor dem Metropoliten entschieden, alles eilt nach Rom. Laien von der Bischofswahl ausgeschlossen.

1204 Das acht und fünfzigjährige Reich der Lateiner zu Constantinopel fängt an.

1208 Albigenser. Inquisitoren.

1213 England Lehen des Pabsts. Kais. Fried. II. güldene Bulle von der Kirchenfreyheit. Verlust des dürftigen Ueberrests der kaiserlichen Rechte.

1215 Innocenz befiehlt, daß man Transsubstantiation und Nothwendigkeit der Ohrenbeicht glauben solle. Orden der Dominic. und Francisc. bekräftigt.

1227 Gingis Chan.

1230 Deutschherren in Preussen.

1245 Vierte Lyoner Syn. von Innoc. IV. Kais. Fried. II. im Bann.

1248 Kön. Ludewig IX. von Frankreich geht nach Egypten.

1250 Im Todesjahr Kais. Friedr. II. ist die Sorbonne gestiftet worden.

Wil-

Fünfte Periode;

von den

Zeiten der Reformation bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Erster Abschnitt, bis auf die Zeiten der Concordienformel.

Nothwendige Aenderung des bisherigen Plans. Das Ganze zerfällt nun in so viele Hauptheile, als von einander verschiedene große Partien in der Christlichen Kirche sind. Die Geschichte der Griechischen und anderer Morgenländischen Partien läßt man ohne Schaden hinweg; das Leben eines Menschen, der nur vegetirt, wird kein Geschichtschreiber erzählen. Es bleiben also übrig: Alte Kirche. Lutheraner. Reformirte. Die Geschichte der auf beiden Seiten abschweifenden Haufen, Schwärmer und Gegner der positiven Religion. Geschichte der Atheisten kann ein kleiner Anhang bey den leztern werden. Bey allen diesen Partien ihre Ausbreitung, ihre kirchliche Verfassung, ihre Dogmatik in besondern Kapiteln erzählen, würde öfters nicht möglich seyn und immer eine unnüze Menge von Abtheilungen erzeugen.

Quellen

Quellen dieser Geschichte.

Der Strom von Nachrichten fließt hier so voll, daß man dem, der nur kurzen allgemeinen Unterricht verlangt, kaum zu rathen weis. Seckendorf (historia Lutheran.) hat recht polemisch genau viel gesammelt und ist bey allem Reichthum des zweyten Sammlers, Salig, doch immer noch unentbehrlich. (Planks) Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs (Leipz. 1781.) verbunden mit Robertsons Geschichte von Schottland und eben desselben Geschichte Carls V., wird die meiste Aufklärung verschaffen, und jeden gefühlvollen Leser auf die Briefe der Reformatoren aufmerksam machen. Burnets Reformationsgeschichte von England ist nach diesen das interessanteste Werk über diese Periode. Ohnedies ist eine allgemeine Reformationsgeschichte immer ein minder nüzliches und nur halb wahres Werk. Man muß alle in einander laufende Fugen der vorhergehenden politischen und kirchlichen Verfassung eines jeden einzelnen Landes wissen, wenn man ganz wahre Reform. Gesch. haben will.

Weismanns Kirchengeschichte wird eigentlich erst von diesem Zeitpunkt an recht schäzbar. Bossuet (histoire des variations) hat in böser Absicht viel gutes und wahres gesagt; unter seinen Widerlegern zeichnet sich Basnage vortheilhaft aus.

§. 1.

Luther eifert gegen den Ablaß. Kommt in Bann und Acht.

Auf der neuen Universität Wittenberg befand sich ein frommer Augustinermönch, Professor der Theologie, D. Martin Luther, welchen, gleich wie er hier auftrat, sein antiphilosophischer Eifer für Exegese und allgemeineres Bibelstudium zum Schöpfer einer neuen Denkungsart seines Zeitalters zu machen schien. Wenn der eifrigfromme Mann Beicht saß, so brachten ihm oft seine Beichtkinder Indulgenzzettel von einem in der Nähe brandschatzenden Ablaßkrämer Tetzel, und glaubten damit ihrer Sündenschuld los zu seyn. Wie gewaltig das den Mann gekränkt haben muß, der aus Schrift und Erfahrung ganz andere Begriffe von Vergebung der Sünden hatte, als solche Fuggerischen Faktors, die nur ihrem Herrn sein Pränumerationsgeld wieder zu verschaffen suchten.

1517 Er schrieb Theses gegen diesen Unfug und predigte gegen diesen Unfug; was sollt' er schweigen? Kein vernünftiger Katholik billigte die Meinungen dieser Mäkler, längst war auf Reichstagen über diese Blutigel geklagt worden, und fromme Leute hatten immer das Zutrauen, selbst der Pabst würde diesen ihm sonst so nüzlichen Menschen steuren, wenn er alles recht genau wüßte. Die Ordensbrüder Tetzels, die Dominicaner, fielen über den Wittenbergischen Augustinermönch, wie über eine längst erwartete Beute her, daß es alle aufgeklärte Männer des damaligen Zeitalters erbarmte, selbst nach Reuchlins und Huttens Sie-

gen

gen diese Schuzpatronen der Dummheit noch so mächtig zu sehen. Luther hätte nicht schneller nach Rom zur Verantwortung gefodert wer- 1518 den können, wenn er gegen den Pabst selbst geschrieben haben würde: aber gleich die erste Hoff- nung, den Proceß zu Rom schnell geendigt zu se- hen, mißlang seinen Gegnern. Doch selbst auch der päbstliche Legat, welcher Luthern zu Augsburg verhören mußte, war ein Dominicaner; und Lu- thers eben so demüthige als entschlossene Widersez- lichkeit gegen alle Schmeichelenen des Card. Tho- mas Vio von Gaeta machte schon ganz den Mann kenntlich, der es innigst fühlte, daß es keine höhere Pflicht gebe, als Gehorsam gegen Gott und seine Wahrheit.

Ein glüklicher Zeitpunkt für den bedrängten Mann, daß gerad sein Churfürst Reichsvikarius wurde, und selbst auch der neugewählte Kaiser Carl V. schien für ihn der erwünschteste Kaiser zu seyn: durch wie viel Ränke hatte nicht Leo ge- sucht, Carln um diese Krone zu täuschen, welche ihm die uneigennützige Großmuth des Churfürsten von Sachsen überließ? In wie viele Streitigkei- ten war nicht immer ein König von Neapel mit sei- nem Lehensherrn verwickelt?

Bis der neue Kaiser aus Spanien ankam, hatte sich durch eine öffentliche Disputation mit dem Hauptvertheidiger der Gegenpartie, mit Joh. Ecken, die Sache Luthers schon so verschlimmert, daß bereits von Rom die Bannbulle da war, und doch wollte Carl den excommunicirten Mönch auf seinem ersten Reichstag zu Worms 1521

noch einmal hören. Aber daß doch Könige so selten sind, die nicht mit der Wahrheit spielen! Immer hat Luthers Sache auf Carln Eindruk gemacht, und immer hat er sie blos nach Convenienz seiner gerad vorhabenden Projekte entschieden. Dem Pabst zu Ehren, kommt Luther in die Acht, und Friedrichen zur Dankbarkeit wird gestattet, daß der von Staat und Kirche verworfene Mensch auf einem kleinen Schloß verborgen werden darf.

§. 2.

Zwingli wird durch gleiche Veranlassung Reformator. Carlstadts Unruhen.

Was nüzte es aber, den freymüthigen Augustinermönch so einzusperren? der einmal lautgewordene Ton des Zeitalters ließ sich nicht dämpfen, überall traten schon Männer mit ähnlichen Meinungen auf, besonders zu Zürch sprach Ulrich Zwingli noch bestimmter und aufgeklärter als Luther; schade für den edlen Mann, daß er nur so kurze Zeit auf der Scene blieb.

Selbst in Wittenberg war deswegen doch nicht Ruhe; Philipp Melanchthon reformirte zwar nicht, aber er schwang die Fackel der aufklärenden Wahrheit so mächtig, daß sich andere des reformirens nicht enthalten konnten, und wäre doch nur Luther in Wittenberg geblieben — ein älterer Kollege in der theologischen Fakultät Andreas (Bodenstein von) Carlstadt warf sich unterdeß zum stürmenden Reformator auf, der Mann hatte viel Eifer, aber wenig Weisheit. Den Erasmussen war schon Luther zu viel Elias, der Churfürst

fürst selbst wollte geschont wissen, und die neue Propheten hätten wahrhaftig keinen Anführer gebraucht. Unerwartet stund Luther wieder in Wittenberg da, nahm dankbar manches an, was sein Kollege gethan, aber er sah sehr richtig, daß durch die Publikation des N. T. das er auf der Wartburg übersezt hatte (*), unendlich mehr ausgerichtet werden würde, als durch Bilderstürmen; und wie viel gewann man nicht, wenn man langsam zu Werk gieng.

Ein großer Theil der Fürsten stund noch auf dem Scheidwege; die auf dem Reichstag zu Nürnberg übergebenen Beschwerden bewiesen genugsam, wie wenig sie Sklaven des Pabsts seyn wollten, aber allzurascher Fortgang der Reformation mußte sie alle zurükschröcken; kein weiser Augenarzt führt den Menschen ins helle Sonnenlicht, dem so eben der Staar gestochen wurde. Immer zeigt sich anfangs ohnedies bey solchen Totalrevolutionen des menschlichen Geistes als die Reformation war, wie manche Bahnen der erste Eifer sich zu brechen sucht, welche nur auf der entgegengesezten Seite von der Wahrheit abführen, und wie die richtigste der neugefundenen Ideen mißbraucht werden, weil die Köpfe nicht gereinigt genug sind, und die neue Wahrheit zum Werkzeug ihrer Lüste verdrehen.

1522

So hat es wohl Luthern manche Bekümmerniß erwekt, daß die Bauren, seufzend unter dem Drucke

 ihrer

(*) Diese Uebersetzung sollte dem Volk die Augen öffnen, wie Melanchthons loci theologici das Handbuch der Gelehrten wurden.

ihrer besonders damals sich häufenden Steuern, aus seiner treflichen Lehre von Christlicher 1524 Freyheit ein Rebellenprivilegium gegen die Obrigkeit machten, und Zwingels neue Meinungen vom Abendmahl musten ihm ein Probestük des menschlichen Geistes scheinen, der, weil ihm bisher so manches erlogene Geheimniß aufgebürdet wurde, nun alles allein nach seiner vernünftigen Einsicht richten, und nicht mehr blindlings dem Worte des Allwissenden glauben wolle.

§. 3.

Glüklicher Fortgang der Ref. unter Johann dem Beständigen.

So lang Churfürst Friedrich der weise lebte, so hielt sich Luther selbst in manchem zurük, und er konnte seinen neuentdekten Wahrheiten so lang keine allgemeine Fortdauer und vollkommene Sicherheit versprechen, bis durch dieselbe recht sichtbare Veränderungen im politischen System würden hervorgebracht worden seyn und die deutsche Regenten auch aus persönlichem Interesse dieselbe begünstigten. Dem weisen Friedrich folgte 1525 in der Regierung sein Bruder Johann der Beständige, und unter dem Schutze dieses entschlossenen Fürsten fand Luther sich und seine Sache so vollkommen gesichert, daß er nun so gar zu heurathen sich unterstund, nachdem er schon das Jahr vorher die Kutte mit dem Weltpriesterrok vertauscht hatte. Politischklug schien es wohl damals nicht zu seyn, den bittern Hohn seiner Feinde und die sorgvollen Vorstellungen seiner Freunde gerad zu einer solchen Zeit zu verachten, da die Schlacht

bey Pavia den Kaiser zum Herrn seines einzigen furchtbaren Nebenbuhlers machte, und über die Veränderung in Preussen auf Reichstagen sehr viel geklagt wurde.

Albert ein Brandenburgischer Prinz, bisher Hochmeister des deutschen Ordens in Preussen, machte das Deutschordensland zum erblichen Herzogthum, wurde Polnischer Vasall, heurathete bald hernach und führte evangelische Religion ein. Wie verführerisch mußte sein Beyspiel für die Bischöfe seyn, wie allgemein der Beyfall der neuen Lehre, wenn ihre Annahme das Wahlfürstenthum zum Familiengut des Regenten machen konnte, wie geschätzt mußte aber eben daher auch die Aufmerksamkeit der Altkatholiken werden, diesem drohenden gänzlichen Ruin zuvorzukommen.

Nichts war ihnen ohnedies damals über die Freude, den grossen Erasmus zu einer Schrift gegen Luthern gebracht zu haben, und selbst der heftige Ton, in welchem sich der Wittenbergische Reformator zur härtesten Antwort anließ, schien diesmal nicht die Wirkung haben zu können, welche fast niemals bey den deutschen Schriften desselben fehlte.

1526 Der Reichstag zu Speier verschafte endlich doch seiner Partie wenigstens so viele Religionsfreyheit, daß dem Gewissen eines jeden überlassen wurde, wie er es bis zur Entscheidung einer allgemeinen Synode in seinem Land halten wollte. Kaiser Carl bekam an dem losgelassenen König Franz einen heftigern Gegner, als er vorher gehabt hatte, und sein Bruder Ferdinand konnte

bey dem besorglichen Verlust des ihm zugefallenen Königreichs Ungarn an eifrige Unterdrückung der neuen Partie gar nicht denken. Nie schien sich demnach alles glüklicher zu entwickeln als gerad
1527 in diesem und dem folgenden Jahr. Pabst Clemens VII. wurde von Carls General so gezüchtigt, als kaum seit Nogarets Zeiten ein Pabst bedrängt worden seyn mag. Wittenberg war nun nicht mehr einzelner Mittelpunkt der Reformation, wo alle Theologen für dieselbe gebildet werden mußten: durch die unermüdete Sorgfalt des heroischen Landgraf Philipps von Hessen hub sich auch die neugestiftete Universität Marburg, und überhaupt war durch den Beytritt dieses Fürsten, der damals ganz Hessen ungetheilt besaß, fast eben so viel gewonnen als durch den Beytritt eines Churfürsten, wenn schon oft seine aufbrausende Hitze, wie damals bey den halbwahren Packischen Nachrichten sich zeigte, der neuen Partie manchen Verdruß erwekt hat.

Luthers allgemeiner Beyfall schränkte sich auch schon lang nicht mehr auf Deutschland ein; nicht nur daß einzelne große Männer und ganze Volkshaufen in andern Ländern seinen Meinungen folgten, sondern selbst die beiden Könige in Norden, Friederich in Dänemark und Gustav Wasa in Schweden erklärten sich feierlich auf Reichstagen für seine Partie. Ach! wie hat der uneigennützigredliche Luther so oft bedauert, daß sich in diesen beiden Reichen der ganze Gang der Reformation so fast einzig nach politischen Absichten hat müssen lenken lassen, und wie viel froher war er

darüber,

darüber, daß nun endlich sein Churfürst sich entschloß, die alte Hierarchie in seinem Lande zu zerstören, eine eigene Kirchenvisitation 1526 anordnete, und als Landesherr die von den Bischöfen mißbrauchte und versäumte Rechte zu ihrem gehörigen Zwek benuzte. Luther lernte bey dieser Visitation durch die traurigste 1527 Erfahrungen, wie nothwendig die Abfassung eines populären Religionsentwurfs sey, eines etwas grösseren für die unwissende Leiter des Volks und eines kleineren für den eigenen Gebrauch der Laien. Diesen zwey Katechismen hat die evangelische Lehre in der Sphäre, für welche sie bestimmt waren, eben so viele herrliche Wirkungen zu danken, als dem theologischen Grundriß Melanchthons unter den Gelehrten.

Zehen Jahre waren es nun, seitdem Luther seine Theses angeschlagen, und schon hatten seine Meinungen in allen Theilen des kultivirten Europa den ausgebreitetsten Beyfall; schon hatten sich die Bekenner der neuen Lehre in eine eigene äussere Gesellschaft vereinigt, schon existirte eine Kirche, die seinen Namen mit eben so vielem Ruhme tragen konnte, als die katholische mit gerechter Schmach den Namen des Pabsts tragen mußte. Daß das Feuer, das er angezündet hatte, nun so hell brannte, und daß selbst sein gekrönter Antagonist in England aus Ueberdruß an seiner Gemahlinn auch vom Ueberdruß an der Römischpäbstlichen Oberherrschaft befallen zu werden anfieng, dies mußte den nur für Gottes Sache empfindenden Luther trösten, wenn er in seiner

Nachbarschaft im herzoglichen Sachsen und in Brandenburg die Bekenner seiner Lehre verfolgt sah, und den noch kränkenderen Verdruß erfuhr, die Schweizerische Reformatoren Zwingel und Oekolampadius von ihrer ihm so ganz widrigen Vorstellungsart der Lehre vom Abendmahl nicht abbringen zu können.

§. 4.

Luther und Zwingli uneinig. Augsb. Conf.

1529 Der bisherige Genuß eines glüklichen Fortgangs schien durch einen Reichstagsschluß zu Speier unterbrochen zu werden. Ferdinand, der damals noch nicht fürchtete, daß Suleimanns ganze Macht innerhalb fünf Monathen Wien belagern werde, brachte die nochmalige Erneurung des Wormser Dekrets zu stande, und die Lage der neuen Kirche schien ungeachtet der damals eingelegten Protestation der protestantischen Fürsten doppelt gefährlich zu werden, da Carl mit dem Pabst sich aussöhnte, und wahrscheinlich schon damals die muthige deutsche Fürsten zum Opfer der Versöhnung bestimmte. Vom König in Frankreich war keine Hülfe zu erwarten, denn so eben hatte auch er, durch lange Kriege erschöpft, Friede mit dem Kaiser geschlossen. Ferdinand siegte mit Oesterreichischem Glük über die Türken, und was am gefährlichsten schien, mit jedem Jahr wurde die Trennung der Schweizerischen und Sächsischen Reformatoren grösser.

Schon lang war es auch nicht mehr blos Trennung einzelner Theologen, sondern der gröste Theil

der

der Reichsstädte in Schwaben und am Rhein hatte mehr Zwinglis als Luthers Meinung angenommen, und wenigstens doch diesen innern Zwist zu heben, veranstaltete Landgraf Philipp von Hessen ein Gespräch zu Marburg zwischen den Häuptern beider Partien; aber sein Ausgang war bloßer Scheinfriede. Mit Schrecken sah man der versprochenen persönlichen Ankunft des Kaisers entgegen, und so scheinbar gnädig auch das kaiserliche Ausschreiben zu einem Reichstag nach Augsburg war, so konnte man doch Carls arglistige Schmeicheleyen, und der einzige seiner Räthe, auf dessen milde Gesinnungen man noch zählen konnte, Canzler Gattinara starb unterwegs.

1530

Der Kaiser hatte versprochen, die Sache der protestantischen Fürsten selbst zu hören, sie liessen also durch den sanftern Melanchthon einen kleinen Aufsaz entwerfen, welcher apologetisch und polemisch die Hauptstücke ihrer Lehre enthalten sollte. Der 25 Junius war der Tag der öffentlichen feierlichen Verlesung dieses Aufsatzes vor Kaiser und Reich; man glaubte bey Carln den vortheilhaftesten Eindruk zu bemerken, aber in einer so projektvollen Seele, als die seinige war, konnten keine Wahrheitseindrücke bis zur Thätigkeit werden, er haßte die Fürsten, die im Stande waren so unerschrocken sich zu widersetzen, und der Reichstagsschluß fiel so hart aus, daß die protestantischen Fürsten gleich darauf ein Vertheidigungsbündniß unter einander zu Schmalkalden schlossen, und so gar manche der katholischen Partie wurden durch das despotische Verfahren aufmerksam gemacht,

wodurch

1531 wodurch Carl die Römische Königswahl seines Bruders zu stand gebracht hatte.

Einen symbolischverpflichtenden Aufsaz für alle lutherische Nachwelt hat Melanchthon bey 1530 Entwerfung seines Augsburger Aufsatzes gewiß nicht machen wollen, und selbst nach der Absicht der Fürsten nicht machen sollen, sie wollten ohnedies nur die vorzüglichste Artikel bestimmen lassen: aber durch das Auflauren unserer Gegner und durch unsere eigene oft eifersüchtige Wachsamkeit gegen die Zwinglische Partie ist diese vortreffliche Lokalschrift zu einem Ansehen gediehen, das ihr selbst der Gegner aller symbolischen Verpflichtung unter allen Vorschriften dieser Art am willigsten gönnen wird.

§. 5.

Erster Rel. Friede. Verein der Schweizer und Sachsen. Henrichs VIII. Psevdoreformation.

Hätte nicht Carl Ungarn das Königreich seines Bruders gegen den siegreichen Sulejmann retten müssen, so würde Luther den Jammer eines Religionskriegs noch erlebt haben, welchen er 1531 so innig verabscheute, und Zwingels trauriges Schiksal, der auf der Wahlstatt bey Cappel starb, mußte bey ihm einen Eindruk machen, gegen dessen Folgen nur der unüberwindlichste Glaube schützen konnte. Wie sehr auch Kleinmuth beschämt worden wäre! Gleich auf dem 1532 Nürnbergischen Reichstag des folgenden Jahres gestund man den Protestanten eine

Reli-

Religionsfreyheit zu, welche bestimmter und weniger karg war als die bisherige Vergünstigungen, nur immer noch den fatalen Synodaltermin hatte, und gegen die Schweizerische Partie eine Gränzlinie zog. Das war die lezte Freude, die Churfürst Johann der beständige erlebte. Möchte er doch mehrere seiner Eigenschaften seinem Sohn, Johann Friedrich, hinterlassen haben, als die einzige Treue gegen erkannte Wahrheit!

Alles entwickelte sich übrigens im Ganzen immer noch besser. Die nothwendige Abwesenheit Carls in Spanien, das unwiederbringliche Zerfallen des Schwäbischen Bundes, der bisher dem vertriebenen Herzog Ulrich von Wirtemberg an seiner Wiederherstellung hinderlich war, die glükliche Erstickung der Münsterischen Raserey, der Tod des Churfürsten Joachim I. von Brandenburg, ein neuer Französischer Krieg wegen Mayland — alles traf wie bestellt zusammen, selbst auch zwischen der Schweizerischen und Sächsischen Partie wurde zu Wittenberg 1536 Friede geschlossen, und man merkt schon an dem Tone des Auffsatzes, welchen Luther zu Schmalkalden machen mußte, wie viel seit sechs Jahren gewonnen worden seyn müsse. Wenn aus der von P. Paul III. so ganz nahe gezeigten Synode etwas werden sollte, so wollten die Protestanten freymüthig sprechen!

Dank für den Segen Gottes, der sie so allmälig ins freyere emporkommen ließ. Unendlich wünschenswerth waren solche läuternde Gefahren,

die

§. 1.

Luther eifert gegen den Ablaß. Kommt in Bann und Acht.

Auf der neuen Universität Wittenberg befand sich ein frommer Augustinermönch, Professor der Theologie, D. Martin Luther, welchen, gleich wie er hier auftrat, sein antiphilosophischer Eifer für Exegese und allgemeineres Bibelstudium zum Schöpfer einer neuen Denkungsart seines Zeitalters zu machen schien. Wenn der eifrigfromme Mann Beicht saß, so brachten ihm oft seine Beichtkinder Indulgenzzettel von einem in der Nähe brandschatzenden Ablaßkrämer Tezel, und glaubten damit ihrer Sündenschuld los zu seyn. Wie gewaltig das den Mann gekränkt haben muß, der aus Schrift und Erfahrung ganz andere Begriffe von Vergebung der Sünden hatte, als solche Fuggerischen Faktors, die nur ihrem Herrn sein Pränumerationsgeld wieder zu verschaffen suchten.

1517 Er schrieb Theses gegen diesen Unfug und predigte gegen diesen Unfug; was sollt' er schweigen? Kein vernünftiger Katholik billigte die Meinungen dieser Mäkler, längst war auf Reichstagen über diese Blutigel geklagt worden, und fromme Leute hatten immer das Zutrauen, selbst der Pabst würde diesen ihm sonst so nüzlichen Menschen steuren, wenn er alles recht genau wüßte. Die Ordensbrüder Tezels, die Dominicaner, fielen über den Wittenbergischen Augustinermönch, wie über eine längst erwartete Beute her, daß es alle aufgeklärte Männer des damaligen Zeitalters erbarmte, selbst nach Reuchlins und Huttens Sie-

gen

gen diese Schuzpatronen der Dummheit noch so mächtig zu sehen. Luther hätte nicht schneller nach Rom zur Verantwortung gefodert wer- 1518 den können, wenn er gegen den Pabst selbst geschrieben haben würde: aber gleich die erste Hoffnung, den Proceß zu Rom schnell geendigt zu sehen, mißlang seinen Gegnern. Doch selbst auch der päbstliche Legat, welcher Luthern zu Augsburg verhören mußte, war ein Dominicaner; und Luthers eben so demüthige als entschlossene Widersezlichkeit gegen alle Schmeicheleyen des Card. Thomas Vio von Gaeta machte schon ganz den Mann kenntlich, der es innigst fühlte, daß es keine höhere Pflicht gebe, als Gehorsam gegen Gott und seine Wahrheit.

Ein glüklicher Zeitpunkt für den bedrängten Mann, daß gerad sein Churfürst Reichsvikarius wurde, und selbst auch der neugewählte Kaiser Carl V. schien für ihn der erwünschteste Kaiser zu seyn: durch wie viel Ränke hatte nicht Leo gesucht, Carln um diese Krone zu täuschen, welche ihm die uneigennützige Großmuth des Churfürsten von Sachsen überließ? In wie viele Streitigkeiten war nicht immer ein König von Neapel mit seinem Lehensherrn verwickelt?

Bis der neue Kaiser aus Spanien ankam, hatte sich durch eine öffentliche Disputation mit dem Hauptvertheidiger der Gegenpartie, mit Joh. Ecken, die Sache Luthers schon so verschlimmert, daß bereits von Rom die Bannbulle da war, und doch wollte Carl den excommunicirten Mönch auf seinem ersten Reichstag zu Worms 1521

ihrer besonders damals sich häufenden Stürmern, aus seiner treflichen Lehre von Christlicher 1524 Freyheit ein Rebellenprivilegium gegen die Obrigkeit machten, und Zwingels neue Meinungen vom Abendmahl mußten ihm ein Probestük des menschlichen Geistes scheinen, der, weil ihm bisher so manches erlogene Geheimniß aufgeheftet wurde, nun alles allein nach seiner vernünftigen Einsicht richten, und nicht mehr blindlings dem Worte des Allwissenden glauben wolle.

§. 3.

Glükliche Fortgang der Ref. unter Johann dem Beständigen.

So lang Churfürst Friedrich der weise lebte, so hielt sich Luther selbst in manchem zurük, und er konnte seinen neuentdekten Wahrheiten so lang keine allgemeine Fortdauer und vollkommene Sicherheit versprechen, bis durch dieselbe recht sichtbare Veränderungen im politischen System würden hervorgebracht worden seyn und die deutsche Regenten auch aus persönlichem Interesse dieselbe begünstigten. Dem weisen Friedrich folgte 1525 in der Regierung sein Bruder Johann der Beständige, und unter dem Schutze dieses entschlossenen Fürsten fand Luther sich und seine Sache so vollkommen gesichert, daß er nun so gar zu heurathen sich unterstund, nachdem er schon das Jahr vorher die Kutte mit dem Weltpriesterrok vertauscht hatte. Politischklug schien es wohl damals nicht zu seyn, den bittern Hohn seiner Feinde und die sorgvollen Vorstellungen seiner Freunde gerad zu einer solchen Zeit zu verachten, da die Schlacht

bey

bey Pavia den Kaiser zum Herrn seines einzigen furchtbaren Nebenbuhlers machte, und über die Veränderung in Preussen auf Reichstagen sehr viel geklagt wurde.

Albert ein Brandenburgischer Prinz, bisher Hochmeister des deutschen Ordens in Preussen, machte das Deutschordensland zum erblichen Herzogthum, wurde Polnischer Vasall, heurathete bald hernach und führte evangelische Religion ein. Wie verführerisch mußte sein Beyspiel für die Bischöfe seyn, wie allgemein der Beyfall der neuen Lehre, wenn ihre Annahme das Wahlfürstenthum zum Familiengut des Regenten machen konnte, wie geschärft mußte aber eben daher auch die Aufmerksamkeit der Altkatholiken werden, diesem drohenden gänzlichen Ruin zuvorzukommen.

Nichts war ihnen ohnedies damals über die Freude, den grossen Erasmus zu einer Schrift gegen Luthern gebracht zu haben, und selbst der heftige Ton, in welchem sich der Wittenbergische Reformator zur härtesten Antwort anließ, schien diesmal nicht die Wirkung haben zu können, welche fast niemals bey den deutschen Schriften desselben fehlte.

1526 Der Reichstag zu Speier verschafte endlich doch seiner Partie wenigstens so viele Religionsfreyheit, daß dem Gewissen eines jeden überlassen wurde, wie er es bis zur Entscheidung einer allgemeinen Synode in seinem Land halten wollte. Kaiser Carl bekam an dem losgelassenen König Franz einen heftigern Gegner, als er vorher gehabt hatte, und sein Bruder Ferdinand konnte

bey dem besorglichen Verlust des ihm zugefallenen Königreichs Ungarn an eifrige Unterdrückung der neuen Partie gar nicht denken. Nie schien sich demnach alles glüklicher zu entwickeln als gerad in diesem und dem folgenden Jahr. Pabst
1527 Clemens VII. wurde von Carls General so gezüchtigt, als kaum seit Nogarets Zeiten ein Pabst bedrängt worden seyn mag. Wittenberg war nun nicht mehr einzelner Mittelpunkt der Reformation, wo alle Theologen für dieselbe gebildet werden mußten: durch die unermüdete Sorgfalt des heroischen Landgraf Philipps von Hessen hub sich auch die neugestiftete Universität Marburg, und überhaupt war durch den Beytritt dieses Fürsten, der damals ganz Hessen ungetheilt besaß, fast eben so viel gewonnen als durch den Beytritt eines Churfürsten, wenn schon oft seine aufbrausende Hitze, wie damals bey den halbwahren Packischen Nachrichten sich zeigte, der neuen Partie manchen Verdruß erwekt hat.

Luthers allgemeiner Beyfall schränkte sich auch schon lang nicht mehr auf Deutschland ein; nicht nur daß einzelne große Männer und ganze Volkshaufen in andern Ländern seinen Meinungen folgten, sondern selbst die beiden Könige in Norden, Friederich in Dänemark und Gustav Wasa in Schweden erklärten sich feierlich auf Reichstagen für seine Partie. Ach! wie hat der uneigennützigredliche Luther so oft bedauert, daß sich in diesen beiden Reichen der ganze Gang der Reformation so fast einzig nach politischen Absichten hat müssen lenken lassen, und wie viel froher war er

darüber,

darüber, daß nun endlich sein Churfürst sich entschloß, die alte Hierarchie in seinem Lande zu zerstören, eine eigene Kirchenvisitation 1526 anordnete, und als Landesherr die von den Bischöfen mißbrauchte und versäumte Rechte zu ihrem gehörigen Zwek benuzte. Luther lernte bey dieser Visitation durch die traurigste 1527 Erfahrungen, wie nothwendig die Abfassung eines populären Religionsentwurfs sey, eines etwas grösseren für die unwissende Leiter des Volks und eines kleineren für den eigenen Gebrauch der Laien. Diesen zwey Katechismen hat die evangelische Lehre in der Sphäre, für welche sie bestimmt waren, eben so viele herrliche Wirkungen zu danken, als dem theologischen Grundriß Melanchthons unter den Gelehrten.

Zehen Jahre waren es nun, seitdem Luther seine Theses angeschlagen, und schon hatten seine Meinungen in allen Theilen des kultivirten Europa den ausgebreitetsten Beyfall; schon hatten sich die Bekenner der neuen Lehre in eine eigene äussere Gesellschaft vereinigt, schon existirte eine Kirche, die seinen Namen mit eben so vielem Ruhme tragen konnte, als die katholische mit gerechter Schmach den Namen des Pabsts tragen mußte. Daß das Feuer, das er angezündet hatte, nun so hell brannte, und daß selbst sein gekrönter Antagoniste in England aus Ueberdruß an seiner Gemahlinn auch vom Ueberdruß an der Römischpäbstlichen Oberherrschaft befallen zu werden anfieng, dies mußte den nur für Gottes Sache empfindenden Luther trösten, wenn er in seiner

die immer den Ausgang der Sache verherrlichten, — verglichen mit der Reformationsentwiklung, welche durch die Launen eines Königs bestimmt wurde. König Henrich VIII. von England wollte von seiner Gemahlinn einer Tante Kaiser Carls V. geschieden seyn, weil seine Gewissenszweifel über die Rechtmäßigkeit einer Ehe mit des Bruders Witwe durch Bekanntschaft mit der schönen Anna von Boleyn bis zur Ungeduld verstärkt worden waren. Vergebens brauchte der Pabst gegen den hastigverliebten alle politische Kunstgriffe seines ermüdenden Canzleyceremoniels: Thomas Cranmer gab Vorschläge zu einer auch ohne den Pabst gültigen Ehescheidung und der König, der nun größtentheils unter dem Einfluß dieses vortreflichsten Mannes stund, machte dem Pabste zum troz sich selbst zum Pabst seines Reichs. Aber keine Partie wußte, ob sie unter ihm weinen oder lachen sollte. Die Katholiken ließ Heinrich verbrennen, weil sie ihn nicht als Pabst, nicht als rechtmäßig geschiedenen erkennen wollten, und die Protestanten mußten sterben, weil sie an Transsubstantiation und sieben Sacramenten zweifelten. Die Hierarchie hat Henrich zwar zerstört, aber die alte dogmatische Irrthümer hat er stehen lassen, die Klöster hat er geplündert, aber der Mönchswahn ist geblieben. Siebzehn Jahre lang hat dieser König mit dem Gewissen seiner Unterthanen gespielt, wie mit den Köpfen seiner Gemahlinnen, und die Vorsehung schien Cranmern recht wundervoll unter ihm erhalten zu haben, weil sie ihn auch noch unter dem Nachfolger, Eduard, zur bessern

1531

1534

Vollen-

risch gesinnten war er gar nicht bestimmt genug: den Besitz der bisher noch geretteten Kirchengüter hatte man der altkatholischen Kirche durch eine Clausel versichert, welche den Fortgang der evangelischen Religion besonders unter den Grossen nothwendig hindern mußte.

Wie freut man sich aber nicht, erst nur zu einigem Genusse zu kommen, und mit welchen Empfindungen des innigsten Danks gegen den rettenden Gott mußten nicht damals Protestanten tägliche Nachrichten aus England hören, wie Maria, Carls Verwandtin und Schwiegertochter, gegen ihre Brüder daselbst wüte; fünfthalb Monate nach dem geschlossenen Augsburger Religionsfrieden starb Thomas Cranmer den edelsten Märtyrertod, und Verfolgungen, wie sie gewiß in Neronischen Zeiten nicht waren, dauerten bis zu dem Tode der unaufgeklärtfrommen Königinn.

1558

§. 9.

Bemerkungen über die Hierarchie der Lutherischen Kirche.

Die Bildung und Entwiklung der Hierarchie der neuen Kirche weicht so verschiedentlich in den verschiedenen Provinzen von einander ab, daß sich fast gar nichts kompendiarisch allgemein davon sagen läßt. Bischöfliches Regiment ist bey Einrichtung der neuen Kirche mehr vermieden als gesucht worden. Eine völlige Gleichheit aller Geistlichen unter einander aufzustellen und das Ganze durch eine Synode regieren zu lassen, daran haben wenigstens die Sächsische Reformatoren nicht

Religionsgesprächen wurde stets das Ganze so ein= gerichtet, daß die Protestanten als eigensinnige er= scheinen mußten, und die öftere Abwesenheit ihrer Fürsten von Reichstagen, auf welchen doch selbst der Kaiser zugegen war, schien diesen Vor= wurf zu bekräftigen. Luther starb vier Monate vor dem Ausbruche, als ob ihn Gott flüchten wollte.

28 Febr. 1546

§. 7.

Religionskrieg. Interim. Innere Streitigk. der Luther.

Der ganze lang gefürchtete Krieg dauerte nicht ein Jahr. Bey Landgraf Philipps brausender Hitze und Churfürst Johann Friedrichs phlegmati= scher Unentschlossenheit konnte keine Eintracht seyn, jeder der protestantischen Fürsten sah immer mehr auf das seine als auf die gemeine Sache, und be= sonders der Churfürst von Sachsen war ein Opfer treuloser und unverständiger Freunde. Die Schlacht bey Mühlberg entschied.

1547

Moritz erhielt, was seine arglistige Politik ge= sucht hatte, aber den eifrigen Lutheranern war es ein Gräuel, daß er seinem guten redlichen Vetter den Churhut geraubt; und man sah alle diejeni= ge als Theilnehmer dieses Verbrechens an, wel= che aus Johann Friedrichs Diensten in Moritzens Dienste übertraten. Dem alten Melanchthon hätten sie es nicht so ganz übel nehmen sollen, er war ein= mal an Wittenberg gewöhnt; wenn auch die pro= jectirte Universität Jena zu Stande kommen soll= te, so war eine solche Versetzung immer unange= nehm, und es foderte immer den Enthusiasmus

junger Lehrer, um die Sache in Gang zu bringen. Moritz erfuhr bald, was für ein beschwerlicher Wohlthäter sein allergnädigster Kaiser sey. Troz aller seiner Vorstellungen wurde sein Schwiegervater der arglistig gefangen genommene Philipp von Hessen nicht losgelassen, und da Carl, um sowohl die Protestanten als den Pabst zu demüthigen, auf dem Reichstag zu Augsburg einen dogmatischen Aufsaz publiciren ließ, wie es bis zur Entscheidung einer allgemeinen Synode, in Glaubenssachen und Kirchengebräuchen gehalten werden sollte, so sah man vorzüglich auf Moritzen und versprach sich Gehorsam von dem neuen Churfürsten. Nichts traurigeres ist, als eine solche Convenienzreligion, wie wir durch dieses **Augsburger Interim** bekommen sollten. Als ob man sich über der Wahrheit vergleichen könnte, wie man sich über einem streitigen Stük Landes vergleicht, als ob wir uns fast zu allen dogmatischen Irrthümern der Altkatholicken hätten bequemen können, weil der Kaiser, der damals des Pabsts Freund nicht war, den Glauben an einen Römischen Pabst uns erlassen wollte.

1548

Man kann nicht ohne innigstes Mitleiden sehen, daß sich der gute Magister Philipp verleiten ließ, den Hoftheologen zu machen, das Augsburger Interim zu Leipzig in ein anderes Interim umzugiessen, und seinem neuen Herrn zu lieb so viel nachzugeben, daß er uns dem Abgrund der alten Irrthümer aufs neue nahe geführt hätte. Carl ließ die Protestanten empfinden, wie man an der Spitze eines siegenden Heeres von der

Wahrheit überzeugen könne, aber deswegen fiel nur desto heftigerer Haß der Patrioten auf Melanchthon, daß er nicht mit den übrigen für einen Mann stund, und die übrige dem Vorwurf des Eigensinns auf eine so ungerechte Art aussezte. Seinen strengen Präceptor Luther mochte damals Melanchthon manchmal ins Leben zurükgewünscht haben, daß er doch den unbändigen Eifer dieser sectirischen Schüler zurükhalten und gegen die Angriffe von Flacius, Osiander, Westphal ihn schüzen möchte.

Schon zu Luthers Lebzeiten hatte Melanchthon in manchen Lehren besonders im Artikel von den moralischen Kräften des Menschen nicht wenig verschieden von Luthern gedacht, aber große Männer wissen einander zu ertragen, und fürchten auch keine Verdunklung ihres Ruhms; den Schülern erscheint der todte Lehrer gewöhnlich noch grösser als ehedem der lebende, und wenn dabey die Gefahr noch so nahe ist, in alte längst verwünschte Irrthümer zurükgestürzt zu werden, so vergißt oft auch der theologische Eifer alle Schranken der Mäßigung. Vergebens suchte Melanchthons Partie den gemachten Fehler zu übertünchen, indem sie behauptete, die aus dem Interim angenommenen Dinge seyen ganz gleichgültig (adiaphora) und Luthers eifrige Anhänger, ohne bey dem Interimsstreit stehen zu bleiben, ergriffen jede Gelegenheit, um sich von den verdächtigen Melanchthonianern sichtbarer zu scheiden.

Weil Ge. Major ob schon unter vielen richtig bestimmenden Einschränkungen den Saz äusserte,

ferte, daß gute Werke nothwendig zur Seligkeit seyen, so behauptete Nic. Amsdorf, sie seyen schädlich zur Seligkeit. Weil die Schüler Melanchthons und besonders der gelehrte Victorin Strigelius zu Jena das Verderben der Erbsünde und seinen Einfluß auf die moralische Kräfte des Menschen glimpflich beschrieben, so behauptete Flacius, die Erbsünde sey die Substanz des Menschen. In der Lehre von der Art der Gegenwart des Leibes und Bluts Christi im Abendmahl näherten sich Melanchthons Schüler der Calvinschen Redarten, die Schüler Luthers schrieben deswegen nicht mehr nur von der Allgegenwart sondern von der Allenthalbenheit (ubiquitate) der menschlichen Natur Christi, und diese Vorstellungsart erhielt besonders in Schwaben unter dem Ansehen des berühmten Jo. Brenz in kurzem einen symbolischen Beyfall.

Noch früher war zu Königsberg durch Andr. Osiandern eine Streitigkeit veranlaßt worden, deren Quelle zwar nicht in der verschiedenen Denkungsart der Schüler Luthers und Melanchthons lag, die doch aber beweißt, wie alles zum unvernünftigsten Widerspruch reizbar war. Osiander behauptete, daß wir durch die wesentliche Gerechtigkeit Gottes gerecht würden. Der dunkle Kopf wollte wahrscheinlich nur die nothwendige Verbindung der Heiligung mit der Rechtfertigung ausdrücken, vermischte in seinen unbestimmten Ausdrücken die mystische Union mit der Rechtfertigung, und weil er nun alles auf göttliche Natur Christi bey der Rechtfertigung bezog, so bezog ein ande-

erregt, also auf Calvinisten schien der Religionsfriede gar nicht gehen zu können. Die Schüler Melanchthons näherten sich zwar hierinn noch nicht den Genfischen Meinungen, aber die eifrigen Anhänger Luthers wollten nicht auf diese lezte Erklärung ihrer ganzen Gesinnungen warten, und von beiden Seiten mischten sich politische Absichten ein, welche besonders aus dem individuellen Verhältnisse des Albertinischen und Ernestinischen Sächsischen Hauses entsprangen. Die seit Moritz fortdaurende geheime Abneigung des herzoglich-sächsischen Hauses gegen die Churlinie wurde unter Churf. August durch die Grumbachische Executionsgeschichte nicht wenig vermehrt, und wenn es der Melanchthonischen Partie gelungen wäre, die Churfürstinn Anna auf ihrer Seite zu behalten, so würde August von seinem Leibarzt Peucer und andern ihn umgebenden politischen Theologen oder theologischen Politikern endlich unvermerkt auf die Seite der Reformirten herübergeführt worden seyn.

Während daß die Meißnischen und Thüringischen Theologen durch Colloquien sich mit einander zu vergleichen suchten, durch Colloquien und Unterhandlungen erbitterter gegen einander wurden, so trat zwischen dieselbe mit der Geschäftigkeit eines Unterhändlers der Tübingische Canzler Jakob Andreä, ein Mann von unermüdetem Eifer, der durch alle seine Privatverhältnisse zu einer strengen Behauptung der sogenannten Schwäbischen Orthodoxie so gezwungen wurde, daß er zum großen Schaden seines Ruhms bey der Nachwelt weniger gelinde seyn konnte, als

ihn

Ihn vielleicht manchmal eigene Neigung bestimmt hätte.

Unter wiederholten Bedrohungen des heftigsten Schisma hielt endlich doch noch einiger Friede bis eilf Jahre nach Melanchthons Tode.

§. 11.

Lezte Veranlassungen zur Entstehung der Bergischen Concordienformel.

Ein Katechismus, den D. Pezel zu Wittenberg herausgab, beschleunigte den Ausbruch des lang gesammelten Hasses. Die Theologen zu Jena und fast noch mehr die in den Niedersächsischen Reichsstädten hätten wohl kaum die Kühnheit ihrer bisherigen Gegner befürchtet, daß Luthers Katechismus selbst von Wittenberg aus durch einen neuen verdrängt werden sollte, und sacramentirische Gesinnungen so gar in öffentlichen Lehrbüchern erscheinen dörften. 1571.

Mit Wehmuth sieht man auch Chemnitzen an der Spitze einer angreifenden Partie; ein solcher Mann hätte nie sollen mit Selnecker und Tilemann Heshusius zusammentreten, und die Wittebergische Theologen würden sich die Achtung der Nachwelt erworben haben, wenn sie nicht in ihrer Grundfeste aus Philippistischem Eifer den aufgeklärtern Schüler Melanchthons gleich den übrigen gemeinen Streitern mißhandelt hätten.

Churf. August von Sachsen, von dessen Entscheidung alles abhieng, fand sich in einem Ge-

dränge, aus welchem sich selten ein frommer Fürst, bey genommener Theilnehmung an theologischen Streitigkeiten, glüklich herauszufinden weiß. Seine Theologen klagten über neue Marcioniten, Samosatener, Arianer, und von andern protestantischen Höfen liefen gehäufte Klagschreiben ein, daß er doch Luthers Stuhl durch Calvinistische Lehrer nicht entweihen lassen solle. Umsonst hielt man Convente, umsonst versuchte man Vereinigungsschriften, die Wachsamkeit der Niedersächsischen Theologen ließ sich nicht durch Zweydeutigkeiten täuschen, und die Chursächsische Hofpartie hielt sich vielleicht ihrer Uebermacht gar zu versichert, daß sie auch die auf dem Landtag zu Torgau abgefaßte Artikel nicht unterschreiben wollte.

1574

Hier war aber die Epoche ihres Falls, welchen der Gegentheil ohne alles Erbarmen benuzte. Nun kamen die Aufsäze des Tübingischen Canzlers, Jakob Andreä, willkommen, welche er als Entwürfe einer neuen symbolischen Schrift nach Sachsen schikte, nur konnte man es unmöglich einem Manne überlassen, bey einer so großen Menge verschiedener Meinungen unter den Protestanten die feinste Bestimmungen der Lehre von der Person Christi nach seinem Gutdünken auszudrücken.

Bey wenigen Friedensschlüssen mag die Negociation so weitläuftig, die Aufmerksamkeit der Partien so eifersüchtig, die Kunst für alle alles zu werden, so mannichfaltig gewesen seyn, als bey Verfertigung dieser symbolischen Schrift, wodurch die

die Partien unter den Lutheranern vereinigt, und manche bisher ungewisse Gränzen gegen die Reformirte festgesezt werden sollten.

Als sich endlich sechs der angesehensten Lutherischen Theologen im Kloster Bergen bey Magdeburg versammelten, um einen das Jahr vorher zu Torgau gemachten Aufsaz, der unterdeß, Erinnerungen darüber zu hören, an den Höfen herumgeschikt worden war, vollends ins Reine zu bringen, so siegte doch fast gewöhnlich der betriebsame Andreä, und von den übrigen machte sich nur Chemniz so wichtig, daß seine Meinung in einigen Artikeln beybehalten wurde. Wie nun zulezt die Schrift bis zum Einsammlen der Unterschriften fertig war, ach so war es leider gar nicht Vereinigungsformel. 1577

§. 12.

Würkungen der Bergischen Concordienformel.

Die Reformirte, welche sich bisher von vielen Lutheranern als Halbbrüder betrachtet sahen, konnten bey Aufstellung eines solchen Symbols nicht gleichgültig bleiben, durch welches sie von allem, was ächtlutherisch seyn sollte, so merklich ausgeschieden wurden. Melanchthons war offenbar in der neuen symbolischen Schrift zu wenig gedacht, sollten seine Schüler über den Undank nicht trauren, den dieser große Mann, noch eh er zwanzig Jahre lang todt war, von eifersüchtigen Schülern Luthers erfahren mußte? Wie manche Gemeine würde wohl nie ganz zur reformirten Partie übergetreten

1536 Fünf Jahre aber nach dem unglüklichen Ende des patriotischen Zwingli stieg ein Mann allmälig empor, der alles in sich vereinigte, was ihn zum glüklichen Stifter einer neuen Kirchenpartie machen konnte. **Johann Calvin** war eben so eifriger, durch Correspondenz und Vielschreiben eben so würksamer Mann als die Wittenbergische Reformatoren und vielleicht ihnen allen an schöner, durch klaßische Litteratur geübten, Feinheit des Geistes weit überlegen. Einen bequemern Mittelpunkt seiner Wirksamkeit hätte er nicht treffen können, als Genf. Hier konnte der Sammelplaz aller Italiänischen und Französischen Flüchtlinge seyn, viel leichter liessen sich in einer solchen kleinen Republik seine neue hierarchische Ideen in Gang bringen, als wenn er wie Luther unter dem Schuz eines großen Fürsten gelebt hätte, und indeß überhaupt in Deutschland selbst die Religionsfreyheit der neuen Partie noch gar nicht gesichert war, drohte derselben wenig Gefahr mehr in den aufgeklärtern Cantons. Calvins Meinung in Ansehung der Abendmahllehre schien gerad ein Vereinigungspunkt der Lutherischen und Zwinglischen Partie zu seyn, er genoß also auch manche Neutralitätsvortheile, die er desto trefflicher benuzen konnte, da interimistische Streitigkeiten die Lutherische Kirche verwüsteten, und der einzige Freund Luthers, der sich allgemeine Hochachtung durch seine Gelehrsamkeit erworben hatte, selbst von der Lutherischen Partie verläumdet wurde.

1558 Die neue Universität Genf wurde in kurzem, was ehmals Wittenberg gewesen war, und selbst der melancholischcholerische

Eifer

Eifer Calvins, so inquisitorisch er zu seyn schien, hat dem Aufkommen derselben nicht so viel geschadet als man befürchten sollte.

Calvin ist ein warnendes Beyspiel einer Temperamentstheologie. Daß ein so aufgeklärter Mann troz seiner sonst vortreflichen Exegese, troz allem, was Verstand und Herz jedem Menschen von Gottes Güte sagt, auf die Meinung einer göttlich willkührlichen Prädestination gewisser Menschen zu ewigem Verderben gerathen konnte, ist ein trauriger Beweis wie sehr oft unsere Ueberzeugungen durch viele zufällige äussere Umstände bestimmt werden. Noch trauriger aber, daß eine solche Meinung je einen gewissen allgemeinen Schwung bekommen konnte, und daß Calvin einen ihm an Gelehrsamkeit und großem Geiste fast gleichen Schüler fand, welcher dieser Idee hartnäckigst treu blieb. **Theodor Beza** vollendete, was Calvin angefangen hatte.

§. 14.

Ausbreitung der Calvinschen Meinungen. Presbyterianer.

In den Ländern, wo sich eine neue Kirche bey dem Erscheinen Calvins schon siegend gebildet hatte, konnten weder seine theologische Beinungen noch seine apostolischscheinende Grundsäze des Kirchenrechts bis zu einer gewissen Allgemeinheit emporkommen, aber in **Frankreich, England, und in den Niederlanden**, wo sich die neue Partie erst unter dem Druk hervorarbeitete, mußte sich der Beyfall leicht allgemeiner finden, da über-

überdies hier noch der Würksamkeit der Wittenberger manches entgegenstund. Wie leicht konnte Calvin die **Französische Kirchen** mit Genfischen Zöglingen besetzen? Er selbst und sein grosser Schüler Beza waren geborene Franzosen, beide hatten unter den Großen und bey dem Volk seit den ersten Jahren ihrer Jugend die häufigste Verbindungen, welche sie zu Erweckung und Unterstützung der neuen Gemeinen brauchen konnten. Viel mehrere Schwierigkeiten hatte es in den **Niederlanden.** Doch Luther und Melanchthon waren längst todt, und mit diesen war die große Thätigkeit ihrer Partie, sich auszubreiten, verlöscht, als Beza hier seine Meinungen herrschend machte. Prinz Moritz von Oranien, der Retter der Niederländischen Freyheit, war schon reformirt, fast schien es auch, als ob sich die nach Freyheit strebende Niederländer am willigsten an die freye Schweizer anschlössen.

England hat über dem Eindringen der Genfischen Meinungen auf zwey Jahrhunderte hin seine Ruhe verloren. Elisabeth ließ bey ihrer Thronbesteigung alle die unglükliche wieder in ihr Vaterland zurükkehren, welche der tobende Verfolgungsgeist ihrer Schwester vertrieben hatte. Sie kehrten aber nicht mit dem Geist des Friedens zurük. In Frankfurt am Main, wo man den Vertriebenen eine ruhige Stätte gegönnt hatte, waren Streitigkeiten entstanden, ob man die alte Englische Liturgie beybehalten oder den ganzen Gottesdienst nach Genfischer Form einrichten solle. Cranmer, weil er alle gewaltige Veränderungen

vermied,

vermied, hatte wohl ehmals der Englischen Kirche manches gelassen, was ein uneingeschränkterer Reformator geändert haben würde, aber eine kleine Partie von Eiferern hielt es nun nothwendig, endlich einmal über solche Unvollkommenheiten sich zu erheben, welche doch von dem Gegentheil als ehrwürdige väterliche Sitte verehrt wurden. Die Heftigkeit der Eiferer fand sich gereizt, als sie bey ihrer Zurükkunft ins Vaterland fanden, daß Elisabeth, vielleicht aus politischen Gründen, vielleicht aus geheimer Anhänglichkeit an Pabstthum, den Freunden des alten Kirchenregiments vorzüglich günstig sey, und so bald vollends Elisabeth befehlen wollte, daß man sich nach den Eduardischen Kirchengebräuchen richten müsse, so bald einige Bischöfe, stolz auf den Schuz ihrer Königinn, von bischöflicher Hierarchie als einer göttlichen Ordnung sprachen, so raffte die Genfische Partie gegen solche **Episcopalisten** alle ihre Kräfte zusammen, und, gleichsam ausgestossen von der grossen Kirche, machten sie sich ein eigenes Kirchenregiment, und liessen ihre Versammlungen so viel möglich nach altchristlicher Form durch **Presbyterien** und Congregationen regieren. Elisabeth mußte sich durch die Schiksale von **Schottland** gewarnt glauben, der gewaltthätigen Genfischen Partie nicht zu viel einzuräumen, und wenn diese Partie auch dort nur einen **Johann Knox** gehabt hätte, so war für Elisabethen auch nur ein solcher Mann fürchterlich, gegen welchen selbst Luther ein schüchterner Jüngling gewesen zu seyn scheint.

1563

bald unterstüzt vom Prinzen Statthalter Moriz dreist aus den Augen setzen durften.

Sobald nämlich Moriz sah, daß die patriotische Staatsmänner, welche seinen ehrgeizigen Projekten am nachdrüklichsten entgegen waren, die Partie der Arminianer gegen die unruhige Gomaristen vertheidigten, so trat er auf die Seite der leztern, und unter dem Schuze der Geistlichen, die für ihn predigten, konnte er es wagen, einige der grösten dieser Männer gefangen nehmen zu lassen. Die Gomaristen opferten ihm das Leben des ehrwürdigen Oldenbarneveld, die Freyheit des Hugo Grotius und anderer grossen Männer auf, er versprach ihnen die Entscheidung der entstandenen Streitigkeit auf einer Nationalsynode.

§. 16.

Dordrechter Synode.

Wär' es nicht auf dieser Synode eben so zugegangen, wie es, so lang Menschen Menschen sind, auf allen solchen Versammlungen gehen muß, so hätte es vielleicht doch große Mühe gekostet, bis man die Arminianer verurtheilt hätte. In den fünf Sätzen, welche diese als Summe ihrer bestrittenen Lehre in ihrer Remonstration angaben, fand sich kein Schatten von Socinischen Meinungen, durch deren Beschuldigung ihnen doch Haß erregt wurde. Calvins Grundideen waren zwar von ihnen verworfen; sie dachten sich den Plan Gottes bey Bestimmung der ewigen Schiksale des Menschen nicht so willkührlich, sie hielten die Bestimmung der großen Wohlthaten durch Chri-

stum

stum für allgemein, und glaubten, daß man der bessernden Kraft der Gnade Gottes widerstehen könne; aber selbst eifrige Schüler Calvins hatten sich schon in der Entwiklung der Grundideen ihres Lehrers getrennt, und manche vermutheten, den unbarmherzigscheinenden Gebrauch der Majestätsrechte Gottes mit seiner Güte besser vereinigen zu können, wenn sie den Allgütigen, erst nach dem Falle Adams, seinen ganz willkührlichen Plan entwerfen liessen.

Mit wie vieler Kunst man doch eine auffallendunrichtige Idee zu runden sucht! Gewiß würden die Arminianer von dieser Zwistigkeit Nutzen gezogen haben, wenn nicht ihr Verderben noch vor Eröffnung der Synode zu Dordrecht 1618 schon unwiderruflich beschlossen gewesen wäre. Simon Episcopius, seit Arminius Tode nun das theologische Haupt dieser Partie, führte mit einem so bezauberndbescheidenen Selbstgefühl von Unschuld vor der versammelten Synode das Wort, daß nur ein Mensch, wie Bogermann, den Eindrücken desselben widerstehen konnte. Die Arminianische Lehrsätze wurden verdammt, Professoren und Prediger dieser Partie exilirt, der Calvinismus siegte vollkommen, aber die Theologen aus andern Ländern erzählten, wie sie nach Haus kamen, manches Geschichtchen von dem Verfahren dieser feinen protestantischen Synode, in vielen reformirten Ländern wurde sie deswegen nicht angenommen.

Unterdeß verlöscht gewöhnlich allmälig das Angedenken an solche Begebenheiten, das dogma-

tische Resultat bleibt, die Arminianer wichen immer mehr nicht nur von Calvinischen sondern auch andern allgemein anerkannten Begriffen ab, es wurde zulezt herkommliche Orthodoxie bey den meisten Reformirten, die Schlüsse der Dordrechter Synode anzunehmen.

§. 17.

Glüklicheres Wiederaufleben der Remonstranten.

Doch milderte sich auch gleich einige Jahre nachher das Schiksal der Arminianer, selbst am Orte ihrer ersten Verfolgung. Wenn schon der entwischte Grotius in die Dienste seines Vaterlands nicht mehr zurüktreten durfte, so gestattete man doch der ganzen Partie gleich nach Morizens Tode eine sehr wenig eingeschränkte Duldung. Ihr Gymnasium zu Amsterdam hatte ein ganzes Jahrhundert hindurch die größte Theologen, und die Geschichte dieser Partie bewies in ihrer ganzen Entwiklung, welche Vortheile und welche Nachtheile mit einer durch Symbole gar nicht eingeschränkten Kirchenfreyheit verbunden sind.

Wer sollte wohl auch im Munde eines Lutheraners das Geständniß tadelhaft finden, daß wir den größten Theil unserer berichtigtern theologischen Kenntnisse den Arminianern zu danken haben? Wie lange Zeit hat es gebraucht, bis wir den Exegeten Grotius auch nur benuzen lernten? Wie weit sind die Dogmatiker Episkopius und Limborch vor ihren Zeitgenossen unserm Gerhard und Calov voraus? und Klericus hatte in Rüksicht auf ganzen Umfang freymüthiger

Gelehrsamkeit unter allen damaligen Reformirten und Lutherischen Theologen keinen seines gleichen. Wetstein muß gewiß auch uns höchst schätzbar seyn, wenn schon unser Bengel sein Vorgänger, noch grössern Ruhm verdient. Eine Religionspartie, die so viele in einer Reihe fortgehende aufgeklärtgroße Männer hatte, zog fast unvermeidlich auch den übrigen Theil der theologischen Welt in ihre Grundsätze hinein, und die allmählig herrschendgewordene Abneigung gegen alles positive in der Religion, wenn schon mehrere Ursachen zusammentrafen, dieselbe hervorzubringen, ist durch die Schriften der Arminianer auch unter uns ausgebreitet worden.

§. 18.

Bemerkungen über das Ganze der Gesch. der Ref. Kirche.

Die Reformirte Kirche macht, wie aus der bisherigen Erzählung erhellt, viel weniger ein Ganzes aus, als die Lutherische. Unsere Augsburgische Confeßion ist ein fast ganz allgemein geltendes Symbol, bey ihnen hat fast jede Kirche ihr eigenes und den übrigen oft ziemlich unähnliches. Zwingels Ideen in Ansehung des Kirchenrechts liessen sich noch viel schwerer als seine theologische Lehrsätze von Calvinischen Ideen verdrängen; wo sie herrschend geblieben sind, da konnten zwar wohl einzelne dogmatische Meinungen der Genfer gangbar werden, aber dem Geist dieser Partie blieben alle Zugänge versperrt.

Offenbar hat sich die Reformirte Kirche noch weiter von den Meinungen und Gebräuchen der

Römischen Kirche entfernt als die unsrige, und doch hat sich bey ihr viel früher wieder etwas Pabstthumartiges entwickelt als bey uns. Alle Aufklärung der Lutherischen Kirche hieng einzig von Deutschland ab, die Aufklärung der Reformirten Kirche wurde durch die abwechslende und vereinigte Bemühungen der Deutschen, Niederländer, Franzosen und Engländer befördert: ist es ein Wunder, daß sie die Würkungen der Dordrechter Synode nicht so lang empfanden, als wir die Entstehung unserer Concordienformel?

Möchte die alte Kirche, von welcher sich diese zwey große Partien trennten, nur diejenige elende Ueberreste von theologischer Freyheit behalten haben, welche sie noch zu Luthers Zeiten besaß: aber wie läßt sich dieses in einer Monarchie denken, wo sich der Regent gegen die Gefahr der Thronerschütterung gewöhnlich durch eifersüchtigern Despotismus schüzt.

Geschichte der alten (Katholischen) Kirche bis zu Vollendung der Trienter Syn.

§. 19.

Wirkung der Reformirten auf die Katholische Kirche. Leben der Päbste.

Die alte Kirche hätte von Luthers und Zwingels Reformation auch bey ihren getreuen Söhnen die wohlthätigste Wirkungen erfahren sollen, wenn sie nicht ihrem alten unglüklichen Grundsaz gefolgt wäre, jede bisher gleichgültige Meinung,

welche

welche der Kezer nach ihrer gangbaren Form nicht billigte; in einen unverlezlichen Glaubensartikel zu verwandlen. Manche wohlthätige Wirkung konnte wohl nicht gleich anfangs dadurch unterdrükt werden, die alte Kirche mußte sie vielmehr begierigst um ihrer Selbstvertheidigung willen benüzen. Das Studium der Bibelsprachen kam mehr in Gang, man bekam auch Katholische Bibelübersezungen in die Muttersprachen, Katechismuße, neue theologische Compendien; einzelne Bischöfe und Lehrer suchten ohne Abfall von der Römischen Kirche viele bisher sehr geheiligte Misbräuche ausser Gang zu bringen, auch fehlte es nicht an Versuchen, die blos herrschende Dogmatik von der wahren Katholischen Orthodoxie zu unterscheiden. Aber das alles waren mehr Privatbemühungen als Veranstaltungen der Kirche selbst, Rom suchte sich mit Finsterniß nicht mit Licht zu schüzen, mit Waffen und List, nicht mit Aufklärung.

Ist es nicht traurig, daß in der ganzen Reformationsperiode kein einziger Mann auf Peters Stuhl saß, der als Theolog auch nur mittelmäßige Achtung verdiente. Leo X. ist schon selbst aus Luthers Geschichte gekannt genug. Sein Nachfolger Adrian VI. war zwar ein redlicher Mann, aber er erfuhr durch ein mühseliges Leben und durch einen frühen Tod, daß ein redlicher Mann nirgends unbequemer sizt als im Vatican. Den Bastard Clemens VII. hat selbst Kaiser Carl für seine Italiänische Tücke gezüchtigt, und die unglükliche Kanzleystreiche in dem Ehscheidungsproceß König Henrichs VIII. von England sollen doch

nicht als Beweise der päbstlichen Untrüglichkeit gelten? Für seine unehliche Kinder hat Paul III trefflich gesorgt, aber die Geschichte des Trientschen Conciliums, das er eröffnete, ist gar zu dauerndes Denkmal seiner Arglist und untheologischer Herrschsucht. Julius III. würde als gemeiner Landprediger wegen seiner allgemein bekannten schändlichen Lebensart abgesezt worden seyn; zu Rom war er heiliger Vater. Und wenn auch der kaiserliche Kanzler Seld unrichtig vermuthet hat, daß Paul IV. nicht mehr bey Vernunft und Sinnen sey, so hat er doch das beste Mittel erwählt, seine Handlungen zu erklären. Pius IV. hat die Trienter Synode nicht Christlicher geschlossen als Paul III. sie anfieng, und sein Nachfolger Pius V. war Conrad von Marburg auf dem Römischen Stuhl.

Der Geschichtschreiber soll stets kaltblütig bleiben, aber wer vermag es? Die Italiäner haben uns solche Menschen als Statthalter Gottes auf Erden hingeboten, und gerad zu der Zeit, da wir schon feierlich unsere Zweifel erklärt hatten, daß uns diese Statthalterschaft verdächtig scheine, leicht begreiflich, daß ein solches Regiment nicht anders als mit Feuer und Schwerdt, mit Arglist und Trug behauptet werden konnte; die bedrängte Katholische Kirche, wenn sie doch nur vorerst nicht Römischpäbstliche Kirche wäre!

§. 20.

§. 20.

Mittel wodurch sich die Katholische Kirche gegen ihren Untergang zu schützen suchte. Büchercensur. Inquisition. Neue Mönchsorden.

Bey der allgemeinen Ideencirculation, welche durch die Buchdruckerey so gefährlich veranlaßt wurde, war es für päbstliches Interesse durchaus nothwendig, nur so viel Wahrheit und Geschichte bekannt werden zu lassen, als sich zu den Meinungen des Römischen Hofes passen mochte. Schon Alexander VI. hat deswegen Büchercensoren aufgestellt, aber ganze Verzeichnisse von Büchern, die man entweder gar nicht oder nur unter der warnenden Vormundschaft der Kirche lesen solle, gab zuerst Paul IV. ans Licht, und Sixt V. hat dieses Geschäft einer eigenen Congregation von Cardinälen übertragen. Die ganze Geschichte dieser Verzeichnisse beweist, daß man nicht einmal gelehrte, verständige Männer zu solchen Ideenvisitatoren aufstellte; oft zweifelt man, ob Bosheit oder Dummheit bey Verfertigung dieser Kathalogen mehr geherrscht habe, ob mehr ungelehrte Grausamkeit bey ihrer Verfertigung oder mehr Unmenschlichkeit bey ihrer Vollziehung gebraucht worden sey.

Wo auch nicht Spanische Inquisition eingeführt war, da verfuhren oft Bischöfe und Obrigkeiten als ob sie beweisen wollten, wie überflüßig in ihren Gegenden eine Spanische Inquisition sey. In keinem Lande hat sich Katholische Kirche als herrschend behauptet, wo es nicht unglaubliche Grausamkeiten und Ströme von Menschenblut gekostet hätte. Da retteten kein Alter, keine Ge-

lehr-

lehrsamkeit, keine vorhergehende Verdienste um Staat und Kirche, und die niederträchtigste Grausamkeit, womit man den Ketzer oft fangen mußte, hielt man durch ihre Absicht geheiligt. Nie vergißt wohl der unparteyische Geschichtschreiber zu unterscheiden, was überhaupt Schwäche eines gewissen Zeitalters oder besondere Gesinnung einer einzelnen Partie sey: aber nun schon dritthalb Jahrhunderte lang ruft immer neuvergossenes Märtyrerblut gegen Himmel, und selbst die deutlichste Beweise vom politischen Nutzen einer Christlichen Toleranz haben den Geist der Römischen Kirche noch nicht gebessert.

Fast eben so mit den Mönchsorden. Schon seit dem zehenten Jahrhundert drehte man sich im ewigen Zirkel, den Fehler alter reichgewordenen Orden durch Stiftung neuer Institute zu helfen und diese den Bedürfnissen der großen Hierarchie immer mehr anzupassen. Die Menschheit behauptete immer, noch vor Absterben der ersten Generation, auch troz der neuen Ordensregeln ihr Recht, und der Römische Hof erfuhr, was jeder Despot erfährt, daß seine Garden, die einzige Stützen seiner Macht, auch die furchtbarste Gegner seiner Macht sind. Doch haben sich immer die Klassen und Varietäten dieser Menschen vermehrt, die Päbste sind ihren eigenen Gesetzen nicht treu geblieben, und die beissendste Satyre der witzigsten Köpfe des Zeitalters hat den immer neuausschlagenden Keim des alten Mönchswahns nicht tödten können.

§. 21.

§. 21.

Capuciner. Theatiner. Jesuiten.

Ein Italiänischer Franciscaner, Matthäus von Baßi, machte die große Entdeckung, daß der h. Franz von Aßisi kein Scapulier sondern eine spitze Capuze getragen habe, auch sein Bart anders zugeschnitten gewesen sey, als damalige Franciscanermode erfoderte. Es kam über dem Wiederaufleben der alten Capuzen und Bartform zu einem großen innerlichen Krieg des Franciscanerordens, der mit der heftigsten Bitterkeit und nicht ohne Blutvergießen geführt wurde. Der Pabst ließ der neuen Capuze zu Ehren einen neuen Orden entstehen, der schon durch seinen Namen die ehrwürdige Veranlassung seines Ursprungs zeigt. Fast jede oft noch so nothwendige Reformation eines Ordens war wie die Zerschneidung eines Polyps, man bekam nur mehrere Ganze, deren jedes einzeln durch alle Vergrösserungskunstgriffe einer solchen Gesellschaft sich groß zu nähren suchte. Die heil. Therese in Spanien mag es mit der Kirche und mit den Karmelitern gut gemeint haben, aber sie hat leider den Ursprung zweyer Gattungen derselben veranlaßt.

1528

Kein Pabst hat je einen Orden gestiftet; seltsam daß ihm immer andere in Verrichtung dieser guten That zuvorgekommen sind, denn auch den Bettelorden der Theatiner hat Paul IV. noch als Joh. Peter Caraffa als Bischof zu Theate gestiftet. Der kleinen Congregationen, welche in der Reformationsperiode in Italien,

1524

lehrsamkeit, keine vorhergehende Verdienste um Staat und Kirche, und die niederträchtigste Grausamkeit, womit man den Ketzer oft fangen mußte, hielt man durch ihre Absicht geheiligt. Nie vergißt wohl der unparteyische Geschichtschreiber zu unterscheiden, was überhaupt Schwäche eines gewissen Zeitalters oder besondere Gesinnung einer einzelnen Partie sey: aber nun schon dritthalb Jahrhunderte lang ruft immer neuvergossenes Märtyrerblut gegen Himmel, und selbst die deutlichste Beweise vom politischen Nutzen einer Christlichen Toleranz haben den Geist der Römischen Kirche noch nicht gebessert.

Fast eben so mit den Mönchsorden. Schon seit dem zehenten Jahrhundert drehte man sich im ewigen Zirkel, den Fehler alter reichgewordenen Orden durch Stiftung neuer Institute zu helfen und diese den Bedürfnissen der großen Hierarchie immer mehr anzupassen. Die Menschheit behauptete immer, noch vor Absterben der ersten Generation, auch troz der neuen Ordensregeln ihr Recht, und der Römische Hof erfuhr, was jeder Despot erfährt, daß seine Garden, die einzige Stützen seiner Macht, auch die furchtbarste Gegner seiner Macht sind. Doch haben sich immer die Klassen und Varietäten dieser Menschen vermehrt, die Päbste sind ihren eigenen Gesetzen nicht treu geblieben, und die beissendste Satyre der witzigsten Köpfe des Zeitalters hat den immer neuausschlagenden Keim des alten Mönchswahns nicht tödten können.

§. 21.

zu Rom, einen neuen Orden zu stiften, vom Pabst werde gebilligt werden. Dort fiel er aber in die Gesellschaft solcher politischen Theologen, welche sahen, was für nüzliche Wendungen diesem blinden Eifer gegeben werden könnten. Man schuf ein Amphibion von Weltgeistlichen und Ordensleuten, vom Bettelorden und andern Mönchsorden, es sollte nach verfallenden Umständen bald das eine bald das andere seyn, Gesellschaft Jesu sollte sein Name heissen, denn dem Ritter träumte immer von Regimentern, und Compagnien, der Name Orden klang ihm nicht recht militarisch.

Was es doch für Mühe und Ränke kostete, bis diese Gesellschaft in alle Fugen der Staats- und Kirchenverfassung so eingreifen gelernt hatte, daß zwey volle Jahrhunderte hindurch in beiden Systemen fast alle wichtigere Angelegenheiten nach ihren Absichten vollführt, durch ihre Hülfe oder ihren Widerstand gelenkt wurden. Der Gesellschafter Jesu war besonders in Portugall gleich anfangs ein sehr willkommner Mann, der Eifer des neuen Ordens konnte vortrefflich zu Mißionen gebraucht werden, für welche die andere längst gesicherte Orden meist zu bequem oder nicht thätig genug waren. Die uneigennützigscheinenden Bemühungen der Jesuiten für den Kinderunterricht empfahlen sie aber auch da, wo man keine Mißionairs nöthig hatte, und ihre feinere Lebensart, besonders im Kontrast mit dem stinkenden Bettelmönch; öffnete ihnen den Weg an die Höfe der Könige, wenn nicht vielleicht auch ihre gar zu

mensch-

menschliche Moral noch mehr dazu beytrug, sie zu angenehmen Beichtvätern der Großen zu machen.

Diese Kompagnie Jesu waren die Janitscharen des heil. Stuhls, Schuz und Schrecken des Despoten, dessen imaginarische Macht durch die Reformation so sehr erschüttert worden war. Sie wußten jene künstliche Mischung von Licht und Finsterniß hervorzubringen und zu erhalten, durch welche sich das Pabstthum seit Luthers und Calvins Zeiten allein noch retten konnte, sie verbanden, besonders zum Schaden mancher deutschen Provinz, den politischen Vortheil der Fürsten so genau mit der Katholischen Religion, daß sich nicht leicht ein vornehmer Proselyt finden lassen wird, welchem nicht dieses von einem Jesuiten begreiflich gemacht würde. Die Fundamentaleintheilung des Ordens in Professen und Rectoren der Kollegien enthält größtentheils die Erklärung der Möglichkeit eines solchen Phänomens, als die Geschichte dieses Ordens ist. Die despotischsouveraine Gewalt des Ordensgenerals, der sich beständig zu Rom aufhalten mußte, und die schlaue Auswahl ihrer Mitglieder würden nicht hinreichend gewesen seyn, die Jesuiten vor dem allgemeinen Schiksal aller solcher Gesellschaften so lange zu schützen.

Eine der ersten Scenen, wo die Jesuiten als Hauptakteurs auftraten, war die Synode zu Trient.

§. 23.

Geschichte und Wirkungen der Trienter Synode.

Die Reformatoren, ehe sie ganz Tag sahen, hatten sich nach damaligem Herkommen von einer allge-

allgemeinen Synode viel versprochen, und auch die meiste der Patrioten der Katholischen Kirche, welchen der Mönch zu Wittenberg gar zu brausend geschienen hatte, hielten dieses Mittel noch für das einzige, wie einer gänzlichen Trennung geholfen werden könnte. Die Könige waren nicht dagegen, sie konnten bey einer solchen Versammlung eine geschikte Gelegenheit erwarten, den Italiänischen Oberpriester zu demüthigen, und am bequemsten fand es der deutsche Kaiser, der immer vom gelingenden oder mißlingenden Erfolg der Synode den gegenwärtigsten Nutzen ziehen konnte. Der Pabst, welcher Costnitz und Basel noch nicht vergessen hatte, wand sich wie eine Schlange, und entschlüpfte immer, wenn er sich auch selbst ausgeliefert zu haben schien. Er rechtete über den Ort und über die Art der Zusammenkunft, und negocirte gewöhnlich nie eifriger, als wenn es ihm am wenigsten Ernst war, Wort zu halten.

Dritthalb Monate vor Luthers Tode 1545 wurde endlich zu **Trient** auf der Gränze von Deutschland und Italien eine **Versammlung** eröffnet, über welche Freunde und Feinde spöttische Anmerkungen machten, so gar war sie auch nicht einmal ein Schatten von demjenigen, was man nach damaligen Bedürfnissen erwarten konnte. Noch eh es zur achten Seßion kam, so fand schon der Pabst, daß die Verschickung seines heil. Geistes in eine so entfernte Stadt für das Römische Interesse gar zu gefährlich sey, er ließ deswegen die Väter nach Bononien kommen, und hier bekamen sie sehr früh Ferien, welche wohl nicht nur zwey Jahre gedauert

ert haben würden, wenn Paul III. am Leben geblieben wäre. Sein Nachfolger Julius III. that gerad wieder so viel für Fortsetzung der Komödie, als er wegen des dringenden Foderns Kaiser Carl V. thun mußte; bald waren wieder zweyjährige Ferien. So dauerte das ganze Spiel achtzehn Jahre lang, und wie der Pabst endlich glaubte, daß lang genug gespielt worden sey, so schikte er seine Söldner nach Hause, und stellte sich nun recht feierlich, als ob geschehen wäre, was man längst verlangt habe.

1563

Der Schade ist nicht genug zu beklagen, welchen dieses sogenannte ökumenische Concilium anrichtete. Sorglos haben vorher die Gelehrte unter den Katholicken über manche Glaubenspunkte disputirt, und ohne deutliche Gefahr von Heterodoxie konnte sich eine der dissentirenden Partien zur Meinung der Reformatoren halten: izt wurden nach dem Gutachten der Ordenstheologen, welche eigentlich die gelehrte Seele des Conciliums waren, scharfe Gränzlinien gezogen, bey welchen man oft nicht weiß, ob die Kühnheit des ersten Rathgebers oder der beystimmenden Bischöfe mehr zu beklagen ist. Dabey verstunden sich aber diese Orthodoxierichter doch auch trefflich auf Erfindung zweydeutiger Redarten, wenn es zwistige Punkte ihrer Ordenstheologie betraf, und die Hauptmaterien der Reformation, welche neben Festsetzung der Orthodoxie das zweyte große Geschäft der Synode war, wurden entweder so unberührt abgehandelt oder so künstlich nach Rom geschoben, daß ein großer Theil selbst von Katholiken, welcher

die dogmatische Entscheidungen des Conciliums dem heil. Geist nicht absprechen wollte, in Disciplinarartikeln den Römischen Geist so deutlich fand, daß sie allen Gehorsam durchaus verweigerten.

§. 24.

Zustand der Kathol. Kirche im Ganzen, nach der Trientschen Synode.

So wahr ist es also, daß die altkatholische Partie durch die geschehene große Trennungen nicht nur an Ausdehnung sondern auch an innerer Güte verlor. Wohl sind in derselben in allen Fächern große Gelehrte aufgestanden, die alte Nacht der Unwissenheit floh, und wenigstens in Italien und Frankreich fand sich mancher Kenner der klaßischen Litteratur, welcher in der Vergleichung mit unsern großen deutschen Protestanten gar nicht verlor. Aber die Dogmatik war durch alle nur mögliche hierarchische Künste so verwahrt, daß kaum der schwächste Strahl dieses Lichts dieselbe ein wenig erhellen konnte. Der Pabst war am Ende der Trientschen Synode noch eben der Pabst, der er zu Luthers Zeiten war: die Habsucht der Könige hatte er hie und da durch Concordate gestillt, und die Könige brauchten ihn als eine nüzliche Spielwaffe, um manchmal ihrem Gegner wehe zu thun; manchmal die Kirche ihres Landes desto gesezmäßiger in Contribution zu sezen. Selbst der schändliche Indulgenzenmißbrauch, welcher die Reformation veranlaßt hatte, war nicht abgeschafft worden, und was hie und da in den Schlüssen der Trienter Synode gegen

andere einzelne Mißbräuche erinnert wurde, wa elendes Palliativ für einen unheilbaren Krebs-schaden.

Am traurigsten stund es unstreitig immer in der deutschkatholischen Kirche. Ach wie selten die Cassander waren; und wie hohen Werth der Pabst darauf sezte, wenn er etwa auf einige Zeit den Laien den Abendmahlkelch wieder vergönnte! Keine einzige deutsche Katholische Universität hob sich in diesem Zeitalter so glüklich, daß sie mit Wittenberg oder mit Genf einigermaßen vergli-chen werden könnte, kein einziger epochemachender Gelehrter bildete sich auf einer derselben, die alte längst vor der Reformation gestiftete Universitäten waren meist ein Eigenthum der Bettelmönche, die neugestiftete der Jesuiten.

Geschichte der Lutherischen Kirche von den Zeiten der Concordienformel bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts oder bis zu der Pietistenepoche.

§. 25.

Streitigkeiten nach der Concordienformel. Johann Arnd.

Es war, wie die Geschichte gleich nach Be-kanntwerdung der Concordienformel bewies, noch gar nicht als entschieden anzusehen, daß jeder ächt-orthodoxe Lutheraner gerad diese Entwiklungen und Bestimmungen der Lehre von Vereinigung der zwey Naturen in Christo nothwendig annehmen

müsse.

müsse. Die Helmstädter Theologen, vielleicht geleitet durch den Einfluß ihres Hofs, widersezten sich am ernstlichsten, aber es möchte schwer zu entscheiden seyn, auf welcher Partie das rabulistische Streiten am weitesten getrieben; die schriftstellerische Sitten durch das Streiten am meisten verderbt worden seyn mögen. Mit diesem Orthodoxiestreit vereinigte sich auf manchen Universitäten auch die Uneinigkeit über **Ramistischer** und **Aristotelischer** Philosophie, oder kamen wie in Chursachsen geschah ganz individuelle einheimische Händel hinzu, daß oft die Politik des Hofes ohne daß es gelang einen Einfluß auf die Gesinnungen der Theologen zu gewinnen suchte. Der Chursächsische Canzler, **Nik. Crell** war in Versuchen dieser Art am unglüklichsten, und sein Beyspiel zeigte selbst noch im Tode, wie genau der kaiserl. Hof durch Politik mit den strengern Lutheranern verbunden sey, und wie jede Annäherung an Calvinische Meinungen oder Gebräuche zugleich auch als gefährliche Französische Allianz angesehen werde.

Noch eh auch durch Entstehung des Marburgischen Erbschaftstreits und der noch wichtigeren Jülichischen Succeßionssache die deutschprotestantischen Höfe mit allem Partiehaß von einander sich trennten, so waren doch der Churpfälzische und Chursächsische Hof zwey verschiedene Anziehungspunkte im deutschen Staatensystem, und die Geschichte dieser beiden Höfe hatte auf den Zustand der theologischen Litteratur einen fast noch bildenderen Einfluß als die zwey Hauptstreitigkeiten,

 welche

welche im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts in der lutherischen Kirche entstunden,
1598 die Controvers des Helmstädtischen Theologen Dan. Hoffmann und der Streit zwischen den Tübingenschen und Giessenschen Theologen.

Dan. Hoffmann hatte auf der Universität Helmstädt und am Braunschweigischen Hofe eine mächtige Partie gegen sich, welche in Beziehung auf Studirmethode, Familieninteresse, philosophischtheologische Grundsätze so völlig von ihm verschieden war, daß die Verschiedenheit auch bey einem vorsichtigern Manne sehr leicht in Ketzerey oder Ketzermacherey hätte ausarten können. Seinen zwey Gegnern wehe zu thun oder vielleicht weil er das Fach seiner Gegner als gegnerisches Fach ansah, ergoß sich der unvorsichtige Streiter in die heftigste Invectiven gegen alle Philosophie, und bestritt mit einer fast unglaublichen Verblendung allen Gebrauch auch der gesunden Vernunft, bis ihm sein Hof zur Erhaltung der dortigen Universität ein Stillschweigen auflegte.

Die Streitigkeiten zwischen den Tübingischen und Giessenschen Theologen waren eben so wenig aufklärend und wurden noch mehr mit partiemachendem Eifer geführt, als jene Hoffmannische Controvers.
1607 Balth. Menzer, einer der angesehensten Theologen der neuen Universität Giessen, erklärte die Allgegenwart der menschlichen Natur Christi auf eine Art, mit welcher seine Kollegen höchst unzufrieden waren, welcher

er

er also durch Correspondenz mit andern Universitäts-Theologen besonders mit denen zu Tübingen Beyfall zu verschaffen suchte. Luk. Osiander aber und Theod. Thummius, zwey junge rüstige Männer, auf welchen damals das Ansehen der leztern theologischen Fakultät beruhte, erklärten sich gegen seine Meinung, und Menzer, der bald darauf an seinem Tochtermann Feuerborn in Giessen eine Stütze bekam, gab dieser Nichtübereinstimmung durch geschärfteren Widerspruch eine Ruchbarkeit, welcher auch jene zwey Tübingischen Theologen gar nicht auswichen. Menzer hielt es für biblischrichtig zu behaupten, daß Christus während dem Stande seiner Erniedrigung auf den Besiz aller göttlichen Eigenschaften, Allwissenheit, Allmacht und Weltregierung freywillig Verzicht gethan habe; zu Tübingen hielt man diese Meinung der Concordienlehre von wechselsweiser Mittheilung der Eigenschaften beider Naturen in Christus, höchst nachtheilig, und der Concordienformel zu lieb wurde behauptet, Christus habe jene Eigenschaften nicht nur besessen, sondern auch ausgeübt, nur unsern menschlichen Augen unsichtbar. Wer sollte glauben können, daß ein Streit über diese Frage, zu deren Beantwortung die Bibel selbst so wenig Stoff gibt, Jahrzehende lang dauren konnte, große polemische Werke veranlassen konnte?

Durch alles Hohngelächter der Dillinger Jesuiten und durch alle Vermittlungen der Chursächsischen Theologen liessen sich die Partien nicht aus einander bringen, der Religionseifer der Papisten war schon seit der Calenderhi- 1582

storie so gereizt und so rege, die einheimischen Verhältnisse des kaiserl. Hauses für den Ausbruch eines Religionskriegs mit jedem Jahr so viel geschikter, die Partien der Union und Ligue bey jeder neuen Gelegenheit von Entzweyung so viel kühner, daß jedes Jahr des noch verschobenen Ausbruchs unerwarteter Gewinn scheinen muste, doch vereinigte man sich nicht gegen diesen gemeinschaftlich gefährlichen Feind.

Sie würden sich vielleicht schneller zur gemeinschaftlichen Vertheidigung auf eine kurze Zeit mit einander ausgesöhnt haben, wenn es gegen die Reformirte gegolten hätte, denn da die Böhmische Königssache des unglüklichen Churfürsten von der Pfalz das Signal zum Ausbruch des längst drohenden Kriegs gab, so zeigten die Tübingischen Theologen ihrem Herzog Jo. Friedrich, daß er sich vom Calvinischem Sauerteig rein erhalten solle, und der Oberhofprediger in Dresden, Matthias Hoe von Hoenegg, mag vielleicht noch eine Ursache mehr als die Tübinger gehabt haben, um seinen Herrn, bey welchem er alles galt, mit der Oesterreichischen Partie zu verbinden.

1619

Man kann über solche Theologen nicht zürnen, daß ihnen der fromme Arnd ein Gräuel war. Wie die Mystik in den finstern scholastischen Perioden des mittlern Zeitalters zulezt noch einziges Labsal einer nach Religion dürstenden Seele wurde, so war nun der ähnliche Fall bey ähnlichen Zeiten. Orthodoxie war wohl nicht in Val. Weigels Schriften zu lernen; das wußte der gelehrte

Arnd

er also durch Correspondenz mit andern Universitäts-theologen besonders mit denen zu Tübingen Beyfall zu verschaffen suchte. Luk. Osiander aber und Theod. Thummius, zwey junge rüstige Männer, auf welchen damals das Ansehen der lezteren theologischen Fakultät beruhte, erklärten sich gegen seine Meinung, und Menzer, der bald darauf an seinem Tochtermann Feuerborn in Giessen eine Stütze bekam, gab dieser Nichtübereinstimmung durch geschärfteren Widerspruch eine Ruchbarkeit, welcher auch jene zwey Tübingischen Theologen gar nicht auswichen. Menzer hielt es für biblischrichtig zu behaupten, daß Christus während dem Stande seiner Erniedrigung auf den Besiz aller göttlichen Eigenschaften, Allwissenheit, Allmacht und Weltregierung freywillig Verzicht gethan habe; zu Tübingen hielt man diese Meinung der Concordienlehre von wechselsweiser Mittheilung der Eigenschaften beider Naturen in Christus, höchst nachtheilig, und der Concordienformel zu lieb wurde behauptet, Christus habe jene Eigenschaften nicht nur besessen, sondern auch ausgeübt, nur unsern menschlichen Augen unsichtbar. Wer sollte glauben können, daß ein Streit über diese Frage, zu deren Beantwortung die Bibel selbst so wenig Stoff gibt, Jahrzehende lang dauren konnte, grosse polemische Werke veranlassen konnte?

Durch alles Hohngelächter der Dillinger Jesuiten und durch alle Vermittlungen der Chursächsischen Theologen liessen sich die Partien nicht aus einander bringen, der Religionseifer der Papisten war schon seit der Calenderhi- 1582

andern Zeitalter weniger Glük gemacht haben, und der Ruf von Rosenkreuzern würde weder so zweifelhaft noch so langdaurend gewesen seyn. Selbst manche der gelehrteren Theologen wandten sich in der Stille zu dieser sinnlicherquickenderen Partie, und Johann Gerhard zu Jena sah gewiß mit nicht geringer Bekümmerniß, wie rüstig seine Kollegen den frommen Freund Arnds, den rechtschaffenen Rathmann mishandelten, welchen allein die Vorsehung von seinem unerbittlichheftigen Kollegen Corvinus befreyte.

1629 Schon lag zu Wien das Restitutionsedikt fertig, das der Protestant. Partie in Deutschland den Untergang drohte, als man zu Leipzig einen Aufsaz dieser Art gegen den unschuldigen Rathmann drukte.

Wie ein Geschenk des Himmels erschien mitten unter diesem ausgearteten Geschlechte Ge. Calixtus, ein Theolog zu Helmstädt, in welchem sich ausgebreitete Gelehrsamkeit, trefflicher Scharfsinn und freymüthige Wahrheitsliebe mit vortheilhaften äussern Umständen vereinigten. Eine nicht blos polemische Vertrautheit mit den Schriften der Katholiken ließ den großen Mann gewisse gemeinschaftliche Punkte entdecken, in welchen vielleicht die getrennten Parteyen einander näher treten könnten, und auch manches, was bisher unter den Lutheranern durch eine gewisse Lehrerstradition gleichsam kanonisirt worden war, hielt die Probe seines Scharfsinns nicht aus. Er, seit Chemnizen der gelehrteste und gründlichste Gegner

der

der Römischen Kirche, bekam von der orthodoxen Sekte seines Zeitalters den Namen eines Synkretisten, und die Wittenbergische Partie, deren Haupt Abr. Calov war, brauchte 1656 auch noch nach seinem Tode alle Verketzerungskünste, deren höchster Triumph aufs neue eine versuchte symbolische Schrift seyn sollte. Die Standhaftigkeit der Jenaischen Theologen, unter welchen sich Musäus vorzüglich auszeichnete, wandte mit großer Mühe das drohende Unglük ab.

§. 27.

Westphälischer Friede.

Bey solchen Gesinnungen der Chursächsischen Theologen kann es nicht sehr befremden, wenn sich ihr Churfürst, zum Theil vielleicht auch aus Eifersucht über Brandenburg und Pfalz, bey den Osnabrückischen Friedensnegociationen der völligen Gleichstellung der Reformirten mit den Lutheranern widersezte. Zwar selbst auch die eifriglutherische Partie fand in ihm einen nur zweydeutigen Beschüzer. Hätte nicht Schwedische Tapferkeit ausgedauert, und hätten nicht nach dem Französischen Plane die Freyheiten der Protestanten zur Schuzwehr gegen die Oesterreichische Macht dienen sollen, wie froh würde der Churfürst von Sachsen einen Prager Frieden erneuert haben. Wir wollen vergessen, daß Dänen und Schweden so fast gar nie etwas zur Erweiterung und Vervollkommnung der protestantischen theologischen Litteratur beygetragen haben, um nicht undankbar gegen die Helden des leztern Volks zu

scheinen,

scheinen, durch deren Muth den Lutheranern die Vollendung ihrer versicherten politischen Existenz erfochten wurde.

1648 Der Osnabrückische Friede gab uns deutschen Protestanten vollkommen gleiche Rechte mit der alten Kirche, und deswegen wurde auch der geistliche Vorbehalt, da er doch einmal beybehalten werden sollte, wechselsweis festgesezt. Nie würde das Chaos von Processen haben aufgeklärt werden können, welche aus dem Besiz gewisser Kirchengüter und gewissen kirchlichen Rechte nach einer beynahe dreyßigjährigen Unordnung wechselsweise entstehen mußten, wenn nicht der Beweis, im Anfang des Jahrs 1624 Besizer eines gewissen Kirchenguts, Besizer eines gewissen kirchlichen Rechts gewesen zu seyn, als heilige Versicherung eines künftighin nicht mehr zu störenden Rechts aufgestellt worden wäre.

Welcher schriftliche Aufsaz kann aber so bestimmt abgefaßt werden, daß nicht ein durch Partiegeist geschärftes Auge eigennüzig Zweydeutigkeiten darinn finden könnte. Es soll ein unschädliches Simultaneum geben, aber wo fand es sich vor dem Zeitalter Friedrichs und Josephs? In der Geschichte der Churpfälzischen Kirche?

§. 28.

Verschiedene für eine bald zuverläßigere Aufklärung zusammentreffende Umstände.

So heftig erst noch nach dem Tode des ältern Calixtus die synkretistische Streitigkeiten ausbrachen,

chen, so war doch ein bald folgender glüklicherer Zustand der Freyheit schon in seiner halb entwickelten Vorbereitung vorhanden. Der große Churfürst Friedrich Wilhelm lehrte die Lutheraner seines Landes Toleranz, und noch unter seiner Regierung nahmen Reformirte und Lutheraner wahr, wie möglich es sey, manches an einander zu tragen. Herzog Ernst in Gotha würkte im kleinern eben so große Dinge als Friedrich Wilhelm, wenn schon hie und da noch in einigem Nebel gutgemeynter theologischer Vorurtheile; und der dritte große Zeitgenosse, Herzog August in Wolfenbüttel, war wohl nur zu schüchtern und zu sehr selbst Theolog, als daß er alles that, was er hätte thun können.

Doch leuchtete das Licht nicht wenig, das diese drey Fürsten aufstekten, indeß dasjenige Land, wo die Reformation aufgieng, ihrem vollendenden Fortgang immer mehr hinderlich würde, und in Wirtemberg die Zeit der Osiander noch gar nicht vorüber war; der Tübingische Canzler Johann Adam Osiander füllte den größten Theil der leztern Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wie ehmals Lukas Osiander, Arnds Gegner, die erstere Hälfte desselben. Sehr sichtbar aber zeigten sich doch auch hier die Würkungen der Aufklärung, welche die Emissairs Ludwigs XIV. und die allgemeine Bewunderung des siegreichen Königs nicht lange nach den Zeiten des Westphälischen Friedens an den Höfen unserer deutschen Fürsten und daher auch in der protestantischen Kirche veranlaßten. Die Theologen hörten auf, die entscheidenden Räthe der Fürsten, wie vorher, zu seyn. Sel-

ten wurden sie mehr in politischen Angelegenheiten zu Rath gezogen, ob sie schon bey entstehenden Religionsstreitigkeiten noch genug Kräfte des Staats in Bewegung zu setzen wußten. Man wird nach dem Westsphälischen Frieden selten mehr einen Fürsten finden, der von der Lutherischen zur Reformirten oder von der Reformirten zur Lutherischen Kirche übertrat; hingegen schwerlich auch irgend ein deutsches Fürstenhaus finden, in welchem nicht einer oder mehrere Prinzen zur Katholischen Kirche übergetreten. Ein deutlicher Beweis der allgemeingeänderten Gesinnungen, so sehr auch hie und da noch an einzelnen Höfen nach zufälligen Umständen das alte Ansehen des Beichtvaters blieb.

§. 29.

Speners sanfte Besserungsversuche. Erste Bewegungen der Pietistischen Streitigkeiten.

Schüchtern wie ein Mann, der kaum gehört zu werden hofft, trat endlich Spener unter die geräuschvolle Theologen seines Zeitalters hinein, und gab das für die Kirchengeschichte so höchst seltene Beyspiel, daß auch fast ängstlichvorsichtige Versuche eines eben so gelehrten als bescheidenen Mannes doch endlich Totalrevolution erregen können. Auch ohne Reformatorsabsichten mußte der eifrigfromme Mann bey seiner Predigerstelle in Frankfurt bemerken, wie höchst unbequem die damals und noch itzt meist gewöhnliche Art des allgemeinen Religionsunterrichts an das Volk sey. Ein Vortrag an einen so gemischten großen Haufen,

ren, als unsere Gemeinen sind, was kann er an-
ders seyn als Saame, ausgeworfen aufs unge-
wisse; und welche Wirkungen kann man sich als-
denn vollends versprechen, wenn der Vortrag so
buntgelehrt, so weitschweifig, so unbegreiflich von
unbegreiflichen Materien handelt als damals herr-
schender Ton in den Predigten war. Das Volk
sollte zur Ausübung der Tugend ermahnt werden,
und deswegen predigte man ihm nichts häufiger,
als daß Werke der Tugend zur Seligkeit in jenem
vollkommnern Leben gar nicht nothwendig seyen.

1670 Man sah gleich aus dem ersten vorsich-
tigen Anfang, wie Spener seine besondere
Erbauungsversammlungen (collegia pietatis) er-
öffnete, daß er die leicht gegebenen Veranlassungen
des Sektengeists kannte, weder die orthodoxe noch
die eigennützige Eifersucht seiner Kollegen erfahren
wollte. Es war daher auch unmöglich, daß gegen
ihn selbst der erste Ausbruch des heimlichen Unwil-
lens gehen konnte; seine Nachfolger gaben bald
scheinbare Ursache, welche man bey ihm nicht ohne
sichtbare Beschämung hätte suchen müssen.

1686 Im Todesjahr Calovs kam Spener als
Oberhofprediger nach Dresden, und die Ge-
genpartie konnte itzt wohl nicht gleichgültig bey der
ausgebreiteten Wirksamkeit seyn, welche ihm dieses
Amt gerad im Lande der strengsten Lutherischen Or-
thodoxie verschafte. Spener hatte in einer Vorrede
zu Arnds Postill (pia desideria) einige der wich-
tigsten Mängel unserer Kirche angezeigt, so be-
scheiden und so unparteyisch angezeigt, wie es im-

mer

mer der thun wird, dem es einzig um Gottes Sache, nicht um eigenen Ruhm zu thun ist, und in froher Rüksicht auf manche Stellen des N. T. auch glüklichere Zeiten noch gehoft, wo die Wahrheit allgemeiner, und auch die Kirche, welche bisher noch am meisten Wahrheit gehabt habe, unbeflekter und aufgeklärter seyn werde. In der Stille hatte man über den freymüthigen Mann gemurrt, aber kein Fecht und kein Jo. Fr. Meyer hatte sich noch unterstanden ihn öffentlich anzugreifen, bis ein elender unbedeutender Diakonus zu Nordhausen, Dilfeld, den Vorläufer dieser Helden machte, und den Streit wegen der theologischen Fähigkeit eines Unwiedergebornen anfieng. Noch schämte sich irgend einer der stillen Mißvergnügten hervorzutreten, ehe die Geschichte mit den Leipziger Magistern ausbrach: was sie aber alsdenn alles mit einem mal an dem Manne fanden, wie sie ihn zerplagten, wie viele Kezernamen er erhielt! Schon im Jahr 1708. machte D. Fecht in einer gedrukten Disputation zu Rostok die Sache sehr bedenklich, wenn man der sel. Spener sagen wolle, und Joh. Bened. Carpzov, welcher ihn vorher oft einen theuren Gottesmann genannt hatte, fand nun in ihm einen Spinozisten.

§. 30.

Solche Recidive des menschlichen Geistes, als wir in der bisher erzählten Geschichte der lutherischen Kirche wahrnehmen, können weder als allgemeine Beweise des menschlichen Verderbens noch als eigenthümliche Schwäche der Theologen betrachtet

trachtet werden, die Nothwendigkeit einer solchen Erscheinung lag schon in der Richtung, welche einmal die ganze Litteratur genommen hatte. Abgewandt von historischen und philologischen Untersuchungen, bey welchen der ewigforschende Geist des Menschen unerschöpflichen Vorrath findet; hatte man sich eine gewisse Gattung von Philosophie zum Hauptgeschäfte gemacht, deren Entwiklung nie unschädlich die ganze Thätigkeit und das ganze Leben eines Menschen vielweniger eines ganzen Zeitalters beschäftigen kann. Unser kaltblütigeres Zeitalter hat nun wohl aus dem Schaden vorhergehender Zeiten gelernt, daß man in dieser ontologisirenden Philosophie kaum einen Schritt thun kann, ohne schon an der Gränze zu seyn, über welche der menschliche Geist in derselben nie glüklich fortrücken wird: aber dieses Zeitalter müßte selbst nach der Periode der Scholastiker diese Erfahrungen für uns erst noch machen, und konnte sich so viel weniger aus seinem Wirbel herausfinden, da nichts zu einem festern Traum von Ueberzeugung führt als solche aus ganz allgemeinen Gründen hergeleitete Demonstrationen, und bey der Fortrückung in ein gewisses Alter die historische Gelehrsamkeit sich nicht mehr erwerben läßt, welche allmälig zu einem duldenden Skepticismus und zu richtiger Schätzung mannichfaltigerer Vorstellungsarten vorbereitet. Freylich läßt sich dabey nicht läugnen, daß immer menschliche Leidenschaften fast nirgends so sichtbar mitspielen, als in der Kirchengeschichte. Der Jüngling, welcher befördert werden will, ist nicht strenger Untersucher der Meinungen seines Oberkonsistorialraths oder sei-

nes Gönners; der alte Lehrer, seines Beyfalls längst versichert, kann die bessere Bahn nicht mehr betreten, welche der kraftvollere junge Mann brach; ein gewisser Ton, einmal der herrschende auf einer gewissen Universität, wie schwer wird er umgestimmt, gibt es bey Veränderung desselben Kollisionen, so müssen die Wirkungen derselben in der Theologie immer auffallender seyn, als bey einer blos philosophischen Fehde.

Geschichte der Reformirten Kirche von den Zeiten der Dordrechter Synode bis zu Anfang dieses Jahrhunderts.

§. 31.

In keiner Kirche zeigte sich der Nationalunterschied bey Entwiklung der Dogmatik so sehr als in der Reformirten. Kein einziger deutscher Reformirter Theolog that in dieser ganzen Periode einen sehr merkbaren Schritt zur Aufklärung oder zu neuen Bestimmungen; die Französische Theologen waren unaufhörlich geschäftig, brachten oft neue Ideen zum Vorschein, welche in der That nur die alte etwas weniger auffallend gesagt waren, oder zogen auch manche unterdrükte Wahrheiten ans Licht, welche durch das Ansehen gewisser Lehrer ganz ausser Gang gesezt worden. In der Englischen Kirche gaben Paßionen dem menschlichen Geiste einen so schnellenden Schwung, daß erst nach einer langen Revolution in die Augen fallende Früchte erscheinen konnten, welche aber desto herrlicher waren. Die Geschichte der Reformirten

Kirche

Kirche kontrastirt in dieser Periode mit der Geschichte der Lutherischen Kirche wie das Aussehen eines durch die angestrengteste Uebungen gebildeten Körpers mit dem Anblik eines andern, dessen Entwiklungskraft durch zwingende Bande gehemmt wurde.

Es ließ sich gleich nach der Dordrechter Synode voraussehen, daß über die Materie von der göttlichen Vorherbestimmung und von der Gnade noch manches geschrieben werden müsse, bis man sich endlich ganz vereinigen oder in ganz abgesonderte Haufen theilen werde. Dordrechter Synode verpflichtete zwar keinen Französischen Theologen, aber sie erhielt allmälig auch dort ein gewisses Ansehen von Konvenienz, ihre Lehre konnte so viel leichter herrschend werden, da sie nicht der unbarmherzigsten Hypothese von der Gnade günstig war.

Doch unter vielen andern blieb vorzüglich immer Jo. Camero, Prof. der Theol. zu Saumur, auf seinen besondern Meinungen, ohne noch solchen Widerspruch zu erfahren, als nachher sein Schüler Moses Amyraut, da er die Ideen des Lehrers vielleicht nur durch bestimmtere Entwiklungen bekannter machte. Ob schon die ganze Vorstellungsart dieses Theologen in der That nur ein etwas angenehmerer Weg zu dem schauervollen Ziel war, welches Calvin zum Merkzeichen seiner Partie gemacht hatte, so näherte sich doch sein besonderer Sprachgebrauch in diesem Artikel den Lutherischen Ausdrücken dem ersten Anschein nach so sehr, daß einige der Niederländischen Theo-

An. 1634

logen zur Widerlegung aufstunden. Amyraut gab zu, daß Gott beschlossen habe, alle Menschen zu beseligen, daß er seinen Sohn für alle Menschen dahin gegeben habe, aber er ließ den ewiggütigen eine Bedingung beyfügen, wodurch alle gegebene Hoffnung wieder zernichtet würde. Nur denjenigen, welche glauben, sollte diese große Bestimmung ewiger Wohlthaten zu statten kommen, glauben aber könne niemand, als wem es Gott schenke, und diese geschenkte unwiderstehliche Glaubensgnade sollte nicht allgemein seyn.

Wenn nicht der ältere Spanheim und Andr. Rivet gegen diesen ersten Berichtigungsversuch der Calvinischen Hypothese so unbarmherzigschnell aufgestanden wären, wenn nicht Amyraut sogleich ein paar Synoden auf dem Hals gehabt hätte, so würde diese täuschende Milderung der harten Prädestinationslehre vielleicht nur der erste Schritt zur reinern Wahrheit gewesen seyn; aber ein Universalliste (so nannte man die Freunde der Amyraldischen Meinung) schien ein verkappter Arminianer oder Lutheraner zu seyn, und noch über zwanzig Jahre nach dem ersten Erscheinen der Hauptschrift des Amyraut war die Aufmerksamkeit der strengern Calvinisten so eifersüchtig, daß auch ein unvermerkter Versuch des gelehrten Jo. Daille und Dav. Blondell nicht nur einen Sam. Maresius weckte, der es für die gottesläſterlichste Lehre hielt, von einer allgemeinen Gnade Gottes zu sprechen.

§. 32.

Halbgelungene Bemühungen der Theologen zu Saumur, einige Punkte der Reform. Dogm. aufzuklären.

Die glänzendste Periode der Französischen Reformirten Kirche schien erst von dem Zeitpunkt anzufangen, da Richelieu durch die Wegnahme von Rochelle den mißvergnügten Großen unmöglich machte, die Hugonotten in ihre ehrgeizige Entwürfe weiterhin zu verflechten. Der kleine Druk, welchen die Geistlichkeit litt, erhielt Eifer, der aber doch bey der Wachsamkeit der Regierung nie in politischen Fanatismus ausarten konnte, und da die Katholische Partie manche vorzüglich gelehrte Männer unter ihren Schriftstellern hatte, so waren die Reformirten Theologen auf Selbstvertheidigung zu denken gezwungen, und eben die Eifersucht der Universitäten unter einander, welche damals in Deutschland so viel gutes und böses stiftete, trug zu Erhaltung der einmal reggewordenen Bemühungen nicht wenig bey. Amyraut hatte so viele verdientberühmte Zeitgenossen, daß nicht nur der Theil des Systems, welchen er bearbeitete, eine erträglichere Gestalt gewann, sondern auch die ganze theologische Litteratur durch eigentlich gelehrte Untersuchungen auf künftige noch größere Reformen vorbereitet wurde, welche das damalige Zeitalter noch gar nicht würde gefaßt haben.

Josua Placäus hatte zwar das Unglük eines so manchen Wahrheitsfreundes, daß er bey Hervorbringung einer alten, ehmals erkannten, Wahrheit verkezert wurde, weil sein Zeitalter nicht Ge-

lehrsamkeit genug hatte, die Entstehungsart und Jugend der damals gangbarsten Meinung sehen zu können. Der Knoten, wie sich Verdammungswürdigkeit der Erbsünde mit Gottes Gerechtigkeit vertrage, war zwar wohl damit nicht aufgelößt, daß er behauptete, Adams Uebertretung sey deswegen auch uns zur Schuld geworden, weil wir mit verderbten Neigungen geboren würden, deren lezter Grund in jener Sünde des ersten Menschen liege: aber diese Meinung hatte doch einen gewissen mildernden Schein verglichen mit der andern Hypothese, welche den Stammvater unsers Geschlechts nicht gerad als Stammvater sondern als Repräsentanten betrachtet wissen wollte. Es war 1645 eine schöne Probe von der Friedfertigkeit der Synode zu Charenton, welche zwischen Reformirten und Lutheranern Einigkeit stiften sollte, daß sie die Hypothese des Placäus verdammte.

Ludw. Capellus, der gelehrtere Kollege von Placäus und Amyraut, wollte die kritischgelehrte Untersuchungen, welche man längst bey den klaßischen Schriftstellern mit so glüklichem Erfolg gebraucht hatte, auch auf die Bibel anwenden, und er fand bey denselben die alte fast vergessene Meinung gegründet, daß die Vokalpunkte des Hebräischen Textes nicht von der ersten Hand der Schriftsteller hinzugesezt worden seyen. Wer sollte glauben, daß sich Katholische Gelehrte seiner Schrift annehmen mußten, um seine Unterdrückung zu hintertreiben; die Reformirte, wollten nichts mit einem Werk zu schaffen haben, das den Sinn der heiligen Religionsurkunden ungewiß mache.

Wenn

Wenn Daille oder Claude etwas polemisches schrieben, die geheime Wunden des Pabstthums mit einer recht gelehrtscheinenden Zubereitung aufdeckten, das fand Beyfall und wurde mit belohnenderer Aufmerksamkeit angenommen, als wenn Blondell das fabelhafte der Geschichte von einer Päbstinn Johanna enthüllte; die Untersuchungen über Pseudisidor konnten ihm seine Partie kaum wieder versöhnen.

§. 33.

Entwiklung des Presbyterianismus in England. Independenten. Quäker.

Während daß die Theologen zu Saumur, gar nicht mit Beyfall ihrer Niederländischen und Schweizerischen Glaubensgenossen, mannichfaltige Verbesserungen wagten, so arteten die Genfischen Meinungen bey den Engländern in einen Fanatismus aus, welcher wohl in den Perioden des mittlern Zeitalters aber gewiß nicht in der Geschichte eines aufgeklärten Volks irgend seines gleichen hat, und endlich politisch betrachtet einen solchen Ausgang nahm, dessen Möglichkeit auch noch nach der That zweifelhaft scheinen könnte. 1649.

Weder Elisabeth noch Jakob I. hatten gegen die Presbyterianer die Schonung beobachtet, welche dem Protestantismus so eigenthümlich seyn sollte, und die Episkopalhierarchie war zu sichere Schuzwehr der königlichen Prärogativen und zu scheinbare apostolische Einrichtung, als daß sie dieselbe einigen Eiferern zu lieb einschränken mochten.

Jakob kam mit vielen schon in Schottland gemachten Erfahrungen über die Freymüthigkeit der presbyterianischen Partie auf den Englischen Thron, und unter einer so unpolitischen Regierung als die seinige in England war, trieben sich die Partien immer heftiger gegen einander, so daß, den lezten Ausbruch zu befördern, nur noch ein Anführer auf einer oder der andern Seite fehlte.

Die Episkopalisten fanden ihn zuerst an dem Günstlinge Kön. Carls I. Wilhelm Laud, Erzbischof von Canterbury. Auch eine geduldigere Nation, als damals Engländer und Schottländer waren, würde sich nicht so rasch und auf so offenem Wege als Laud es versuchte, zu einer Art des Gottesdiensts haben hinführen lassen, welche kaum noch ein wenig von dem Römischkatholischen verschieden war.

Bey den hieraus entstandenen Bewegungen erzeugte sich unter der niedrigsten Klasse des Volks, welche bey Religionskriegen immer die furchtbarste zu seyn pflegt, eine Abart von Presbyterianern, welche nicht nur in der Kirche sondern auch im Staat allen Unterschied der Stände aufheben wollte, den ganzen Gottesdienst zum Spiel ihrer wilden Einbildungskraft machte, und auch das wenige von sinnlichem Anstand, was bey den Genfischen Einrichtungen übrig blieb, völlig zu vertilgen suchte. Diese Independenten sollten freylich weder ein politisches noch religioses Oberhaupt haben, aber Olivier Cromwel, ein unbegreiflicher Mensch voll Licht und Finsterniß, wußte so lang er lebte den ganzen fanatischen Haufen zu seinem

Vortheil

Vortheil in einer unthätigmachenden Täuschung zu erhalten. Offenbar ist das Schwärmen aller andern Völker nur schwaches Febricitiren gegen solche Convulsionen, als England innerhalb zwanzig Jahren von 1640 bis 1660 erlitt.

Der Schuster Fox, der Stammvater der Quäker, ist nur einer von vielen seines gleichen, und es kam lange Zeit kein Mann, welcher den tobendwilden Strom dieser Imaginationen in ein scheinbarruhiges Bett leitete. Zeit und politische Anstalten hatten schon beträchtliche Würkungen gethan und England hatte schon manchen dieser durch allgemeine Epidemie angesteckten Köpfe nach Nordamerika abgesezt, als Robert Barklay mit seinem Katechismus und Apologie erschien.

Die Hauptsätze dieser Schwärmer und das charakteristische ihrer Einrichtungen lassen sich nicht in einer kompendiarischen Kürze anzeigen, denn summarisch angezeigt sieht die Dogmatik aller Schwärmer aller Jahrhunderte einander vollkommen gleich. Die Geschichte der allmäligen Umbildungen ihrer innern Verfassung ist die schönste Apologie für unsere kirchliche Einrichtungen. Alle schwärmerische Sekten mußten sich, wenn sie einigen Bestand haben wollten, den Verfassungen mehr oder weniger wieder verähnlichen, gegen welche sie anfangs aufs heftigste geschrien hatten.

§. 34.

Cartesianismus. Formula Consensus helvetici. Coccejaner.

Die Bewegung wegen der freymüthigern Hypothesen einiger Französischen Theologen hatte in

Für die Französische Reformirte Gemein war aber eben dieses Jahr doch noch trauriger. Nachdem Pfaffen und Dragoner schon mehrere Jahre vorher auf königlichen Befehl ihr Apostelamt emsig verrichtet hatten, die fromme Maintenon und der gewaltthätige Louvois den ehrgeizigen Ludwig mit der Nachricht täuschten, daß nun in seinen reingemachten Staaten außer einigen Starrköpfen fast kein einziger Ketzer mehr übrig sey, so wurde das Edikt von Nantes, die vom 1685 König feierlich beschworne Urkunde der Hugonottischen Religionsfreyheit, aufgehoben. Deutschland nahm mit Freuden die Flüchtlinge auf, welche den Französischen Gränzspionen entwischten. Durch sie wurde nicht nur ökonomische Thätigkeit der Deutschen aufs stärkste ermuntert, sondern auch freymüthigere Gelehrsamkeit verbreitete sich, wie hievon die deutsche Provinz als bester Zeuge gilt, welche die meiste dieser Flüchtlinge aufgenommen hat.

Die unglükliche verloren auch ihren großen Beschützer nicht, den sie zum eigenen Vortheil seiner Staaten ihr Vaterland vergessen zu machen suchte, da drey Jahre nach Aufhebung des Edikts von Nantes der große Churfürst Friedrich 1688 Wilhelm starb. Der Sohn ersezte wenigstens hierinn den Vater, und zu gleicher Zeit ereignete sich in England eine Revolution, welche dort der Protestantischen Religion eine völlig gesicherte Fortdauer gewährte. Jakob II. war der Krone unwürdig, welche er so feig hinwegwarf, die Nation, welche vierzig Jah-

re vorher gegen einen viel minder Gefahr drohenden König alle Schranken der Selbstvertheidigung überschritten hatte, büßte diesmal durch lang bewiesene Geduld das vorher begangene Verbrechen, und wartete beynahe zu lang, ob nicht der Sohn durch das traurige Beyspiel des Vaters weise werden möchte.

§. 36.

Fruchtbare Bemühungen der in die Niederlande geflüchteten Gelehrten. Pet. Bayle.

Bey solchen höchst zweydeutigen politischen Umständen schlug die Reformirte Kirche wie ein Palmbaum aus, sie fand selbst in manchen ihrer unglüklichen Begebenheiten die nächste Veranlassung zur Freyheit und Aufklärung. Die Katholischen Gelehrte in Frankreich boten allen ihren Wiz und alle ihre Gelehrsamkeit auf, um den frommen Absichten der Frau von Maintenon vorzuarbeiten, selbst die verschiedenen Parteyen, in welche sie sich damals theilten, wetteiferten hierinn mit einander, und wenn auch nur der einzige Bossuet gewesen wäre, so konnte schon ein Mann, welcher die Kunst, den Irrthum zu verschönern und der Wahrheit zu verähnlichen, damals so meisterhaft besaß, einen unersezlichen Schaden anrichten. Es war nicht mehr die alte Bettelmönche- und Jesuiten-Kontrovers, die Waffen mußten gegen solche Antagonisten gewechselt werden, und am allerwenigsten konnte man ruhig ihrem glüklichen Fortgang zusehen. Der Reformirte, welcher die politisch-unterdrükte Partie war, wollte nicht auch noch

Stim-

Stimme des Publikums gegen sich haben. Ein großer Theil der geflüchteten Reformirten Gelehrten hatte eine Freystätte in den vereinigten Niederlanden gefunden, und hier kam zu dem Religionseifer, welchen sie schon mitbrachten, noch politische Antipathie gegen ihre Verfolger und die damals in allen Beziehungen so ausserordentliche Thätigkeit, wodurch sich dieser kleine Staat zu einer der ersten Mächte von Europa emporgehoben hatte.

Wie viel hat nicht Kirchengeschichte und selbst auch politische Geschichte den Basnagen zu verdanken? War nicht Jurieu bey allen seinen Fehlern und Schwärmereyen damals ein rastloswürkender Mann? Hat nicht Jakob Saurin in der Kanzelberedtsamkeit Epoche gemacht? Ist nicht Placette einer der gründlichsten Bearbeiter der Moral gewesen?

Aber die unpartheyische Geschichte muß doch alle diese und mehrere ihrer großen Zeitgenossen weit hinter Peter Bayle zurüksetzen, einen Mann, der mit Newton und Leibnitz coexistiren konnte, ohne befürchten zu müssen, als eines der ersten Genies mißkannt zu werden. Selten hat sich wohl noch in einem Kopf so viel ausgebreitete Gelehrsamkeit und so viel gefälliger Scharfsinn vereinigt, selten ist noch ein Mann über sein ganzes Zeitalter so mit einemmal hinweggeschritten und hat zu gleicher Zeit so schlaue Bahn gemacht, daß sie ihm nachfolgen konnten. Besonders der Kirchenhistoriker würde sehr undankbar seyn, wenn

er

er den Namen des Mannes nicht mit Hochachtung nennen wollte, durch dessen kritische Läuterungen ihm so viel Wahrheit gewonnen und noch weit mehr als möglicher Gewinn gezeigt würde. Zwar wie vielen Fehlern mußte nicht eben der Mann ausgesezt seyn, welcher zum erstenmal an die äusserste Gränzen der historischen Kritik fortschritt, fast die ganze Masse von Meinungen seines Zeitalters nichts als Hypothese fand und doch noch einige Wahrheit herausschneiden sollte? Jurieu'n zum Kollegen und zum unversöhnlichen Gegner zu haben, war tägliche Geduldsübung, welche manchen Fehler verzeihlicher macht, und ein großer Schriftsteller, welcher sich bewußt ist, wie sehr sein Zeitalter seiner nöthig hat, verwahrt sich selten genugsam vor der Schwäche, einem herrschenden Hange des Publikums zu schmeichlen, um desto allgemeiner gelesen zu werden. Die Sprache der meisten schönern Französischen Schriftsteller unmittelbar vor den Zeiten Bayle's war gar nicht keuscher als der schändlich zusammengesuchte Inhalt mancher Artikel im kritischen Dictionnaire, aber bey einem Manne, wie Bayle, glaubte man keine Säculumsfrivolität befürchten zu dörfen; die Keuschheit seines Privatlebens hat doch selbst Jurieu nicht zu verläumden gewagt.

Philosophie über Geschichte und gesunde historische Kritik sind durch Bayle zuerst ans Licht gebracht worden: aber Reformirte und Lutheraner haben erst geraume Zeit nach seinem Tode der Goldader, welche er zeigte, weiter nachgegraben. Erst hat man ihn in manchem widerlegt, was

wesen zu seyn, ungeachtet sie in beiden nicht ohne Verdienst sind.

§. 38.

Ueberrest einiger kleinern Streitigkeiten. Balth. Beckers Adämonismus.

Was für ein seltsames Gemische aus so vielen gegen und wider einander würkenden Ursachen in der Reformirten Kirche am Ende des vorigen Jahrhunderts entstehen mußte. Da waren hie und da noch manche Vertheidiger des strengern Calvinismus, lauter Wächter der genauern alten Orthodoxie; in stärkerer Anzahl erschienen Cartesianer und Coccejaner, deren ganze Denk- und Studirart einander so entgegengesezt war, daß kein Friede zwischen ihnen statt haben konnte; mitten durch diese Partien hindurch schlich sich hie und da ein hoffnungsvoller Jüngling, fand sich sehr aufgeklärt durch Lesung der Englischen Theologen und selbst auch der Baylischen Schriften, aber das Getümmel auf dem litterarischen Forum war noch zu groß, als daß er hätte hoffen können, vom grossen Haufen gehört zu werden. Der kleine Streit, welchen Roell durch seine Meinungen besonders auch von der Zeugung des Sohnes Gottes erregte, änderte im Zustande des Ganzen gar nichts, er wurde nicht einmal eigentliche Controvers, so ganz zur Unzeit, um auch nur einige allgemeine Aufmerksamkeit zu erwecken, war die unnütze Hypothese über eine doch ewig unaufklärbare Sache erschienen. Aber ein Prediger in Amsterdam, Balthasar Bekker, schlug eine Saite an, wel-

che

che mächtiger tönte, und er hätte der Wohlthäter seines Zeitalters werden können, wenn seine Einsichten geläuterter, die Art seine Hypothese ins Publikum zu bringen, vorsichtiger gewesen wäre.

Die Reformation hatte nämlich auf wenige Artikel so unkräftig gewürkt, als auf die damals angenommene Meinungen von unserer Verbindung mit der unsichtbaren Welt. Alle damalige Aufklärung fieng von der Bibel an, und wurde gar zu wenig durch Beobachtungen über den natürlichen Lauf der Dinge unterstüzt, daß also selbst der Zugang zur schärfer geprüften Einsicht in jene Lehre auch für ein solches Zeitalter hätte schwerer werden müssen, das in seinen äussern Umständen wenigere Veranlassung gehabt hätte, von Hexen und Zauberern und von dem ganzen Einflusse des Teufels auf unsere Welt recht groß zu denken. Von jeher sind auch die Menschen immer nur sehr späte zu den Wahrheiten gekommen, auf welche sie allein historische Kritik führen konnte, und an sich war es doch nicht ungereimt, dem fleißigen Forscher der Bibel vollends höchst wahrscheinlich, daß unsichtbare böse Geister in einer sehr würksamen Verbindung mit unserer Welt stehen müßten.

Bekkern veranlaßte die Albernheit mancher damals gangbaren Geschichtchen, seine Gemeine in Predigten über diese Materie aufzuklären, und er glaubte wohl anfangs selbst nicht, zu dem Ziele zu kommen, an welchem er sich nach lang fortgesezten Bemühungen antraf. Hypothesen der Car-

tesischen Philosophie führten ihn zwar nicht a
seine Meinung, aber bestärkten ihn doch in dersel
ben, und nur ein Mann, dessen ganze Theolog
von der Philosophie seines Zeitalters belebt wurde,
konnte so gewaltthätig mit der Bibel umgehen als
Bekker. Der laute Ton des Zeitalters war dem
Verfasser der bezauberten Welt noch ganz entge-
gen, aber der leise Beyfall gieng doch wie ein ver-
rathenes Geheimniß im stillen herum, und die
durch Newton in Schwung gebrachte Experimen-
talphysik erhub die Bekkersche Meinungen in ein
immer milderes Licht, bis endlich **Thomasius** und
Semler das Publikum zu mehrerer Prüfung und
zu größerer Kühnheit abhärteten.

§. 39.

Letzte schönste Blüthe besonders der Schweizerischen Reformirten Kirche.

Die schönste thatvolleste Periode der Refor-
mirten Kirche, welche sich von den Zeiten der hef-
tigern Verfolgungen Ludwigs XIV. bis in das
erste Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts
erstrekt, schloß sich noch mit dem Erscheinen
zweyer edlen Schweizer, welche gleichsam die
milderquickende Abendröthe des schwülen Som-
mertags waren.

Selbst in der Vaterstadt des Calvinismus er-
hub sich ein Brudersßohn des strengorthodoxen
Franz **Turretin**, erklärte sich unerschrocken für
allgemeine Gnade Gottes, und theilte sich nicht
mehr so furchtsam zwischen Wahrheit und Irr-
thum

thun als ehedem Amyraut. Ach wie brüderlich er den Lutheranern die Hand reichen wollte, wie schön er Theologie zur Religion zurükführte, wie verständlich und edel seine Sprache war! Sam. Werenfels zu Basel schien ganz sein Zwillingsbruder zu seyn: aber beide blieben doch in ihrem und auch in dem folgenden Zeitalter so einzeln, daß die Nachwelt, um ein schönes Kleeblatt vor sich zu haben, mit einem kleinen Parachronismus Sacken noch zu ihnen rechnen wird.

Die Geschichte der Reformirten Kirche in unsrem Jahrhundert ist so einschläferndruhig, daß es nicht der Mühe werth seyn wird, ihr einen besondern Abschnitt im Grundriß der Kirchengeschichte zu geben. In den vereinigten Niederlanden ist alles abgestorben, denn selbst Alb. Schultens, so viel auch die durch ihn erregte Revolution der Ebräischen Litteratur, in ihrer lezten Anwendung auf die Theologie, nüzte, hat doch für sich selbst kaum dazu vorbereitet. Auch England ist weit das nicht mehr, was es ehmals war. Mancher Schriftsteller, welcher für die Religion und Theologie hätte nüzlich werden können, hat sich zum politischen Partieschriftsteller bestimmt, und kaum erscheint hie und da ein etwas schäzbarer daurender Beytrag zur Erweiterung der bisherigen theologischen Gränzen. Die Geschichte beider Kirchen ist zwar in dieser Periode nicht ganz leer von Streitigkeiten: aber sie bildeten nicht, sie waren meist nur weitere Beweise von dem, was man sonst schon vom Zustande dieser Kirchen wußte.

Stimme des Publikums gegen sich haben. Ein grosser Theil der geflüchteten Reformirten Gelehrten hatte eine Freystätte in den vereinigten Niederlanden gefunden, und hier kam zu dem Religionseifer, welchen sie schon mitbrachten, noch politische Antipathie gegen ihre Verfolger und die damals in allen Beziehungen so ausserordentliche Thätigkeit, wodurch sich dieser kleine Staat zu einer der ersten Mächte von Europa emporgehoben hatte.

Wie viel hat nicht Kirchengeschichte und selbst auch politische Geschichte den Basnagen zu verdanken? War nicht Jurieu bey allen seinen Fehlern und Schwärmereyen damals ein rastloswürkender Mann? Hat nicht Jakob Saurin in der Kanzelberedtsamkeit Epoche gemacht? Ist nicht Placette einer der gründlichsten Bearbeiter der Moral gewesen?

Aber die unparteyische Geschichte muß doch alle diese und mehrere ihrer grossen Zeitgenossen weit hinter Peter Bayle zurüksetzen, einen Mann, der mit Newton und Leibniz coexistiren konnte, ohne befürchten zu müssen, als eines der ersten Genies mißkannt zu werden. Selten hat sich wohl noch in einem Kopf so viel ausgebreitete Gelehrsamkeit und so viel gefälliger Scharfsinn vereinigt, selten ist noch ein Mann über sein ganzes Zeitalter so mit einemmal hinweggeschritten und hat zu gleicher Zeit so schlaue Bahn gemacht, daß sie ihm nachfolgen konnten. Besonders der Kirchenhistoriker würde sehr undankbar seyn, wenn

er den Namen des Mannes nicht mit Hochachtung nennen wollte, durch dessen kritische Läuterungen ihm so viel Wahrheit gewonnen und noch weit mehr als möglicher Gewinn gezeigt würde. Zwar wie vielen Fehlern mußte nicht eben der Mann ausgesezt seyn, welcher zum erstenmal an die äusserste Gränzen der historischen Kritik fortschritt, fast die ganze Masse von Meinungen seines Zeitalters nichts als Hypothese fand und doch noch einige Wahrheit herausschneiden sollte? Jurieu'n zum Kollegen und zum unversöhnlichen Gegner zu haben, war tägliche Geduldsübung, welche manchen Fehler verzeihlicher macht, und ein großer Schriftsteller, welcher sich bewußt ist, wie sehr sein Zeitalter seiner nöthig hat, verwahrt sich selten genugsam vor der Schwäche, einem herrschenden Hange des Publikums zu schmeichlen, um desto allgemeiner gelesen zu werden. Die Sprache der meisten schönern Französischen Schriftsteller unmittelbar vor den Zeiten Bayle's war gar nicht keuscher als der schändlich zusammengesuchte Inhalt mancher Artikel im kritischen Dictionnaire, aber bey einem Manne, wie Bayle, glaubte man keine Säculumsfrivolität befürchten zu dörfen; die Keuschheit seines Privatlebens hat doch selbst Jurieu nicht zu verläumden gewagt.

Philosophie über Geschichte und gesunde historische Kritik sind durch Bayle zuerst ans Licht gebracht worden: aber Reformirte und Lutheraner haben erst geraume Zeit nach seinem Tode der Goldader, welche er zeigte, weiter nachgegraben. Erst hat man ihn in manchem widerlegt, was

sie seyn möchte. Clemens XI., dessen Namen die Constitution Unigenitus trägt, wurde es zum Unglük der Katholischen Kirche. 1700

Im allgemeinen genommen sind doch alle diese Männer besser als die der vorigen Periode, aber dagegen fängt nun die Geschichte der Konklaven an, deren zusammengestellte Schilderungen die schönste Gallerie der tiefsten Italiänischen Arglist ausmachen würden. Die Päbste dieser Periode sind offenbar bessere Menschen gewesen als die der vorigen, aber sie stunden immer doch noch gröstentheils gegen viele bessere und edlere Gelehrte der Katholischen Kirche gar weit zurük, und es mußte durch das Zusammentreffen unzähliger zufälliger Umstände geschehen, wenn ein redlicher gelehrter Mann auf diesen hohen Stuhl zu sitzen kam. Wie es sich doch ereignet haben mag, daß der heil. Geist im Conclave nie für einen Jesuiten entschied, überhaupt die Italiäner so in Affektation nahm, daß kein Pabst aus irgend einer andern Nation gewählt wurde? Mit dem Fortrücken eines jeden halben Jahrhunderts zeigte es sich nun immer deutlicher, daß der Pabst ein Ding sey, das für das mittlere Zeitalter ganz gut passen mochte, aber bey erweiterter Aufklärung entweder seine Gestalt allmälig ändern, oder endlich allen Hohn einer altmodischen Tracht erfahren mußte. Die Griechen unter dem Druk habsüchtiger Bassen sind wohl nicht unglüklicher als die Einwohner des Kirchenstaats. Das schöne Land sieht auch heutzutag wie ein Land des Fluches aus. Kann es anders seyn, alle Jahrzehend werden neue Blutigel

igel angesezt, ein neuer Pabst, neue Nepoten, die sich bey der wahrscheinlich nur kurzen Lebenszeit ihres Vetters beeilen müssen.

§. 41.

Streitigkeiten über die Lehre von der Gnade. Mich. Bajus. Die Congregation zu Rom.

Schon auf der Synode zu Trient muß es manchen Theologen gekränkt haben, die Jesuiten dem Ohr des päbstlichen Legaten immer so nahe zu sehen, und wenn er vollends ein Universitätsgelehrter war, so kannte er schon die Gesinnungen dieser neuen Herrn, deren um sich greifender Ehrgeiz durch keine ehrwürdig alte Geseze beschränkt, und selbst auch nicht bey dogmatischen Wahrheiten durch längst auctorisirte Lehrerstradition zurükgehalten wurde.

Michael Bajus, Prof. der Theologie zu Löwen, hatte dem Spiel in Trient selbst eine Zeit lang zugesehen, aber es war seiner Seele ein Gräuel, auch nur in die scholastische Spizfindigkeiten sich einzulassen, wie viel unerträglicher, die Theologie zum Spiel der Politik und des Ehrgeizes zu machen. Die Ordenspfaffen — es seyen nun die Franciscaner allein aus Privathaß oder die Jesuiten mit ihnen im Bunde gewesen — fanden bald eine Ursache an dem redlichen, gelehrten Mann, sie machten ihn zum Kezer in Rom, und Pius V. scheint nicht geglaubt zu haben, daß man beide Theile hören müsse, ehe man ein Urtheil fälle. Auf einer Universität König Philipps II., so

so ganz in der Nähe des Herzogs von Alba, der Kezerey verdächtig werden, war gar zu sichtbare Lebensgefahr, daß sich nicht Bajus der päbstlichen Sentenz hätte unterwerfen sollen, deren Sinn ohnedies oft so unverständlich oft so vieldeutig war, als ob ein unwissender Concipist den Punkt nie recht zu treffen gewußt hätte, bey welchem die strengern Augustinianer, wie Bajus, gefaßt werden mußten.

Selbst die monophysitischen Streitigkeiten haben sorgfältig entwickelt nicht so viel unaufklärbares als die verschiedenen Hypothesen von der Gnade, vom freyen Willen des Menschen und vom Verhältnisse des menschlichen Willens zum Werk der Bekehrung, durch welche Bajus, die Dominicaner, und andere Freunde des Augustinus von Jesuiten, Franciscanern und manchen minder berühmten Partien oder Partieführern sich unterschieden. Wohl ist im allgemeinen wahr, daß sich leztere dem Semipelagianismus näherten, so wie erstere den alten Afrikanischen Ideen treuer blieben: aber es ist gewöhnlich nur halbe Wahrheit, was so im allgemeinen gesagt wird, und es ist zu wenig unterrichtend, gerad weil es zu allgemein ist.

Im summarischen Grundriß der Kirchengeschichte sind deswegen die sonst hier berühmte Namen der Jesuiten, Leß, Hamel und Molina höchst unnüz: es mag lehrreicher seyn nachzuforschen, warum diese Streitigkeiten über die Lehre von der Gnade so hartnäckig lang fortdauerten,

und

und wenn man so eben ihren lezten schwachen Glimmen zusehen zu können glaubt, plözlich wieder mit furchtbarerer Gewalt unter der Asche hervorschlugen.

Leider ist es hier erste höchst wahre Bemerkung, daß selbst die Dunkelheit, in welche die Hauptstreitfragen verwickelt seyn mußten, zum ersten heftigern Ausbruch und zur Fortdauer desselben nicht wenig beytrugen. Nicht als ob diese Dunkelheit größerer Reiz für die Forschbegierde der Menschen geworden wäre, sondern in einem solchen Nachtgedränge, als bey Streitigkeiten dieser Art ist, mischt sich mancher unter den Haufen, der bey verständlichern Controversien den Beruf hinwegzubleiben ohne fremde Erinnerung in sich selbst empfunden hätte. Selbst dem scharfsinnigsten, friedfertigsten Manne ist es unmöglich bey solchen Streitfragen die Partien aus einander zu setzen, oder wenigstens die edlere beider Partien gegen einander aufzuklären. Noch war überdies Ordens- und Lehrersauctorität dabey im Spiel, man focht eigentlich für die Autorität des Augustinus, indeß man für die reine Lehre von der Gnade zu streiten glaubte. Die Dominicaner sahen ihren Thomas von Aquino Noth leiden, dessen Ansehen sie so lang glüklich gegen seinen Franciscaner Nebenbuhler Duns Scotus behauptet hatten und wenn sich sonst bey Entstehung einer theologischen Streitigkeit zwey noch so große Partien gegen einander gebildet haben, so werden doch beide, bald oder spät, im allgemeinen Wirbel politischer und kirchlicher Revolutionen gegen einander

der aufgerieben oder lernen sich neben einander passen: aber ein Orden stirbt nicht aus, und die Maximen, wodurch er sich von andern seines gleichen scheidet, gehören meist so nahe zu seiner ganzen Existenz, daß man sie gleichsam den Hauch seines Lebens nennen könnte. Mischt sich endlich noch der geistliche Despot in eine solche Streitigkeit, durch welche sich seine Freunde entzweyt haben, so ist vor dem gänzlichen Tode einer oder der andern Partie an das Aufhören der Streitigkeit gar nicht zu denken, und da sich wenigstens das Angedenken der Controvers aus der Kirchengeschichte nicht vertilgen läßt, so erwärmt sich wieder hie und da einer in nachfolgenden Zeiten durch Lesung derselben, und selbst die schreyende Ungerechtigkeiten, ohne welche sich die gänzliche Unterdrückung einer oder der andern Partie nach dem gewöhnlichen Gange menschlicher Dinge gar nicht erwarten läßt, flößt neuen Widerspruchsgeist und neuen Eifer für alte Meynungen ein.

1598 Es war deswegen gerad erst der Anfang zum vollen Ausbruch der Streitigkeiten über die Gnade, als Clemens VIII. eine Congregation niedersezte, zu untersuchen, was er, der untrügliche Depositair aller dogmatischen Wahrheit, mit einem Augenblik hätte sollen überschauen und richten können. Vierzehn Jahre lang untersuchte man zu Rom, und Clemens allein ließ hundert Seßionen halten, um endlich einmal dieses Chaos aufzuklären, aber Paul V. fand immer die Sache doch noch so verwickelt, daß auch selbst er endlich nach sechsjährigem Besinnen, vielleicht

selbst auch in Rüksicht auf den schnellen Tod seines Vorgängers Clemens, am rathsamsten fand, beiden Partien Stillschweigen aufzulegen. Es ist kein Wunder, wenn die niedergesezte päbstliche Kommissarien bey diesen Congregationen manchmal eingeschlafen sind, man handelte ja nicht von Prälaturen und Beneficien, und sie wurden so unaufhörlich durch die Drohungen und Vorstellungen beider Theile geängstigt, daß sie nichts mit mehrerer Sicherheit thun konnten als schlafen. So beleidigten sie weder den König in Spanien, der sich der Dominicaner annahm, noch den König in Frankreich, der mehr für die Jesuiten war, so konnten weder die Herrn von der Inquisition klagen, noch Lojola's Söhne über die Undankbarkeit des Römischen Stuhls seufzen, und beide Partien hatten während des Processes oft genug die Entschliessung gezeigt, sich nicht anders als unter den Ruinen des päbstlichen Throns begraben zu lassen. Paul V. bekam auch während des Processes mit den Venetianern solche Verdrüßlichkeiten, bey welchen er keine dieser beiden Gnadenparteyen sorgfältig genug schonen konnte. 1611

§. 42.

Streitigkeiten Paul V. mit Venedig. Sarpi.

Eine kleine Italiänische Republik machte den Anfang der Revolution, welche nachher die Französischen Gelehrte mit so abwechslendem Glük zu befördern suchten, und die Kaiser Joseph II. zum ewigdaurenden Wohl des ganzen kultivirten Europa vollenden wird. Paul V. hatte kaum 1605

kaum den päbstlichen Thron bestiegen, so wollte er die Venetianer mit väterlichem Ernst zurechtweisen, welche ein paar Geistliche, wenn schon wegen abscheulicher Verbrechen, gefangen nehmen liessen, und auch in Ansehung der Klöster und Vermehrung der Kirchengüter einige Verordnungen gemacht hatten, die dem Wohl des kleinen Staats fast unentbehrlich waren, und in einem kleinen Staat leichter durchgesezt werden konnten als in einem grossen. Nach den gewöhnlichen Komplimenten zwischen dem Pabst und der Republik, wodurch man sich in einem solchen Fall zu verwahren sucht, schlug endlich der unvorsichtige Bischof zu Rom mit Bann und Interdikt darein, und träumte sich vielleicht schon eine solche Souverainetätsfeierlichkeit, als Clemens VIII. genossen hatte, da die Gesandte König Henrichs IV. zu seinen Füssen lagen. Wußte der gute Pabst nicht, daß kleine Herrn immer trözziger sind als grosse, daß Aristokraten schwerer ihren Nacken beugen als ein König, daß Venedig näher bey Rom liegt als Paris, also dort der Pabst leichter als Mensch gesehen wird? Der Venetianische Senat fand auch in dieser Sache an seinem Theologen, Paul Sarpi, einen Rathgeber, wie selbst Ludwig XIV. nie gefunden hat, aber auch nicht werth war zu finden. Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Bescheidenheit, feine Gabe des Vortrags vereinigten sich in diesem Manne so ausserordentlich, daß man nicht wußte, ob einzelne dieser Talente mehr zu schätzen oder ihre schöne Verbindung mehr zu bewundern war. Unter allen nachfolgenden Vertheidigern der Kirchenfreyheit gegen die päbstliche Usurpationen

nen hat keiner den päbstlichen Thron so in seinen stärksten Grundsäulen erschüttert, keiner, selbst dem Auge des Volks so sichtbar, katholische und päbstliche Religion geschieden, keiner so herzhaft und demüthig zugleich gesprochen, daß er für das verschiedenste Publikum gleich nüzlicher Schriftsteller war, als dieser Servite. Seine Geschichte der Trientschen Synode ist ein bisher noch unerreichtes Muster, wie man geheime Wunden aufdecken muß. Was er sonst zur Erläuterung mancher Materien der Kirchengeschichte oder die wechselsweise Rechte des Regenten und der Kirche zu bestimmen geschrieben hat, trägt immer das Gepräge eines frommen aufgeklärten Genies. Wehe dem, der einen solchen Mann zu verurtheilen im stand ist, weil er nicht feierlich zur Genfischen oder Wittebergischen Partie übertrat.

Wunden, die so geschlagen wurden, als Sarpi dem Pabst schlug, heilen nie mehr, und Sarpi's Zeitgenosse, Edmund Richer, Syndikus der Universität Paris, ließ seiner seits nichts fehlen, daß sie frisch erhalten wurden.

§. 43.

Zustand der deutschen Kathol. Kirche.

Dieser erste unerschroknere Vertheidiger des aristokratischen Kirchensystems wurde ein trauriges Beyspiel für alle seine Nachfolger, wie leicht ein König diejenige aufopfert, welche seine Rechte vertheidigen, wenn er andere, ihm izt augenbliklich wichtige, Vortheile zu erhalten sucht. Richelieu

chelieu war kein Freund des Pabsts, aber wenn er einen Kardinalshut für seinen Bruder wollte, so war ihm doch der Pabst nothwendig, der arme Patriot wurde also preis gegeben.

In Deutschland, wo das Zusammenwohnen der Katholiken und Protestanten den ersteren mehr Aufklärung hätte verschaffen sollen, als den Katholiken anderer Länder, wurde das Pabstthum gerad zu der Zeit immer drückender, da Italiäner und Franzosen das Joch abzuschütteln suchten. Sarpi lebte noch, als die siegreiche Heere Kaiser Ferdinands II. den Protestanten den Untergang drohten, und die Principien der Dillinger Jesuiten machen mit den Meinungen Richers einen Contrast, bey welchem der Deutsche, ohne lächerlich zu werden, von seinem Freyheitssinn gar nicht sprechen darf.

Die deutsche Katholische Kirche lauft hier am besten parallel mit der Spanischen, nur daß die erstere in ihrer ganzen Verfassung fast noch mehrere Keime des Verderbens hatte als leztere. In Spanien konnte es doch noch gelehrte Bischöfe geben, Anton Augustin war nicht der einzige und nicht der lezte seiner Art: aber wo war in der ganzen Periode, von der Synode zu Trient bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, ein einziger deutscher Bischof, der auch nur ohne einigen Misbrauch des Worts ein gelehrter Theolog heissen konnte. Die Fürstensöhne nahmen die Bisthümer hinweg, als ob die Kirche für ihre Appanagen zu sorgen hätte, der Adel verdrang vollends

die

die Doktoren aus allen Kapiteln, und weil dem Fürstensohn selten an einem Bisthum genug war, dessen Einkünfte sich durch die Reformation etwa geschwächt zeigten, so gab man ihm gegen alle Kirchengesetze mehrere zusammen, oder wurde eine benachbarte reiche Abtey das Opfer seiner Verschwendung. Philipp Christoph von Soetern, Erzbischof von Trier, war doch ein feiner Bischof, die Mönche von S. Maximin können es am besten aus ihrer Chronik erzählen.

So war also in Deutschland Religion und Theologie ganz in den Händen der Jesuiten. Becanus war der Dogmatiker, Busenbaum der Moraliste, Gregor von Valenza, Gretser, Tanner, Keller waren die Häupter der Polemiker, und, als ob wir Deutsche gerad die schlimmste von diesem schlimmen Orden haben sollten, so war doch kein einziger deutscher Jesuit, welchen damals Sirmond, Petav, und andere große Mitglieder dieses Ordens in Frankreich, mit Freuden als ihre Brüder hätten erkennen mögen.

Kein Ordensgeistlicher und kein Weltgeistlicher zeichnete sich unter den Deutschen durch Gelehrsamkeit oder durch freyere edlere Gesinnungen aus; unter keinem Orden entstund in Deutschland eine Reformation, wie die so nüzliche Congregation des heil. Maurus in Frankreich war, nicht einmal neue als nüzlich erprobte Stiftungen, wie sich die PP. Oratorii zeigten, konnte bey uns emporkommen. Der Pabst bewies auch, daß er wisse, was er seinen Söhnen im Reich des Gehorsams

den Niederlanden schon angefangen, als eben daselbst durch die Schriften eines großen Französischen Geometerers Ren. Descartes eine Philosophie ausgebreitet wurde, welche man für höchst gefährlich hielt, weil sie den Skepticismus begünstigen, und zulezt nicht nur geoffenbarten sondern auch natürlichen Religionswahrheiten schädlich seyn sollte. Auch diese neue hypothesenreiche Philosophie that freylich, was von jeher jede neugeformte Philosophie gethan hat, sie zog vom Bibelstudium ab, sie verwandelte ihre Muthmassungen mit grosser Dreistigkeit in Axiome, sie suchte durch ihre transscendentale Säze solche Lehren der Christlichen Religion aufzuklären, deren Aufklärung für dieses Leben nicht bestimmt zu seyn scheint, und hie und da machte sie einen zum erklärten Kezer, der vorher nicht orthodox gewesen wäre. Aber Gisb. Voetius, Prof. der Theol. zu Utrecht, sah das neue Phänomen nicht von allen Seiten allein an, und die Stimme dieses Mannes war damals gültig, wenn er schon durch seine allgemeine Zanksucht allen Kredit verloren haben sollte. Es zeigte sich, wie in so vielen andern vorhergehenden und nachfolgenden Fällen so auch damals bey den Niederländern, wie selten bey entstandenen Streitigkeiten glüklich entschieden wird, wenn die Klassen entscheiden. Der Geistliche studirt gar zu selten noch fort, wenn er einmal im Predigtamt ist, das meiste wird also nach der Dogmatik beurtheilt, welche im nachgeschriebenen Heft von der Universität mitgebracht wurde.

Alles

nes, über Menschen, welche Wahrheit kennen gelernt haben, unmöglich siegen könne.

Cornelius Jansen, Bischof von Ypern, empfahl bey seinem Tode einigen seiner Freunde die Ausgabe eines Werks, an welchem er vierzig Jahre mit allem dem Eifer gearbeitet hatte, den Partiegeist und erregte Gewissenhaftigkeit einflößt. Jesuiten und Dominicaner, Lehrer von den entgegengeseztesten Meinungen im Artikel von der Gnade, schüzten sich immer beiderseits mit dem Ansehen des Augustinus, und es schien deswegen der Mühe werth, daß einmal ein Mann von redlichem Fleiß und ausdaurender Geduld den unsystematischen Afrikaner recht durchstudiere, und seine Grundideen zusammenstelle. Nur sahen die Jesuiten gerad diesen Bischof sehr ungern bey einer solchen Arbeit, er war nie ihr Freund gewesen und wenn ein Mann von so unbescholtener Frömmigkeit als Jansen war, Resultate eines vierzigjährigen Fleisses der Welt vorlegte, so hatte die Arbeit Kredit. Wahrscheinlich aber haben doch erst die Jesuiten mit ihren Kabalen dem Buch noch ein grösseres Aufsehen verschaft, die gute Väter vergaßen nämlich die erste Regel polemischer Klugheit, die Welt nicht durch Gegenwehr aufmerksam zu machen. Hätte wohl ein schwerfällig geschriebener Foliant, wie Jansens Augustin war, viele Leser gefunden, wenn nicht die Lesung desselben durch ein Jesuitisches Dekret der Römischen Inquisition verboten worden wäre, wenn nicht die Jesuiten den Kardinal Richelieu heimtückisch ins Spiel gezogen hät-

1638

 ten,

§. 45.

Jansenische Kirche in den Niederlanden. Ludwigs XIV. abwechslendes Kirchenrecht.

1669 Clemens IX. glaubte ein Mittel gefunden zu haben, die päbstliche Autorität und das geängstigte Gewissen der Portroyalisten mit einander auszusöhnen. Die Jesuiten aber suchten vollständigen Sieg, Jansenius fünf Sätze sollten von jedem unbedingt verdammt werden, und Ludwig XIV. zu dessen Herz die gute Väter mehr als einen Zugang gefunden hatten, freute sich seines königlichen Ansehens, das er in der Dogmatik eben so geltend machen könnte als im Felde. Voll Verzweiflung zog sich die unterdrükte Partie ganz nach den Niederlanden, sammelte sich hier eine eigene Kirche, und gab das erste Beyspiel einer ächtkatholischen Kirche, die fortdaurend keine Gemeinschaft mit dem Römischen Stuhl hat.

Ludwig XIV. that so viel ungerechtes, um den Haß der Jesuiten und des Pabsts gegen die Jansenisten zu befriedigen, und pochte doch zu gleicher Zeit dem Pabst so sehr, daß man glauben sollte, er habe den Plan unsers großen Kaisers gehabt. Aber ein Regent, der blos nach Paßionen und augenbliklichen Bedürfnissen handelt, kann 1678 keinen Plan haben, es ist ihm vielleicht um Erweiterung seiner Regalrechte, aber nicht um gesichertes richtiges Verhältniß des Staats und der Kirche zu thun, er thut so viel, daß der Pabst sieht, was er thun könnte, 1682 seine Geistlichkeit muß sich versammeln

und

und vier Säze abfassen, welche wenigstens den gröbsten kurialistischen Irrthümern steuren, Bossuet muß darüber kommentiren und wenn Launoy noch gelebt hätte, würde er noch emphatischer darüber kommentirt haben, aber was war das Ende — daß es beym schreiben und sagen blieb, daß der Pabst, so bald er sich mit den Jesuiten ausgesöhnt, wieder so unumschränkt in Frankreich befehlen konnte als vorher. Es war unmöglich, daß eben der Ludwig, der Dragoner aussandte die Hugonotten zu bekehren, die Katholische Kirche seines Reichs vom Druk des päbstlichen Jochs befreyen konnte; zwey so ungleichartige Früchte reifen nicht leicht in einer Seele. Der sanfte, edle Fenelon hat 1697 es ungefähr zehen Jahre nach dem Streit, welchen Ludwig wegen der Quartiersfreyheit mit dem Pabst führte, traurig genug erfahren, wozu die Hofpartie und selbst auch ein Bossuet den Pabst noch immer brauche, warum also unter solchen Regierungen keine wahre Freyheit zu erwarten sey.

§. 46.

Neue Mystiker der Kathol. Kirche.

Nach der allgemeinen Analogie der ganzen Kirchengeschichte erzeugte sich in edlern, wahrheitbegierigen Seelen immer mehr Liebe zur Mystik, je mehr die große Geistlichkeit in Streitigkeiten versank, Religion und Theologie zum Spiel ihrer Paßionen und ihrer gelehrten Musse machte. Selbst den Abt de la Trappe darf man als ein Phänomen dieser Art hieher rechnen, wenn er schon

schon nicht eigentlicher Mystiker war. **Noch gewisser** sind Molinos, Bourignon, **Guyon**, lauter Erscheinungen eben derselben Art, **nur den** wichtigen Unterschied mit eingerechnet, **welchen Geschlecht**, Nation, Erziehung und Umgang bey niemand so kennbar machen als bey **Mystikern**. Der Spanier scheint weit weniger **mystische** Schwazhaftigkeit gehabt zu haben, als diese **zwey** Französische Frauenzimmer, und seine Schrift war weit nicht mit der dreisten religiosen Sinnlichkeit geschrieben, der sich Mystikerinnen so oft überlassen, ohne zu wissen, daß sie sich nicht dem Geiste Gottes sondern ihrem eigenen überlassen haben.

§. 47.

Chinesisches Mißionsinteresse.

Wie von den Streitigkeiten des Michael Bajus an bis auf die des Fenelon herab die Jesuiten immer öffentlich oder verstekt eine Hauptrolle spielten und durch die Hand des großen Ludwigs den Pabst oft demüthigen oft erheben ließen, so trieben sie auch durch die Mißionen ihr Spiel in den andern Welttheilen, und ehe Paraguay recht benuzt werden konnte, war es nirgends mehr der Mühe werth als in China, dem aufgeklärtesten Reiche Asiens.

Sie schlichen sich hier als Gelehrte ein, spielten erst den Mathematiker, um nur allmälig in ihre theologische Urgestalt sich wieder zu verändern, und auch dieser gaben sie eine solche Form, daß sie den Chinesern nicht auffallend seyn konnte. Sie

nahmen so viel von den eigentlichen Religionsgebräuchen der Chineser an, als ob es bloße bürgerliche Ceremonien wären, daß man nicht wußte, ob sie die Chineser für das Christenthum gewinnen oder sich als versöhnte Freunde des Chinesischen Aberglaubens zeigen wollten. Die andere Mißionarien mögen vielleicht manches geblendet durch Eifersucht noch im strengern Lichte betrachtet haben als es betrachtet zu werden verdiente, aber wie glaublich ist es, daß der Jesuit auch in Asien Jesuit war, allen alles zu werden suchte, um von allen alles zu erhalten. Als wenigstens ihre Sache vor den heil. Stuhl zu Rom kam, bewiesen sie sich ganz als diejenige, welche sie ihre ganze Existenz hindurch waren, gehorsame Söhne des heiligen Vaters, wenn er thut was seine Söhne wollen und dreiste Rebellen, wenn er Unterwürfigkeit verlangt. Clemens XI. sonst Freund dieser arglistigen Väter, wollte nachdem der Streit fast ein Jahrhundert lang gedauert hatte, endlich alles ins Klare setzen, schikte einen Kommissair, Carl Tournon, nach China, mit unbedingter Gewalt zu untersuchen und zu richten, und eine Eidesformel wurde entworfen, welche künftighin jeder Mißionar beschwören sollte, um die Vermengung solcher heidnischen Religion mit der Christlichen zu vermeiden. Tournon starb im Gefängniß in China als Märtyrer der päbstlichen Hoheit, welche er gegen die Jesuiten hatte behaupten wollen.

1705

Die Mißionengeschichte ist unstreitig einer der traurigsten Abschnitte der Römischkatholischen und Pro-

gebreitet zu sehen, der es durch seine Ausgabe der Werke Leo des Gr. gar nicht verdient hatte, daß ihn der Pabst lobte, und noch weniger in den Jansenistischen Streitigkeiten als Jesuitenfreund sich bewiesen. Ihr Unwille wurde noch mehr gereizt, als der Erzbischof von Paris, Card. von Noailles, durch ein eigenes bischöfliches Mandat das Quesnellische Neue Testament empfahl; zwey Feinde konnten sie itzt mit einem Schlag treffen, solche Gelegenheiten kamen zu selten, als daß sie dieselbe hätten vorbeylassen können.

Erst liessen sie nur böse Gerüchte gegen das Buch gleichsam im Dunklen schleichen, je stiller diese umherschleichen, desto grösser ist meistens ihr Schade, aber Quesnell und sein Buch waren zu gekannt, als daß stille Verläumdung hätte schaden können, man sah wohl, was mit dem theologischen Pasquill Probleme ecclesiastique gemeynt sey.

Mit Mühe gewannen sie endlich einen Französischen Bischof, der in einer eigenen Pastoralinstruction gegen das Quesnellische Testament sich erklärte, es blieb aber noch lange Zeit bey dem einen, und der erste, der sich seiner schlechten Gesellschaft nicht schämte, war der Römische. Clem. XI. ließ fünf Jahre nach dem Erscheinen jener Pastoralinstruction ein Breve nach Frankreich ergehen, das nicht länger zweifeln ließ, was für ein Geist ihn regiere. Das Breve wurde zwar nicht angenommen, aber es bahnte doch dem Beichtvater des Königs, dem Jesuiten Tellier den Weg,

noch

er den Namen des Mannes nicht mit Hochachtung nennen wollte, durch dessen kritische Läuterungen ihm so viel Wahrheit gewonnen und noch weit mehr als möglicher Gewinn gezeigt würde. Zwar wie vielen Fehlern mußte nicht eben der Mann ausgesezt seyn, welcher zum erstenmal an die äusserste Gränzen der historischen Kritik fortschritt, fast die ganze Masse von Meinungen seines Zeitalters nichts als Hypothese fand und doch noch einige Wahrheit herausschneiden sollte? Jurieu'n zum Kollegen und zum unversöhnlichen Gegner zu haben, war tägliche Geduldsübung, welche manchen Fehler verzeihlicher macht, und ein großer Schriftsteller, welcher sich bewußt ist, wie sehr sein Zeitalter seiner nöthig hat, verwahrt sich selten genugsam vor der Schwäche, einem herrschenden Hange des Publikums zu schmeichlen, um desto allgemeiner gelesen zu werden. Die Sprache der meisten schönern Französischen Schriftsteller unmittelbar vor den Zeiten Bayle's war gar nicht keuscher als der schändlich zusammengesuchte Inhalt mancher Artikel im kritischen Dictionnaire, aber bey einem Manne, wie Bayle, glaubte man keine Säculumsfrivolität befürchten zu dörfen; die Keuschheit seines Privatlebens hat doch selbst Jurieu nicht zu verläumden gewagt.

Philosophie über Geschichte und gesunde historische Kritik sind durch Bayle zuerst ans Licht gebracht worden: aber Reformirte und Lutheraner haben erst geraume Zeit nach seinem Tode der Goldader, welche er zeigte, weiter nachgegraben. Erst hat man ihn in manchem widerlegt, was

schon nicht eigentlicher Mystiker war. Noch ge-wisser sind Molinos, Bourignon, Guyon, lauter Erscheinungen eben derselben Art, nur den wichtigen Unterschied mit eingerechnet, welchen Geschlecht, Nation, Erziehung und Umgang bey niemand so kennbar machen als bey Mystikern. Der Spanier scheint weit weniger mystische Schwazhaftigkeit gehabt zu haben, als diese zwey Französische Frauenzimmer, und seine Schrift war weit nicht mit der dreisten religiosen Sinnlichkeit geschrieben, der sich Mystikerinnen so oft überlassen, ohne zu wissen, daß sie sich nicht dem Geiste Gottes sondern ihrem eigenen überlassen haben.

§. 47.

Chinesisches Mißionsinteresse.

Wie von den Streitigkeiten des Michael Bajus an bis auf die des Fenelon herab die Jesuiten immer öffentlich oder verstekt eine Hauptrolle spielten und durch die Hand des großen Ludwigs den Pabst oft demüthigen oft erheben ließen, so trieben sie auch durch die Mißionen ihr Spiel in den andern Welttheilen, und ehe Paraguay recht benuzt werden konnte, war es nirgends mehr der Mühe werth als in China, dem aufgeklärtesten Reiche Asiens.

Sie schlichen sich hier als Gelehrte ein, spielten erst den Mathematiker, um nur allmälig in ihre theologische Urgestalt sich wieder zu verändern, und auch dieser gaben sie eine solche Form, daß sie den Chinesern nicht auffallend seyn konnte. Sie

nahmen

König, ruhig zu sterben, er habe nur den Willen des Pabsts und der Bischöfe erfüllt.

§. 50.

Verdienste der Jesuiten um theol. Gelehrs. Rich. Simon.

Die ganze Geschichte der Katholischen Kirche ist demnach seit den Zeiten der Trienter Synode bis in das erste Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Jesuitische Kabale, und wenigstens als Theologen betrachtet, waren sie weit nicht die gelehrteste der Katholischen Kirche, sondern gerad eben der Orden und eben die Congregation, welche sich um die ganze Litteratur die größte Verdienste erworben hatte, litt durch die Jansenistische und Quesnellische Verfolgungen der Jesuiten am meisten. Mancher edle Mann aus der Congregation des h. Maurus schmachtete lange Zeit im Gefängnisse, weil er seinen Augustin nicht Jesuitisch verstehen wollte, und daß die Wahrheit durch die Schriften eines Dupin, Natalis Alexander und mehrerer solcher das nicht gewann, was sie hätte gewinnen können, war wieder blos Jesuitismus Schuld. Für so viele erstikte Keime der Wahrheit war es schöner Ersaz — der Historiker Harduin! Männer solcher Art haben ihren historischen Skepticismus gewöhnlich von sich selbst abstrahirt. Harduin und Berruyer sollten Zeitgenossen gewesen seyn.

Billig verdient unter allen Französischen Theologen am Ende dieser Periode vorzüglich ausgezeichnet zu werden Richard Simon, ein Genie

von vieler Aehnlichkeit mit Bayle, so weit Verschiedenheit ihrer bearbeiteten Fächer Aehnlichkeit bemerken läßt. Was er für biblische Kritik und für Kirchengeschichte geschrieben hat, ist meist alles trefflich, und selbst wir Protestanten haben ungefähr erst seit zwanzig Jahren diesen großen Mann recht schäzen gelernt, der, wenn er auch nicht immer Wahrheit selbst giebt, doch den Weg zu Findung der Wahrheit, für seine Zeiten unerwartet glüklich gebahnt hat.

§. 51.

Veränderung des Ganzen seit der Trienter Synode.

Worinn hat denn also die Römischkatholische Kirche am Ende der ganzen bisher geschilderten Periode verglichen mit dem Anfang derselben an wahrer würksamer Aufklärung gewonnen. Viel ist geschrieben, manches gelehrt aus einander gesezt, eine schöne Menge trefflicher Revisionen von Kirchenvätern herausgegeben worden, brauchbare Urkunden des mittlern Zeitalters sind entdekt und eben so nüzliche Nachrichten der neuesten Kirchengeschichte in allgemeine Bekanntschaft gekommen, aber alles schien vielmehr nur reichaufgehäufter Vorrath zu seyn, der einmal zur allgemeinen Reformation gebraucht werden konnte, als daß man schon würklich bleibend gute Würkungen gesehen hätte.

Der Pabst tyrannisirte die Gewissen zu den Zeiten der Constitution Unigenitus, wie er es in der Periode des Trientschen Conciliums gethan

hatte, die Tyranney war izt nur noch unerträglicher, weil sich der Pabst izt mehr nur als blosses Instrument brauchen lassen mußte, denn vorher. Den alten Traum vom König der Könige hatte der heil. Vater auch noch nicht vergessen, er meynte Kön. Friederich I. von Preussen hätte den Königstitel bey ihm holen sollen, und den Kaiser Joseph I. behandelte er noch wie einen ungerathenen Sohn. Es ist schwer zu glauben, daß der Pabst aufhören könne, Pabst zu seyn; die Hoffnung hat schon so oft getäuscht.

Der katholischen Dogmatik hat zwar Bossuet einen täuschenden Anstrich gegeben, aber was nüzt ein Anstrich, und wie wenig hat man zu Rom auch nur diese täuschende Milderung gebilligt. Ist irgendwo Indulgenzenmißbrauch feierlich abgeschafft worden? Hat das Finanziren mit dem Leib und Blut Christi irgendwo aufgehört? Hörte man nichts mehr von erlogenen Wundern und schnitt man dem Volk die Gelegenheit ab, daß sein Heiligendienst nicht Gözendienst wurde? Ist die herrschende Gesinnung der Katholischen Kirche duldender gegen ihre dissentirende oder irrende Mitbrüder geworden?

Wie sehr muß sich nicht der Historiker bey Beurtheilung eines solchen allgemeinen Zustandes hüten, aus dem Erscheinen etlicher aufgeklärtern gelehrten Werke nicht sogleich auf den verbesserten Zustand des Ganzen zu schliessen. Was in der leztern Hälfte dieser Periode der Katholischen Kirchengeschichte gutes geschah, geschah durch die

gebreitet zu sehen, der es durch seine Ausgabe der Werke Leo des Gr. gar nicht verdient hatte, daß ihn der Pabst lobte, und noch weniger in den Jansenistischen Streitigkeiten als Jesuitenfreund sich bewiesen. Ihr Unwille wurde noch mehr gereizt, als der Erzbischof von Paris, Card. von Noailles, durch ein eigenes bischöfliches Mandat das Quesnellische Neue Testament empfahl; zwey Feinde konnten sie itzt mit einem Schlag treffen, solche Gelegenheiten kamen zu selten, als daß sie dieselbe hätten vorbeylassen können.

Erst liessen sie nur böse Gerüchte gegen das Buch gleichsam im Dunklen schleichen, je stiller diese umherschleichen, desto grösser ist meistens ihr Schade, aber Quesnell und sein Buch waren zu gekannt, als daß stille Verläumdung hätte schaden können, man sah wohl, was mit dem theologischen Pasquill Probleme ecclesiastique gemeynt sey.

Mit Mühe gewannen sie endlich einen Französischen Bischof, der in einer eigenen Pastoralinstruction gegen das Quesnellische Testament sich erklärte, es blieb aber noch lange Zeit bey dem einen, und der erste, der sich seiner schlechten Gesellschaft nicht schämte, war der Römische. Clem. XI. ließ fünf Jahre nach dem Erscheinen jener Pastoralinstruction ein Breve nach Frankreich ergehen, das nicht länger zweifeln ließ, was für ein Geist ihn regiere. Das Breve wurde zwar nicht angenommen, aber es bahnte doch dem Beichtvater des Königs, dem Jesuiten Tellier den Weg,

1618	Zu Prag und zu Dordrecht zwey Begebenheiten von großen Folgen.
1619	Der Streit zwischen den Tübingischen und Giessenschen Theologen wird erst recht heftig. Arnd († 1621.) wird wenige dieser Schriften gelesen haben.
1629	Restitutionsedikt.
1634	Amyraut von der Prädestination.
1640	Friedrich Wilhelm, Churf. in Brandenb.
1645	Durch das Thorner Religionsgespräch hat Ge. Calixtus nichts an Orthodoxieruhm gewonnen. Grotius und Hoe von Hoenegg starben in diesem Jahr.
1648	Lutheraner und Reformirte haben also endlich mit den Katholiken völlig gleiche Rechte in Deutschland.
1649	Das Reich der Schwärmer in England. Was für heterogene Coexistenzen, Quäker und Independenten in England; Carlestaner in den Niederlanden; Calixtische Streitigkeiten in Deutschland und hie und da Ueberreste von Mystikern.
1652	Starb Philipp Christoph von Sötern.
1653	Fünf Propositionen aus dem Werk des Jansenius vom Pabst verdammt. Donna Olympia.
1658	Erster Anfang der Coccejusischen Streitigkeiten.
1660	Carl II. König in England. Friede zu Oliva.
1662	Starb Pascal. Streitigkeiten Alexander VII. mit Ludwig XIV.
1664	Abt de la Trappe.

1669	Pax Clementina.
1670	Spinozae tractatus theologico-politicus. Vergleichung des Spinoza mit seinem Zeitgenossen Hobbes.
1672	Spener fängt in Frankfurt collegia pietatis an.
1673	Klagen der deutschen Kirche, durch die drey geistliche Churfürsten zu Rom vorgebracht.
1675	Formula consensus Helvetici. Heidegger. Franz Turretin.
1681	Bayle kommt nach Rotterdam. Molinos in Italien. Ihr Zeitgenosse Richard Simon.
1682	IV. Proposit. Cleri Gallicani.
1684	Klerikus, Prof. am Remonstr. Gymnas. zu Amsterdam.
1685	Churpfalz Neuburg. Edict von Nantes aufgehoben.
1686	Stirbt Calov. Spener kommt als Oberhofprediger nach Dresden.
1688	Neue nun vollkommene Sicherheit der Englischen Kirche.
1691	Tillotson, Erzbisch. von Canterbury.
1692	Der Apokatastrate Petersen abgesezt. Das Jahr zuvor war Bekkers bezauberte Welt erschienen.
1694	Stiftung der Univ. Halle. Christ. Thomasius und die Pietisten.
1697	Bossuet und Fenelon. Clausula art. IV. pac. Ryswic. Der director Corp. Ev. wird Katholisch.
1700	Arnolds Kirchen- und Kezerhistorie.

Teur-

1705 Tournon in China.
1708 Väterliche Ermahnung Clemens XI. an Kaiser Joseph I. von der Oesterreich. Frömmigkeit nicht abzugehen.
1713 Constitution Unigenitus Dei filius.

Geschichte der Lutherischen Kirche von der Periode der Pietistischen Streitigkeiten bis auf die neueste Zeiten.

§. 52.

Pietistische Unruhen in Leipzig.

Es war immer einer der ersten frommen Wünsche Speners gewesen, daß doch die Universitätserziehung junger Theologen zwekmäßiger und besonders die Bemühungen, Gottes Wort aufzuklären und bekannter zu machen, sowohl häufiger als glüklicher seyn möchten. Was gewöhnlich auf Universitäten gelesen wurde, war nichts als Polemik und Dogmatik; man übte die Jünglinge in allen bey ältern und neuern Streitigkeiten erfundenen Distinctionen, und immer bey weitem der größte Theil predigte wieder, was er auf Universitäten gehört hatte.

Ein paar Magister in Leipzig, unter welchen Aug. Herrmann Frank nachher der berühmteste wurde, fiengen endlich einmal an, Kollegien nach Speners Plane zu lesen, Deutsch zu lesen um desto allgemeinfaßlicher zu seyn, ihre Zuhörer mit Beyseitsetzung aller dogmatischpolemischen Exegese

immer

von vieler Aehnlichkeit mit Bayle, so weit Verschiedenheit ihrer bearbeiteten Fächer Aehnlichkeit bemerken läßt. Was er für biblische Kritik und für Kirchengeschichte geschrieben hat, ist meist alles trefflich, und selbst wir Protestanten haben ungefähr erst seit zwanzig Jahren diesen großen Mann recht schätzen gelernt, der, wenn er auch nicht immer Wahrheit selbst giebt, doch den Weg zu Findung der Wahrheit, für seine Zeiten unerwartet glüklich gebahnt hat.

§. 51.

Veränderung des Ganzen seit der Trienter Synode.

Worinn hat denn also die Römischkatholische Kirche am Ende der ganzen bisher geschilderten Periode verglichen mit dem Anfang derselben an wahrer würksamer Aufklärung gewonnen. Viel ist geschrieben, manches gelehrt aus einander gesezt, eine schöne Menge trefflicher Revisionen von Kirchenvätern herausgegeben worden, brauchbare Urkunden des mittlern Zeitalters sind entdekt und eben so nüzliche Nachrichten der neuesten Kirchengeschichte in allgemeine Bekanntschaft gekommen, aber alles schien vielmehr nur reichaufgehäufter Vorrath zu seyn, der einmal zur allgemeinen Reformation gebraucht werden konnte, als daß man schon würklich bleibend gute Würkungen gesehen hätte.

Der Pabst tyrannisirte die Gewissen zu den Zeiten der Constitution Unigenitus, wie er es in der Periode des Trientschen Conciliums gethan

hatte,

doxe freuten sich ihres Siegs, und segneten sich über dem Verdienst, das sie sich um Fortpflanzung gründlicher Gelehrsamkeit durch Vertreibung dieser frommen Demagogen erworben zu haben schienen. Zu ihrem Unglük kam bey dieser Magisterverfolgung ein Mann mit ins Spiel, den wohl nie jemand des Pietismus beschuldigt hat, der aber seine nicht so ganz unschuldige Privatkriege mit den Theologen gern mit einer solchen Sache in Verbindung sezte, bey welcher die Blössen seiner Gegner recht sichtbar waren.

§. 53.

Christi. Thomasius. Neue Universität Halle. Waisenhaus daselbst.

Christian Thomasius las zu Leipzig im juridischen und philosophischen Fache mit eben dem Beyfall, der bey den biblischen Kollegien so viele Eifersucht der alten Theologen erregte, und alles strömte ihm zu, nicht nur um etwas zu lernen, sondern auch um etwas zu lachen zu haben. Er stürmte und schwärmte in mehrere Fächer der Wissenschaften, und es schien ihm zu einem vortrefflichen Genie nichts zu fehlen, als mehr systematisches Nachdenken, und selbst oft auch im litterarischen mehr edler Charakter. Die Sünde, Pufendorfen im Naturrecht vertheidigt zu haben, konnte man ihm zu Leipzig, wo Val. Alberti war, noch weniger verzeihen, als manchen andern sonst unverzeihlichern Fehler, er mußte endlich seine Vaterstadt verlassen, und zog nach Halle, wo ihm so viele seiner Leipziger Schüler nachfolgten, daß ei-

ne

ne Universität von Studirenden schon da war, noch ehe hier würklich durch Speners Vermittlung eine hohe Schule gestiftet wurde.

1694 Diese neue Stiftung wurde der Zufluchtsort der Pietistischen Partie, und da sich hier mit einem mal eine ausserordentliche Anzahl von großen Männern in allen Fächern zusammen fand, so warf der Ruhm der andern Fakultäten immer auch einiges Licht auf die dasige Theologen, unter welchen sich Aug. Herm. Franke nicht nur durch Verdienste um die praktische Theologie, sondern auch durch politische Thätigkeit hervorthat. Gesichert durch den Schuz des Preußischen Monarchen konnte die neue Partie alle Conspirationen der Hamburger, Witteberger und Leipziger Theologen verlachen, und Franke verschafte derselben durch Stiftung des Hallischen Waisenhauses bald eine neue Stüze, welche viel sichrer zu seyn schien, als die Harmonie der doch immer wechslenden theologischen Fakultät.

Unverkennbar ist das Verdienst dieser Männer um Ausbreitung und Nuzbarmachung der Bibel, die Scholastik ist durch sie wieder gestürzt und für eine nüzlichere Gelehrsamkeit Raum gemacht worden, die Religion, bisher durch eine drückende Theologie gleichsam erstikt, blühte wieder ungehindert empor, und man müßte vergessen, daß Menschen als Menschen beurtheilt werden müssen, wenn man ihnen dagegen gleichsam aufrechnen wollte, daß wahre, auf Geschichte und Philologie sich gründende, theologische Gelehrsamkeit hie

und

und da durch ihre Revolution Schaden gelitten, daß in das praktische Christenthum eine gewisse Förmlichkeit gekommen, und endlich manchmal die fromme Würksamkeit zur verfolgenden Gewaltthätigkeit anderer geworden ist. Wie unbillig wäre es, den Urhebern einer Revolution alles gerade hin zuzuschreiben, was bey ihnen oft noch ganz unsichtbarer Fehler wäre, wenn man nicht durch das Betragen der Schüler aufmerksam gemacht würde, auch den Lehrer strenger zu prüfen. Vielleicht hat selbst die Art der Streitigkeiten, welche diese Partie über manche Punkte der Experimentaltheologie hatte, sehr viel beygetragen, diese Fehler wenigstens sichtbarer zu zeigen. Man wird nie leicht unbilliger gegen einen andern, als wenn man aus eigenen innern Erfahrungen sprechen zu können glaubt, und es wird ein etwas erweiterter Zirkel mannichfaltigern Umgangs erfodert, was gerad die Freunde dieser Partie vermieden, um das individuelle seiner besondern Bildung von dem allgemeinnothwendigen abzusondern zu wissen.

§. 54.

Nutzen und Schaden der Wolfischen Philosophie.

Der Streit der Hallischen und Wittebergischen Partie hatte noch nicht aufgehört, als an dem Residenzort der erstern ein Philosoph auftrat, der sich durch bloßen Wucher mit Leibnitzischen Ideen einen so allgemeinen Ruhm und Glauben verschafte, als selbst kaum der erste Erfinder derselben während seinem Leben genossen hatte. So gefährlich zulezt der Misbrauch der Philosophie ausartete,

1548	Augsburger Interim.
1552	Westphal und Calvin in einem sehr unsanften Streit mit einander.
1555	Augsburger Religionsfriede in Deutschland, aber gewiß nicht in England.
1558	Ursprung der Universität zu Genf: Calvin und Beza.
1560	Melanchthons Tod. Veränderung in der Pfalz.
1563	Im Jahr der geendigten Trienter Synode, Uniformitätsakte in England. Presbyterianer.
1567	König Philipps II. Apostel in den Niederlanden. Michael Bajus.
1572	Pariser Bluthochzeit.
1580	Concordienformel. Das Jahr vorher Utrechter Union.
1590	Jak. Andreä und Sixt. V. sterben in einem Jahr. Den Triumph der Orthodoxen in Chursachsen hätte wohl ersterer noch sehen mögen.
1597	Welche Streitigkeit war fruchtbarer, die zu Rom in den Congregationen de auxiliis gratiae oder Dan. Hoffmanns Controversien zu Helmstädt.
1598	Edict von Nantes.
1602	Matth. Hoe von Hoenegg ein Oesterreicher bis 1645. Oberhofprediger in Dresden.
1609	Todesjahr des Arminius. Conr. Vorstius sein Amtsnachfolger.
1610	Remonstranz von den Antigomaristen den Staaten von Holland übergeben.

Zu

1618 Zu Prag und zu Dordrecht zwey Begebenheiten von großen Folgen.

1619 Der Streit zwischen den Tübingischen und Giessenschen Theologen wird erst recht heftig. Arnd († 1621.) wird wenige dieser Schriften gelesen haben.

1629 Restitutionsedikt.

1634 Amyraut von der Prädestination.

1640 Friedrich Wilhelm, Churf. in Brandenb.

1645 Durch das Thorner Religionsgespräch hat Ge. Calixtus nichts an Orthodoxieruhm gewonnen. Grotius und Hoe von Hoenegg starben in diesem Jahr.

1648 Lutheraner und Reformirte haben also endlich mit den Katholiken völlig gleiche Rechte in Deutschland.

1649 Das Reich der Schwärmer in England. Was für heterogene Coexistenzen, Quäker und Independenten in England; Cartesianer in den Niederlanden; Calixtische Streitigkeiten in Deutschland und hie und da Ueberreste von Mystikern.

1652 Starb Philipp Christoph von Sötern.

1653 Fünf Propositionen aus dem Werk des Jansenius vom Pabst verdammt. Donna Olympia.

1658 Erster Anfang der Coccejusischen Streitigkeiten.

1660 Carl II. König in England. Friede zu Oliva.

1662 Starb Pascal. Streitigkeiten Alexander VII. mit Ludwig XIV.

1664 Abt de la Trappe.

1669 Pax Clementina.
1670 Spinozae tractatus theologico-politicus. Vergleichung des Spinoza mit seinem Zeitgenossen Hobbes.
1672 Spener fängt in Frankfurt collegia pietatis an.
1673 Klagen der deutschen Kirche, durch die drey geistliche Churfürsten zu Rom vorgebracht.
1675 Formula consensus Helvetici. Heidegger. Franz Turretin.
1681 Bayle kommt nach Rotterdam. Molinos in Italien. Ihr Zeitgenosse Richard Simon.
1682 IV. Proposit. Cleri Gallicani.
1684 Klerikus, Prof. am Remonstr. Gymnas. zu Amsterdam.
1685 Churpfalz Neuburg. Edict von Nantes aufgehoben.
1686 Stirbt Calov. Spener kommt als Oberhofprediger nach Dresden.
1688 Neue nun vollkommene Sicherheit der Englischen Kirche.
1691 Tillotson, Erzbisch. von Canterbury.
1692 Der Apokatastrate Petersen abgesezt. Das Jahr zuvor war Bekkers bezauberte Welt erschienen.
1694 Stiftung der Univ. Halle. Christ. Thomasius und die Pietisten.
1697 Bossuet und Fenelon. Clausula art. IV. pac. Ryswic. Der director Corp. Ev. wird Katholisch.
1700 Arnolds Kirchen- und Kezerhistorie.

Teur-

1705 Tournon in China.
1708 Väterliche Ermahnung Clemens XI. an Kaiser Joseph I. von der Oesterreich. Frömmigkeit nicht abzugehen.
1713 Constitution Unigenitus Dei filius.

Geschichte der Lutherischen Kirche von der Periode der Pietistischen Streitigkeiten bis auf die neueste Zeiten.

§. 52.

Pietistische Unruhen in Leipzig.

Es war immer einer der ersten frommen Wünsche Speners gewesen, daß doch die Universitätserziehung junger Theologen zwekmäßiger und besonders die Bemühungen, Gottes Wort aufzuklären und bekannter zu machen, sowohl häufiger als glüklicher seyn möchten. Was gewöhnlich auf Universitäten gelesen wurde, war nichts als Polemik und Dogmatik; man übte die Jünglinge in allen bey ältern und neuern Streitigkeiten erfundenen Distinctionen, und immer bey weitem der größte Theil predigte wieder, was er auf Universitäten gehört hatte.

Ein paar Magister in Leipzig, unter welchen Aug. Herrmann Frank nachher der berühmteste wurde, fiengen endlich einmal an, Kollegien nach Speners Plane zu lesen, Deutsch zu lesen um desto allgemeinfaßlicher zu seyn, ihre Zuhörer mit Beyseitsetzung aller dogmatischpolemischen Exegese

immer

immer einzig auf die wichtigste praktische Beziehungen aufmerksam zu machen. Die neue Lehrmethode wurde mit allgemeinem Beyfall der Lernenden, aber eben so sehr auch mit ziemlich allgemeinem Hasse mancher durch Amtskredit und Alter geschäzten Lehrer gekrönt, welche nicht vergassen, die Mißbräuche, die mit jeder Neuerung verbunden zu seyn pflegen, als wesentlich in das Licht zu stellen. Bey einem Manne, wie Joh. Bened. Carpzov war, fand sich freylich durch dieses Phänomen alles gereizt, was oft auch aufmerksamere Beobachter seiner selbst täuschen könnte. Wurde einmal sein Aug durch Eifersucht geschärft, so fand er jedes Mittel nothwendig, um einem Schwindelgeist zu steuren, der, schon längst von ihm in der Stille beobachtet, mit jedem Jahr allgemeingefährlicher in der Kirche zu werden schien.

Die scharfe Bestrafung des schwärmerischen Superintendenten in Rostock, Petersen, hatte nicht geschrökt, Speners Hoffnung besserer Zeiten hatte in seinen Augen so viel ähnliches mit Petersens Chiliasmus, daß er nicht wußte, warum jener verehrt und dieser abgesezt wurde. Die Universitäten waren bisher von diesem sich sehr verbreitenden Fanatismus frey geblieben, und gleich sein erster Fortgang in Leipzig schien zu zeigen, daß er an einem solchen Orte doppelt anziehende Kraft zu haben scheine. Wie leicht verfällt man doch ins unedle, wenn man sich einmal eine gewisse Absicht durchzusetzen vornimmt! Die biblischen Kollegien in Leipzig wurden endlich zerstreut, Spener wurde in Dresden gestürzt, die Ortho-

dorre freuten sich ihres Siegs, und segneten sich über dem Verdienst, das sie sich um Fortpflanzung gründlicher Gelehrsamkeit durch Vertreibung dieser frommen Demagogen erworben zu haben schienen. Zu ihrem Unglük kam bey dieser Magisterverfolgung ein Mann mit ins Spiel, den wohl nie jemand des Pietismus beschuldigt hat, der aber seine nicht so ganz unschuldige Privatkriege mit den Theologen gern mit einer solchen Sache in Verbindung sezte, bey welcher die Blössen seiner Gegner recht sichtbar waren.

§. 53.

Christi. Thomasius. Neue Universität Halle. Waisenhaus daselbst.

Christian Thomasius las zu Leipzig im juridischen und philosophischen Fache mit eben dem Beyfall, der bey den biblischen Kollegien so viele Eifersucht der alten Theologen erregte, und alles strömte ihm zu, nicht nur um etwas zu lernen, sondern auch um etwas zu lachen zu haben. Er stürmte und schwärmte in mehrere Fächer der Wissenschaften, und es schien ihm zu einem vortreflichen Genie nichts zu fehlen, als mehr systematisches Nachdenken, und selbst oft auch im litterarischen mehr edler Charakter. Die Sünde, Pufendorfen im Naturrecht vertheidigt zu haben, konnte man ihm zu Leipzig, wo Val. Alberti war, noch weniger verzeihen, als manchen andern sonst unverzeihlichern Fehler, er mußte endlich seine Vaterstadt verlassen, und zog nach Halle, wo ihm so viele seiner Leipziger Schüler nachfolgten, daß ei-

ne

ne Universität von Studirenden schon da war, noch ehe hier würklich durch Speners Vermittlung eine hohe Schule gestiftet wurde.

1694 Diese neue Stiftung wurde der Zufluchtsort der Pietistischen Partie, und da sich hier mit einem mal eine ausserordentliche Anzahl von großen Männern in allen Fächern zusammenfand, so warf der Ruhm der andern Fakultäten immer auch einiges Licht auf die dasige Theologen, unter welchen sich Aug. Herm. Franke nicht nur durch Verdienste um die praktische Theologie, sondern auch durch politische Thätigkeit hervorthat. Gesichert durch den Schuz des Preußischen Monarchen konnte die neue Partie alle Conspirationen der Hamburger, Witteberger und Leipziger Theologen verlachen, und Franke verschafte derselben durch Stiftung des Hallischen Waisenhauses bald eine neue Stüze, welche viel sichrer zu seyn schien, als die Harmonie der doch immer wechslenden theologischen Fakultät.

Unverkennbar ist das Verdienst dieser Männer um Ausbreitung und Nuzbarmachung der Bibel, die Scholastik ist durch sie wieder gestürzt und für eine nüzlichere Gelehrsamkeit Raum gemacht worden, die Religion, bisher durch eine drückende Theologie gleichsam erstikt, blühte wieder ungehindert empor, und man müßte vergessen, daß Menschen als Menschen beurtheilt werden müssen, wenn man ihnen dagegen gleichsam aufrechnen wollte, daß wahre, auf Geschichte und Philologie sich gründende, theologische Gelehrsamkeit hie

und

und da durch ihre Revolution Schaden gelitten, daß in das praktische Christenthum eine gewisse Förmlichkeit gekommen, und endlich manchmal die fromme Würksamkeit zur verfolgenden Gewaltthätigkeit anderer geworden ist. Wie unbillig wäre es, den Urhebern einer Revolution alles gerade hin zuzuschreiben, was bey ihnen oft noch ganz unsichtbarer Fehler wäre, wenn man nicht durch das Betragen der Schüler aufmerksam gemacht würde, auch den Lehrer strenger zu prüfen. Vielleicht hat selbst die Art der Streitigkeiten, welche diese Partie über manche Punkte der Experimentaltheologie hatte, sehr viel beygetragen, diese Fehler wenigstens sichtbarer zu zeigen. Man wird nie leicht unbilliger gegen einen andern, als wenn man aus eigenen innern Erfahrungen sprechen zu können glaubt, und es wird ein etwas erweiterter Zirkel mannichfaltigern Umgangs erfodert, was gerad die Freunde dieser Partie vermieden, um das individuelle seiner besondern Bildung von dem allgemeinnothwendigen abzusondern zu wissen.

§. 54.

Nutzen und Schaden der Wolfischen Philosophie.

Der Streit der Hallischen und Wittebergischen Partie hatte noch nicht aufgehört, als an dem Residenzort der erstern ein Philosoph auftrat, der sich durch bloßen Wucher mit Leibnitzischen Ideen einen so allgemeinen Ruhm und Glauben verschaffte, als selbst kaum der erste Erfinder derselben während seinem Leben genossen hatte. So gefährlich zulezt der Misbrauch der Philosophie ausartete,

tete, welcher Christian Wolf den Namen gab; so nüzlich war sie doch in ihrem ersten Entstehen besonders für die theologische Litteratur.

Die Theologen der neuen siegenden Partie hätten endlich alles zulezt in eine Homilie verwandelt, und sowohl ihre Dogmatik als Exegese wurde immer unerwiesener, je erbaulicher sie werden sollte. Wolf glaubte, durch Uebertragung der bisher von den Mathematikern beobachteten Methode auf andere Wissenschaften, den leztern eben die Gewißheit und eben den sichern Zusammenhang zu geben, der bisher so gegründeter Stolz des einzigen Geometers zu seyn schien, und fast vergaß man in der ersten Freude über die neue Erfindung, daß besonders in Ansehung der Disciplinen, welche fast einzig auf positiven Säzen beruhen, einiger Unterschied gemacht werden müsse.

Ehe man es sich versah, erschien auch die Theologie im neuen, ihr so gar nicht passenden, mathematischen Gewande, und wer auch noch geduldig hätte abwarten können, bis sich der erste Reiz der neuen Mode verloren, der glaubte doch die Kühnheit laut bemerken zu müssen, mit welcher man alles izt demonstriren wollte, und auch die Lehre von der besten Welt, die man für ein so schönes Eigenthum dieser neuen Philosophie ausgab, machte sich durch einige Ausdrücke verhaßt, welche den biblischen Redarten von der Sünde nicht ganz gemäß wären. Für eigentliche Gelehrsamkeit war zwar diese neue Philosophie gar

nicht

nicht günstig, hierinn gab sie also keinen Ersaz gegen die Fehler der Waisenhauspartie: aber sie führte doch von dem einförmigen Ton frommer Empfindungen auf mehreres freymüthiges Nachdenken, sie schärfste eben die Kräfte, welche durch jene fast gesezmäßige Einförmigkeit so stumpf gemacht wurden, sie entdekte die Lücken mancher bisherigen theologischen Beweise, wenn sie schon oft selbst nicht viel bessere angab. Wären alle Freunde Wolfs so bescheiden und so scharfsinnig gewesen als Bilfinger, so würde unser Jahrhundert den reinen Nuzen dieser Philosophie ohne Beymischung eines so großen Schadens genossen haben. Aber welch ein Abstand von Bilfinger bis zu Canzen, und wieder von Canz bis zu Carpzov!

§. 55.

Mährische Brüdergemeinen.

Mit der Geschichte der Wolfischen Philosophie läuft ein anderes Phänomen parallel, das man zwar als einen Auswuchs der Hallischen Theologie ansehen könnte, das aber doch von seinem Urheber und schon durch seine erste Entwiklungen so viel originelles erhielt, daß sich nur ein entfernterer historischer Zusammenhang mit der Pietistischen Partie sehen läßt.

Graf Zinzendorf, der Urheber dieses Phänomens, mag wie die meisten Fanatiker anfangs gar nicht die Absichten gehabt haben, welche sich bey wahrgenommenem Fortgang der Sache in seiner Seele aufschlossen; ein feuriger Jüngling,

für alles leicht erhizt, und daher auch am schnellsten für Religionsideen erhizt, denen sein Enthusiasmus immer so viel voreiliger eine sinnliche Hülle gab, je weniger er durch ausgebreitete Gelehrsamkeit verhindert wurde, seinem natürlichen Hang sich zu überlassen.

Bey den beständig fortdaurenden Religionsverfolgungen in Böhmen und Mähren zogen sich mehrere der dort bedrängten Brüder in die 1722 Lausiz auf die Zinzendorfische Güter, sie bauten Herrenhut, und ihr Beschüzer gab sich alle Mühe sie in eine ordentliche Verfassung zu bringen. Für einen Kopf, der den Plan hatte, eine neue Religionspartie zu stiften, oder wenigstens eine Kirche zu stiften, in welcher sich alle drey in Deutschland herrschende Religionen zusammen antreffen und allmälig zu wechselsweiser brüderlicher Duldung gewöhnen könnten, war kein Haufe geschikter, als diese zusammengelaufene Mährische Brüder.

Gemeines Volk, überdies noch aus einer bedrängten Kirche, hat gewiß nie bestimmte Religionsbegriffe, sondern alles schwebt bey demselben in einem solchen helldunklen Zustande, daß auch wesentlich verschiedene Ideen einander doch ähnlich sehen. Die besonderen gottesdienstlichen Gebräuche, welche diese Brüder mitbrachten, wären einer Ausbildung fähig, durch welche die Sinnlichkeit des Menschen ganz zum Vortheil der Religion bezaubert werden konnte. Man hatte, um den ersten Anfang der Sache zu machen, der immer der

schwerste

schwerste ist, gar nicht nöthig, in irgend einer von den drey Religionen schon eingenommenen Kirche Veränderungen vorzunehmen; es war gleichsam freyes Land, wo sich die Brüder ansezten, ihre erklärte Vereinigung mit den A. C. verwandten sollte den Weg bahnen, um nicht gleich nachtheilige Aufmerksamkeit gegen sie zu erregen, und ihre beybehaltene abweichende Religionsgebräuche sollten der Faden seyn, an welchen das noch verborgene Gewebe angeknüpft werden könnte.

Erst der Mißionariuseifer des Grafen, wie er einmal recht würksam zu werden anfieng, zeigte einen Theil dessen, was allzuargwöhnische Gemüther gleich anfangs befürchtet hatten, und da dieser erlauchte Theolog, wahrscheinlich auch sicher gemacht durch seinen ersten glüklichen Fortgang, in seinen Vorträgen und Liedern einer Schwazhaftigkeit sich überließ, welche auch den geübtesten Denker manches unüberdachte hätte sagen machen, so änderte sich allmälig die anfangs bloß allzubilderreiche Religion in ein sinnlichreligioses Gemische, das eben so ärgerlich als ungereimt wurde.

Jeder Schwärmer hält auf seine **Gemüthlichkeit**, aber der Graf sezte Gottes Wort gar zu weit gegen dieselbe herab. Zu Herrenhut hätte immerhin eine Einrichtung seyn mögen, welche der Gütergemeinschaft der ersten Christlichen Gemeine zu Jerusalem ähnlich seyn sollte; aber so bald sich die Brüdergemeine auch in andern Ländern ausbreitete, so konnte die **Heilandskasse** unmöglich **Gemeinkasse** seyn, und das willkührliche

Heurathsgouvernement muste manchen Brüdern beschwerlich werden.

Manche fromme Seele mag dem Tadel eifriger Theologen lang nicht getraut haben, die Beyspiele von Spener und Frank und alle ältere Geschichte schienen zu beweisen, daß alles Gute Widerspruch leiden müsse: aber als endlich selbst Bengel dagegen auftrat, mit verstärkterem Ernst Vorstellungen machte als Weismann, so schied sich die Pietistenpartie von dieser neuen Gemeine, und wenn schon Zinzendorf bis an seinen Tod in der alten und neuen Welt fortwürkte, so war doch das Glük des weitern Fortgangs dem ersten Anfang gar nicht gemäß.

1760

Seit dem Tode des Grafen hat sich alsdenn diese Gesellschaft sichtbar gebessert, da die Verbindung zwischen Zinzendorf und Nitschmännin selbst im innern der Gemeine so viel Unruhe gemacht hatte. Ihre Religionsbegriffe haben sich sichtbar berichtigt, ihre innere Verfassung scheint von dem ersten geistlichen Despotismus glüklich verloren zu haben, ihre Koloniensucht kommt mit der Ruhe anderer Gemeinen weniger in Kollision; vielleicht können die Herrenhuter im Verhältniß gegen die Lutherische Kirche noch eben das werden, was ehmals Waldenser im Verhältniß gegen die päbstliche Kirche waren — bleibende Zeugen der lutherischen Wahrheit, wenn Lehre von der Versöhnung und andere Lutherische Grundideen von einer willkührlichen Philosophie oder von einem

der

der strengen Orthodoxie noch nachtheiligern Indifferentismus verdrängt werden sollten.

§. 56.

Pfaffs Unionsversuche. Baumgarten stürzt die Waisenhauspartie.

In die Geschichte des erstern durch den Schein der Orthodoxie begünstigten Fortgangs der Herrenhuter war unter andern auch Kanzler Pfaff in Tübingen verwickelt, ein Mann, in welchem die Vorsehung recht viele Vortheile vereinigt zu haben schien, um etwas großes auszuführen, der aber wie in seinen Unionsversuchen so bey allen seinen Unternehmungen zu viel auf seinen Ruhm und Bequemlichkeit sah, als daß er das hätte werden können, was Baumgarten in Halle unter viel weniger scheinbaren Umständen sowohl durch seine eigene Thätigkeit als durch die Thätigkeit seiner Schüler geworden ist.

Die Frankische Partie hatte zwar einige Freymüthigkeit in Ansehung der kleinern theologischen Bestimmungen ergriffen, aber es war mehr Freymüthigkeit auf das Bewußtseyn redlicher Absichten als auf feste neue Ueberzeugungsgründe gebaut. Baumgarten mit einem hinlänglichen Vorrath historischer Kenntnisse versehen, gab den Jünglingen die er bildete, manchen bisher unbenuzten Stoff zum Nachdenken, und brachte auch Englische Litteratur mehr in Umlauf, die vor ihm uns Deutschen zu unsrem grösten Schaden gar zu fremd war. Was dem großen Mann an philolo-

 gischen

gischen und exegetischen Einsichten entgieng, ersezte sein Zeitgenosse **Bengel**, welchem öfters partenisch manche Fehler seiner Schüler als eigene Fehler angerechnet wurden, und **Ernesti** verbesserte mit noch entscheidenderem richterlichem Ansehen manche Fehler der Baumgartenschen Schule, welche oft im dunklen, tabellenförmigen Vortrag ihrem Lehrer ähnlicher zu seyn schien, als im Vorzug seiner ausgebreiteten historischen Kenntnisse. Hätte auch Baumgarten unter allen, die nun bey ihm sind, keinen andern Schüler gezogen, als **Heilmann**, welcher Freund gründlicher dogmatischer Kenntnisse würde ihm nicht danken?

§. 57.

Geschichte der neuesten theologischen Revolution.

Semler, Baumgartens vertrauter Schüler, gieng in Erweiterung der bisherigen theologischen Kenntnisse und endlich auch in freymüthiger Erschütterung der gangbaren Orthodoxie viel weiter als sein Lehrer. Durch auffallende Mißbräuche der Lehre von den Besessenen und manche für einen Hallischen Theologen wichtige Lokalumstände wurde der erste gelehrte Eifer desselben gewekt, und da bisher Mosheim gröstentheils die Gränze der kirchenhistorischen Kenntnisse war, so konnt' es nicht fehlen, der thätige Mann kam aus diesem unbebauten Felde mit der reichsten Ausbeute zurük. Nur zweifelt noch ein Theil unsers Zeitalters, ob die historischen Untersuchungen desselben in Ansehung des Kanon mit hinlänglicher kaltblütiger Ueberlegung angestellt seyen, ob nicht selbst

oft

oft Gelehrsamkeit und unermüdete Thätigkeit dem völlig unparteyischen Nachdenken habe hinderlich werden können.

Ruhiger war die Reforme, welche Teller, ein geschmakvoller Exegete, in Ansehung bisher angenommener biblischer Hauptideen in seinem Wörterbuch wagte, aber ein großer Theil auch unserer gelehrtern Theologen verhehlt hiebey seinen Argwohn gar nicht, daß Christliche Religion, wenn allmälig alles positive hinweggethan wird, nach und nach in reinen Naturalismus verwandelt werde. Sie wenden sich also noch lieber zu dem trefflich philosophirenden Spalding, der zwar auch das positive der Christlichen Religion nicht ins Licht stellt, aber dasselbe weniger geradhin zu bestreiten scheint, und sowohl durch seine Erinnerungen als durch sein Beyspiel die Scheidung des allgemein nüzlichen und allgemein nothwendigen von bloßer theologischer Metaphysik befördert.

Unstreitig hat die allgemeine deutsche Bibliothek dieser theologisch. Revolution den Hauptschwung gegeben. Durch sie ist die uneingeschränkteste Freymüthigkeit befördert, manche feine philosophische Spekulation, mancher vorher blos in ungelesenen Werken verborgenliegende Zweifel in allgemeinen Umlauf gekommen, und wenn die Menschen in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eben so gut Menschen sind als die der vorigen Zeitalter, so läßt sich auch vermuthen, daß selbst die richterliche Strenge die-

ser allgemein beglaubigten Kritik manchen Schriftsteller von Orthodoxie zurükgeschrökt und zur Heterodoxie ermuntert habe.

§. 58.

Im Ganzen haben wir durch diese Revolution der leztern dreyßig Jahre ausserordentlich gewonnen und sie werden sich wahrscheinlich einst als die glänzendste Periode der lutherischen Kirchengeschichte auszeichnen. Wenn ist je die Bibel mit so viel kritischer Mühe behandelt, ihr erster historischer Sinn mit einem solchen Vorrath der mannichfaltigsten Kenntnisse untersucht worden? In welchem Zeitalter hat die Aufklärung des Alten Testaments durch Reisebeschreibungen, durch den Gebrauch verwandter Dialekte und durch eine an klaßischer Litteratur geübte Interpretationskunst so viel gewonnen? Wenn ist je der Gesichtspunkt, aus welchem die Bücher besonders des alten Testaments betrachtet werden müssen, mit so viel Wahrheit und Geschmak festgesezt worden? Welcher Zeitpunkt der lutherischen Kirche hat so viele philosophischaufgeklärte, philologischgelehrte und geschmakvolle Theologen gehabt als unser Zeitalter?

Wie schwesterlich nähert sich Theologie immer mehr der Religion? Wie viel wurde nicht durch kritischen Fleiß in der Kirchengeschichte aufgeklärt? War es nicht einer Gährung werth, um die Lehre vom Kanon so berichtigt zu erhalten, als wir sie izt haben? Der strengere Richter unsers Zeitalters

lers wird vielleicht gegen alle diese Vortheile den herrschenden Hang zum Naturalismus abwägen wollen, über die Zügellosigkeit klagen, womit selbst oft theologische Schriftsteller solche Lehren behandeln, welche vom grössern Theil ihrer Zeitgenossen nicht ohne grosse Wahrscheinlichkeit als biblischglaubwürdige Lehren angesehen werden, und endlich auch von den ökonomischen Ursachen der Vielschreiberey unserer Zeiten sprechen wollen, wodurch freylich mancher unmündige zum Schriftsteller veranlaßt werden, manche der trefflichsten ältern und neuern Schriften unbenuzt bleiben mag. Wie viele der Widerlegungen der Wolfenbüttelschen Fragmente werden auch nur das nächste Jahrzehend überleben? Der Strom der theologischen Litteratur besonders seitdem es so viel Ruhm und Vortheil bringt blos für das gröste Publikum zu schreiben, wird immer breiter; aber auch tiefer?

Geschichte der Kathol. Kirche seit der Konstitutionsstreitigkeit bis auf die neueste Zeiten.

§. 59.

Reihe der Päbste.

Die Jesuiten hatten an Clemens XI. ihren Mann gefunden, der entweder befehlen mußte, was sie wollten, oder zwar die Freude hatte befehlen zu dörfen, aber nur keinen Gehorsam sah. Er-

steres zeigte sich in den Jansenistischen, letz-
1721 teres in den Chinesischen Mißionsstreitig-
keiten. Sein Nachfolger Innocenz
XIII. würde besonders in Ansehung des Kirchen-
staats einer der besten Regenten geworden seyn,
nur lebte er nicht lang genug, um etwas großes
und ganzes ausführen zu können.

1724 Wenn aber würklich im Konklave im-
mer so viele feine Italiänische Politik
herrscht, als man vorgiebt, wie kommt es, daß
ein so einfältiger Mann als Benedikt XIII.
zum Pabst gewählt wurde, und die Regierung
dauerte überdies lang genug, daß Coscia und
Fini große Reichthümer sammlen konnten.
1730 Clemens XII. betrog seine Wahlherrn,
wie sie schon oft betrogen worden seyn mö-
gen, der alte schon halb blinde Greis blieb zehen
Jahre lang auf dem Stuhl sitzen, und sah nicht
die Kirche als seinen Nepoten an.

1740 Im Jahr der Thronbesteigung Marien
Theresiens und Friederichs wurde der ge-
lehrte Lambertini — Benedikt XIV., dessen
Regierung das Schlesische Generalvikariat und
ein trauriger Vergleich wegen der Annaten mit
Spanien verewigen. Die Jesuiten mögen
1758 es oft bereut haben, daß sie einem so
schwachen Vertheidiger ihrer Sache, als
Clemens XIII. war, die dreyfache Krone kauf-
ten, noch mehr aber über die Unvorsichtigkeit ih-
res Ricci erstaunt seyn, daß er nicht noch einmal
so viel Geld aufwandte, um die Wahl von

Gan-

Ganganelli zu hintertreiben, der als 1769 Clemens XIV. that, worauf man geschworen haben möchte, daß es nie ein Pabst thun würde, er dankte durch die Bulle Dominus ac Redemtor noster das beste päbstliche Garderegiment ab. Doch es scheint nun schon einmal alles verkehrt in Rom zu gehen, Seine päbstliche Heiligkeit Pius VI. sind nach Wien abgefahren, um zu sehen, was unser große 1782 Kaiser verfüge.

Zeigt es sich nicht, wenn man alle diese Herrn zusammenstellt, daß sich der heilige Konklavengeist manchmal verfehlt, und so ungeschikt verfehlt habe, daß er der Kirche oft gerad in den gefährlichsten Zeiten den schwächsten Pabst gab. Bey einer solchen Wahlverfassung, als das Römische Konklave ist, müssen sich diese Fälle öfters ereignen. Ein paar Parteyen zanken sich gewöhnlich so lang, bis beide des Konklavenzwangs überdrüssig endlich auf einen Menschen fallen, welchen oft bey dem ersten Eintritt ins Konklave gar nichts zu solchen Erwartungen berechtigte, weil doch nicht alle Kardinäle der Meynung sind, daß man einen Pabst wählen müsse, dessen Verstand ihnen nicht die Hoffnung nehme, den Mitregenten zu spielen. Welche Schwierigkeit, bis endlich der heil. Konklavengeist ein solches Subjekt trifft, gegen welches weder der erstgeborne Sohn der Kirche noch die katholische und apostolische Majestäten protestiren.

§. 60.

§. 60.

Constitutionsstreitigkeit seit Ludwigs XIV. Tode. Franz Paris.

Der Tod Ludwigs XIV. schenkte den Gegnern der Constitution Unigenitus einige Ruhe, welche aber so unveränderlich war, als das neue Hofsystem, worauf sich sich gründete. Was halfen die Appellationen an ein Concilium, wenn Kardinal Fleury für gut fand, den ersten Grundsaz der Französischen Kirchenfreyheit als Rebellion gegen den Pabst anzusehen. War es nicht erbarmenswürdiger Gewissenszwang, daß auch in der Todesstunde demjenigen die Sacramente verweigert werden sollten, der die Constitution nicht annehme, der nicht einen Beichtzettel vorzuweisen habe, worinn ihm von einem orthodoxen Priester seine unbeflekte Orthodoxie bezeugt wurde. Das Parlament nahm sich zwar der Unterdrükten an, aber der eigennüzige Eifer der Bischöfe, welche sich Gegengefälligkeiten von den Jesuiten versprechen konnten, suchte den Unterdrükten auch diese einzige Schuzwehr zu entreissen.

Die Antikonstitutionisten glaubten, nun sey es Zeit, daß Gott für seine Kirche eben das wieder thue, womit er sie in den ersten Zeiten ihrer Pflanzung gegen ähnlichgefährliche Feinde gerettet habe, sie erwarteten Wunder und sahen also auch bald Wunder am Grabe eines weil. Diakonus der Kirche des h. Medard zu Paris, Franz Paris.

So haben noch wenige Vorfälle des scharfsinnigsten philosophischen Untersuchungsgeistes gespottet, als die Geschichte dieses so schnell berühmt gewordenen Kirchhofs. Fieng man vielleicht zu philosophiren an, ehe historische Kritik den Stoff hinlänglich vorbereitet hatte? Erinnerte man sich zu wenig, was besonders bey Nervenkrankheiten die Imagination würken kann? Bedachte man, daß ein Gerücht nirgends leichter zur grossen ungeheuren Lüge wächst, als in einer Stadt wie Paris ist? Der König verbot endlich, daß mehrere Wunder am Grabe des sel. Abts geschehen sollten, und die Wunder blieben allmälig aus. Sebast. Joseph von Carvalho that in Portugall Wunder anderer Art, welche die Jesuiten nicht so leicht unthätig machen konnten, an deren Würkung sie endlich auch starben.

§. 61.

Sturz des Jesuiterordens.

Der Minister des neuen Königs von Portugall, welchem bey jedem Gedanken an die unmittelbarvorhergehende Regierung der volle Gräuel eines Pfaffenregiments in die Augen fallen mußte, besaß ganz die grausame Entschlossenheit, welche nothwendig ist, wenn bey einem durch Aberglauben so stupid gemachten Volk als die Portugiesen waren, protestantische Aufklärung emporkommen solle. Ein kleiner Ländertausch im südlichen Amerika mit Spanien machte ihn auf die Mißionsfinanzkünste der Jesuiten zuerst recht thätigaufmerksam, und er

1750

1753

entdekte

Pombal, Choiseul und Aranda unter einander verabredt zu haben schienen, und den der Pabst selbst durch seine höchst ungereimte Panegyrikusbullen, womit er den Jesuiten helfen wollte, unvorsichtig beschleunigte. Der Spanische Minister hatte die Jesuiten kaum aus Spanien abführen lassen, so erschien das Breve gegen den Herzog von Parma, die lezte Stimme des Pabsts aus dem mittlern Zeitalter, welchem von izt an gar zu faßlich gemacht wurde, daß wir im achtzehnten Jahrhundert seyen. Vielleicht glaubten die Jesuiten selbst durch den bald darauf folgenden Tod des Pabsts etwas zu gewinnen, aber wenn dieses hätte wahr werden sollen, so sollte nicht der Minorite Ganganelli Pabst geworden seyn.

1765
1768

§. 62.

Aufhebung des Jesuiterordens. Revol. Kais. Josephs II.

Der kluge Clemens XIV. wand sich zwischen der Hoffnung, die große Bourbonische Ligue durch Geschmeidigkeit und Versprechungen zu trennen und zwischen der Furcht, bald weder das Leben des Jesuitenordens noch die wenige übriggebliebene Edelsteine seiner eigenen Krone retten zu können, er kannte die Jesuiten als Pabst und als Mensch, ihre abwechslende Vortheile für das Pabstthum, ihren bleibenden Schaden für die Menschheit, endlich siegte doch der leztere Gedanke, er hob durch die Bulle Dominus ac redemtor noster den Orden auf. Die Schlange zappelte zwar noch immer, auch nachdem

1773

dem ihr Kopf zertreten war, Clemens selbst schmeckte noch exjesuitisches Gift, und hie und da spukt noch besonders in Deutschland der abgeschiedene Geist, aber sollte wohl Hoffnung da seyn, daß er je wieder auflebe?

Noch sind nicht zehen Jahre verflossen, seitdem die Aufhebungsbulle des Jesuitenordens erschien, und schon stürzt an allen Orten das ganze Gebäude des Mönchswesens und selbst auch der Römischen Hierarchie ein, man sieht aus dem Erfolg, welcher Grundpfeiler es war, der bisher das alte baufällige Kapitolium hielt. 1780 Der Himmel schütze Kaiser Joseph II. dessen große wohlthätige Entwürfe bald auch von andern Königen werden nachgeahmt werden. Die zweyte große Reformation der Römischkatholischen Kirche wird also auch ein Deutscher mit ausdaurender Kraft unternommen haben, und es bleibt diesmal weit nicht bey dem, was der alte ehrwürdige Hontheim als Febronius rieth.

Die Katholische Kirche wird nun endlich einmal aufhören, päbstliche Kirche zu seyn, Staat und Kirche werden sich ganz in einander passen, das Volk erhält allmälig die Rechte wieder, welche ihm von der Klerisey entrissen wurden, und so bald der Consociationsgeist verbannt ist, wodurch bisher die Katholische Geistlichkeit in den entferntesten Ländern unter sich zusammenhieng, so wird auch der Katholische Laie mit dem Protestanten brüderlich zusammen wohnen können. Ueber die Oesterreichische Staaten wird sich die Aufklärung

Pombal, Choiseul und Aranda unter
verabredt zu haben schienen, und de
selbst durch seine höchst ung
1765 gyrikusbullen, womit er de
1768 wollte, unvorsichtig be
Spanische Minister
kaum aus Spanien abführe
das Breve gegen den Her
lezte Stimme des Pabsts
alter, welchem von izt
wurde, daß wir im ac
Vielleicht glaubten d
bald darauf folgend
gewinnen, aber
sollen, so sollte
Pabst geworden

Aufhebung

Der
der Hof
Gesch
und
des
ne

...e des Unglaubens seit den Zeiten ...rmation samt der Geschichte ...er Socinianer.

...der neuern Kirchengeschichte, aber ...weil die Gränzen zwischen diesem ...schnitt der Geschichte der Christ... ...erwartet zusammenfließen, und ...esselben ein sicherer Totalblik ...nomische Veränderungen des ...t wird. Die Leßische ...onsgeschichte macht mit ... welche zu diesem Ab... ...kannt.

... Geschichte der ...nern oder größern ... aber bey der Dürftigkeit ...rbeiteten ist es unmöglich hier ...gmatischen Grundriß darzulegen.

§. 63.

...iche Veranlassungen, Italien zum Mutterlande des Unglaubens zu machen.

Auf die Reformation hatten in verschiedenen Ländern so verschiedene Umstände vorbereitet, daß der lezte Zustand, welcher aus solchen Gährungen entsprang, nach der Mannichfaltigkeit der politischen Verfassungen und selbst auch dem verschiedenen Genie einzelner Menschen höchst verschieden seyn muste. In Italien und zum Theil auch in Frankreich war die theologische Aufklärung fast nichts anders als schwacher Lichtstrahl, der sich bey den Männern, welche klaßische Litteratur und Philosophie ihres Zeitalters bearbeitet hatten, auch in diese dunkle Region hinüber brach, so wie hin-

schnell wie ein Licht verbreiten; aber in unsern deutschen Katholischen Stiftslanden? Auch hier wird wohl endlich so wenig als zulezt in Portugall diese große Veränderung ausbleiben können, wenn nur die Katholische Kirche in den Oesterreichischen Staaten der Erfüllung der zwey Hauptwünsche näher gekommen seyn wird, ihre Geistliche verheurathet zu sehen, und nicht mehr eine unbekannte Sprache vor dem Altar herplappern hören zu müssen.

Geschichte des Unglaubens seit den Zeiten der Reformation samt der Geschichte der Socinianer.

Das interessanteste Stük der neuern Kirchengeschichte, aber auch das schwerste, weil die Gränzen zwischen diesem Abschnitt und dem Abschnitt der Geschichte der Christlichen Kirche oft so unerwartet zusammenfließen, und zu richtiger Darstellung desselben ein sicherer Totalblik über die politische und ökonomische Veränderungen des aufgeklärten Europa erfodert wird. Die Leßische Abh. in Walchs neuester Religionsgeschichte macht mit den pragmatischen Hauptideen, welche zu diesem Abschnitt gehören, sehr angenehm bekannt.

Noch hätte sollen ein Abschnitt Geschichte der Schwärmer und ihrer kleinern oder größern Haufen beygefügt werden, aber bey der Dürftigkeit des hierinn bisher vorgearbeiteten ist es unmöglich hier einen treuen pragmatischen Grundriß darzulegen.

§. 63.

Historische Veranlassungen, Italien zum Mutterlande des Unglaubens zu machen.

Auf die Reformation hatten in verschiedenen Ländern so verschiedene Umstände vorbereitet, daß der lezte Zustand, welcher aus solchen Gährungen entsprang, nach der Mannichfaltigkeit der politischen Verfassungen und selbst auch dem verschiedenen Genie einzelner Menschen höchst verschieden seyn muste. In Italien und zum Theil auch in Frankreich war die theologische Aufklärung fast nichts anders als schwacher Lichtstrahl, der sich bey den Männern, welche klaßische Litteratur und Philosophie ihres Zeitalters bearbeitet hatten, auch in diese dunkle Region hinüber brach, so wie hin-

 gegen

gegen der Deutsche, der Erlernung positiver Kenntnisse, wie es scheint, vorzüglich fähig, seine ganze theologische Aufklärung aus der Bibel holte, und der Gefahr des philosophischen Skepticismus weniger unterworfen war. Nichts mußte überhaupt auch bey einer solchen Ideenrevolution, als die Reformation veranlaßte, leichter geschehen seyn, als ein rascher Uebergang von bisheriger Leichtglaubigkeit auf allgemeine Zweifelsucht, und gegen die kühne Vermengung der Religionsgeheimnisse mit den bisher gangbaren ungereimten Lehren konnte nichts schützen, als redliche Aufmerksamkeit auf die Aussprüche der Bibel, welche, wie bey uns Deutschen, durch die ganze Art zu studiren genährt werden mußte. Ueberdies geben herrschende Sittenverderbnisse dem einmal reggewordenen Zweifel an der bisher gangbaren Religion gewöhnlich immer eine unglükliche Stärke, daß man ein Joch ganz abzuschütteln sucht, das doch durch alle Reformationen nie leichter wird.

So viele Umstände vereinigten sich noch ausser den besondern politischen Verhältnissen, um Italien zum Mutterlande des Unglaubens zu machen, der nachher in England bey nicht unähnlichen Umständen im folgenden Jahrhundert vollends ausgebildet wurde. Mich. Servet war zwar ein Spanier, Joh. Sylvanus, Adam Neuser, Ludwig Hetzer waren Deutsche, aber der grössere Haufen waren immer Italiäner, die sich auch nicht blos wie erstgenannte Deutsche als irreligiöse Taugenichts zeigten, sondern mit einer gewissen Anständigkeit den Zweifler und Unglaubigen machten,

ten, daß ihr Name des Angedenkens der Geschichte nicht unwürdig ist.

§. 64.

Socinus. Unitarier.

Jeder dieser berühmtern Ungläubigen **Val. Gentilis, Matth. Gribaldi, Bernhardin Ochinus**, und endlich auch den noch dazu gerechnet, der zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts lebte, **Jul. Cäs. Vanini**, hat seinen auszeichnenden eigenen Charakter, seine ihm eigene Mischung von Schwärmerey und Skepticismus, und bey dem Geschichtforscher unserer Zeiten auch seine eigene Vertheidigungsgründe der wenigern Verschuldung als man ehmals glaubte, aber keiner unter ihnen allen ist durch den Erfolg so merkwürdig geworden als **Lälius** und **Faustus Socinus**.

Schade, daß man den erstern nicht aus eigenen Schriften kennt, sondern nur aus Nachrichten seiner Zeitgenossen, vielleicht konnten ihn manche übrigens selbst große Männer seines Zeitalters nicht fassen. Der Neffe Faustus war seinem Oheim weder an Talenten noch an Kenntnissen gleich, er soll das wichtigste seiner Lehrsäze aus den hinterlassenen Papieren des leztern gelernt haben, aber weil er entweder mehr politische Thätigkeit hatte als dieser oder weil er vielleicht auch in ein geschikteres Zeitalter fiel, so gelang es ihm, Partiestifter zu werden. Doch auch dieser Ruhm gebührt ihm nicht ganz, die Socinianer verbitten sich mit

Recht diesen Partienamen, sie sind in vielem gar nicht bey Socins Vorstellungsart geblieben, ihr Lieblingsname Unitarier scheint zwar zu allgemein, aber er deutet doch zugleich auf die Lehre, von welcher sich ihr System zuerst ausbildete.

Socin ärgerte sich, wie alle diese Italiänische Zweifler, vorzüglich von der Lehre an der Gottheit J. C. und der damit verbundenen Lehre der Dreyeinigkeit, sein Aergerniß entsprang aber aus einer Denkungsart, mit welcher sich auch mancher andere Artikel der Christlichen Lehre nicht vereinigen ließ. Erst nachdem er Italien verlassen und nach Zürch gezogen war, fieng er an seine Lehre auszubreiten, welcher es in den meisten Ländern an Beyfall nicht fehlen konnte, weil die Italiänischen Flüchtlinge in alle Welt sich zerstreut hatten, und Zweifel gegen positive Lehren immer leichter gefaßt werden als die Beantwortung derselben.

Ueberall aber, wo schon eine gebildete neue Kirche war, widersezte man sich mit dem größten Nachdruk dem Pröselyteneifer dieser Unitarier, die oft auch selbst unter einander nicht recht einig waren, bald gar keine höhere Natur in Jesu annahmen als die menschliche, bald auch zur alten Hypothese der Arianer sich neigten. Sie schienen sich am besten in Polen unter dem Schutze Kön. Sigismund August verbergen zu können, und bey den Familienverbindungen, welche zwischen dem König von Polen und dem Woiwoden von Siebenbürgen waren, auch im Lande des leztern.

Die

Die Ruhe der Siebenbürgischen Gemeinen wurde durch den Streit zwischen dem Leibarzt Ge. Blandrata und dem Superintendenten Franz Davidis gestört: dachte dann der leztere nicht ganz zusammenhangend, wenn er behauptete, daß Jesus, falls er nicht Gott sey, auch nicht angebetet werden dörfe? 1573

In Polen wurde Rackau Hauptsiz der Unitarischen Partie. Hier hatten sie eine durch den Ruf mancher Lehrer berühmte Universität, durch deren guten Zustand der Flor ihrer Partie eben so sehr erhalten wurde, als durch die schöne Kirchenzucht, welche zur Beschämung mancher protestantischen Gemeinen unter ihnen herrschte. Aber so bald Jesuiten am Polnischen Hofe zu regieren anfiengen, so wurde mit den Unitariern das Vorspiel der Tragödie aufgeführt, das Lutheraner und Reformirte vollenden mußten. 1602 1638

Es sind viel berühmte Namen unter den Lehrern dieser Partie, weil sie die erste Zeit ihres schönsten Flors nicht überlebt hat. Andr. Dudith gehört zu ihnen, wie Erasmus zu den Reformatoren. Christo. Ostorod, Valentin Smalcius, Joh. Crell und Martin Ruarus waren Deutsche, welche sich aber mit vielen ihres gleichen nach Polen zogen. Beide leztere hat Ernst Soner, Prof. in Altorf, gebildet, ein damals höchst gefährlicher Mann für eine deutsche Lutherische Universität. Samuel Crell, Johanns Enkel, hörte sich am liebsten nach dem Namen eines alten fast

ganz

ganz unbekannten Kezers Arremon nen
doch auch die Religionspartie, welch
auf eigene vernünftige Einsichten zu
so gern eine theologische Ahnenpro

§. 65.

Naturalisten in

Den lezten Grundart
gion, daß die Bibel u
barung sey, hat kein
mals angegriffen, o
ßigen, wenn er ... en die
pantheistischen ... ver als den
Zeiten hin recht ... , noch freudi=
weisgründen ... um den Grafen
hatte sich no ... mit der muthwilligsten
als daß sie ... spottete, Lehrer und An=
chen könn ... tgenuß wurde, der sich zu=
der natür ... eigenen Gesundheit rächte. Die
ren phi ... solche Menschen kaum als Bey=
mußte ... schenden Denkart ihres Zeitalters,
der ... Reihe der Unglaubigen verdienen die=
rich ... t gestellt zu werden, welche blos Schuz
... Lüste suchten.

Wie überhaupt nicht jeder orthodoxe Theolog
nen Plaz in der Kirchengeschichte verdient, so
auch nicht jeder Zweifler und Unglaubige; es sind
auch hier, besonders je mehr sich in neuern Zeiten
die Schaar verstärkte, gar zu viele schwachsinnige,
die oft mit ihren Papieren nur bewiesen, daß auch

sie

ollten. Carl von Blount, Toland,
oolston, Tinnal, Chubb und meh-
deistik genannte Schriftsteller kom-
nur als Namen vor, und der
, welche vor dem Wolfenbütt-
von Engländern und Fran-
gten, verdient nicht ein-
er Verfasser der Werk-
ch dem Stil seiner
achwelt beurtheilt

Nutzen von der Geschich-
schen Krieger hinwegzugehen,
ihre abwechslende Arten des An-
ie bald, durch untreue historische
ungen, der Wunder Jesu gespottet, bald
, Spinozistische Schwärmerey oder durch un-
chtige Lobsprüche der natürlichen Religion, das
Christenthum entbehrlich zu machen suchten, oder
das Religionsurkundenbuch selbst von der histori-
schen und kritischen Seite angreifen wollten, oder
wohl gar von der Moral des Christenthums ver-
ächtlich sprachen.

Möchte doch das leztere Graf von Shafts-
bury nicht gethan haben. Wie warnend ist das
Beyspiel eines solchen großen Mannes, auf seine
eigene ganze Studirart acht zu haben, um sich von
individuellen Vorurtheilen gegen gewisse Wahr-
heiten zu hüten. Vielleicht fieng auch Boling-
brokes Antipathie gegen das Christenthum auf ei-
ne ähnliche Weise an. Dem Freund einer prag-
matischpolitischen Geschichte mochten wohl Mosis

so wenig zur Erleichterung der Moral, als er; sondern blos mißverstandene metaphysische Begriffe hatten ihn auf dieselbe geleitet; aber dem leztern war er nach Charakter und Lehren völlig unähnlich. Wie viel hat nicht lezterer mit seinen Schriften auch der natürlichen Religion geschadet? Wie muthwillig die Christliche Religion mißhandelt? Wie wenig war er Mann von religioser Bedachtsamkeit und Stetigkeit?

§. 66.

Gr. v. Rochester. Shaftsbury. Bolingbroke. Hume.

Einen solchen Apostel als Hobbes hörten die Wollüstlinge am Hofe Carls II. viel lieber als den ernsthaften Tugendfreund Cherbury, noch freudiger versammelten sie sich aber um den Grafen von Rochester, wenn er mit der muthwilligsten Laune des Christenthums spottete, Lehrer und Anführer bey einem Weltgenuß wurde, der sich zulezt noch an seiner eigenen Gesundheit rächte. Die Geschichte nennt solche Menschen kaum als Beyspiele der herrschenden Denkart ihres Zeitalters, denn in die Reihe der Unglaubigen verdienen diejenige nicht gestellt zu werden, welche blos Schuz für ihre Lüste suchten.

Wie überhaupt nicht jeder orthodoxe Theolog einen Plaz in der Kirchengeschichte verdient, so auch nicht jeder Zweifler und Unglaubige; es sind auch hier, besonders je mehr sich in neuern Zeiten die Schaar verstärkte, gar zu viele schwachsinnige, die oft mit ihren Papieren nur bewiesen, daß auch

sie

sie gerne wollten. Carl von Blount, Toland, Collins, Woolston, Tinnal, Chubb und mehrere in der Antideistik genannte Schriftsteller kommen deswegen hier nur als Namen vor, und der Name der Deutschen, welche vor dem Wolfenbüttler Fragmentisten dieser von Engländern und Franzosen betretenen Spur folgten, verdient nicht einmal genannt zu werden. Der Verfasser der Wertheimer Bibelübersetzung ist nach dem Stil seiner Zeiten behandelt worden; die Nachwelt beurtheilt ihn billiger.

Um nicht ganz ohne Nutzen von der Geschichte dieser kleinern deistischen Krieger hinwegzugehen, bemerkt man sich ihre abwechslende Arten des Angriffes, wie sie bald, durch untreue historische Vergleichungen, der Wunder Jesu gespottet, bald durch Spinozistische Schwärmerey oder durch unrichtige Lobsprüche der natürlichen Religion, das Christenthum entbehrlich zu machen suchten, oder das Religionsurkundenbuch selbst von der historischen und kritischen Seite angreifen wollten, oder wohl gar von der Moral des Christenthums verächtlich sprachen.

Möchte doch das leztere Graf von Shaftsbury nicht gethan haben. Wie warnend ist das Beyspiel eines solchen großen Mannes, auf seine eigene ganze Studirart acht zu haben, um sich von individuellen Vorurtheilen gegen gewisse Wahrheiten zu hüten. Vielleicht fieng auch Bolingbrokes Antipathie gegen das Christenthum auf eine ähnliche Weise an. Dem Freund einer pragmatischpolitischen Geschichte mochten wohl Mosis

Familienanekdoten nicht gefallen, der ganze historische Ton des Alten Testaments war ihm zuwider, und das Neue Testament mußte seine unzertrennbare Verbindung mit dem A. T. entgelten. Ueberhaupt waren die Juden kein Volk für den politisirenden Historiker, und Christen erschienen ihm immer nur als reformirte Juden.

Das hauptsächlichste dieser Bemerkungen paßt auch auf den scharfsinnigen Hume, wenn schon sein an methodischeres Denken gewöhnter Geist mehr auf die Hauptpunkte der Christl. Religion traf, metaphysische und historische Einwürfe geschikter vermengte. In wie vielfacher Rüksicht Ehrgeiz, Neuerungssucht, und oft manchmal so gar gewisse Privatverhältnisse zur Entstehung oder Bekräftigung solcher Abneigungen gegen die Christl. Religion beygetragen, kann die Geschichte selten ohne lieblose Vermuthungen erzählen, weil selten der Charakter dieser Männer so genau gekannt ist als der Charakter von Voltaire.

§. 67.

Voltaire und Rousseau. System der Natur. Wolfenbüttler Fragmente.

Alle Englische Deisten zusammengenommen haben der Christlichen Religion nicht so viel geschadet als dieser Französische Dichter. Die biblische Geschichte war unter seinen Händen, wozu er sie brauchen wollte, und sein zauberischer Wiz machte die Frage ganz vergessen, ob die Erzählung auch wahr sey, ob nicht die Wahrheit einer Lehre durch den Ton des Schriftstellers, der sie vortrug,

unkennt-

unkenntlich gemacht worden. Er, ein genauer Kenner aller Kunstgriffe der Beförderung einer gewissen Ideencirculation, wußte die Gestalt seiner Einwürfe und Lästerungen gegen das Christenthum so zu vervielfältigen, daß sich die Welt wunderte, wie sie durch diesen Mann innerhalb dreyßig Jahren so klug geworden sey, und unstreitig hat er besonders die katholische Welt lachend von manchem überzeugt, was sie vorher keinem Protestanten und keinem ihrer aufgeklärtern Theologen glauben wollte.

Er hat den Königen begreiflich gemacht, daß sie für die Bartholomäusnächte und für ihre Dragonerapostel weder in dieser noch in jener Welt Dank verdienten, er hat so treffend abwechslend über die Mönche gespottet, daß wir, wie es scheint, nun endlich auch hier einmal die Hülle des mittlern barbarischen Zeitalters ablegen werden, er hat allgemeine Duldung unter Protestanten und Katholiken verbreitet, und selbst die Theologen der erstern Partie konnten zu Berichtigung ihrer Vorstellungsarten aus seinen Spöttereyen öfters den Nutzen ziehen, welchen jeder unparteyische Wahrheitsfreund auch aus der Hand seines Gegners dankbar als Geschenk annimmt.

Gewiß war es zum Glük der Religion, daß Rousseau Voltaire's Zeitgenosse war, und mit seinem rednerischen Eifer für reine Moral und aufgeklärte natürliche Religion den unermeßlichen Schaden einigermaßen verhütete, welchen allgemein einreissender Unglauben nothwendig anrichten muß. Traurig genug, daß wir es noch als

Vortheil ansehen müssen, nur nicht alle Religion niedergestürzt zu sehen, daß einer der heftigsten Gegner der Wunderwerke Jesu noch mittelbar als Schuzwehr der Christl. Religion betrachtet werden kann: aber warum sollten wir uns hierüber in Ansehung Katholischer Länder wundern, da sich manches selbst im Protestantischen Deutschland hie und da zum Zeitalter des Systems der Natur zu neigen scheint, wenn anders die schriftstellerische Welt einen sichern Maasstab des allgemeinen Zustandes geben kann.

Die lezte große Erscheinung in den Annalen des deutschen Unglaubens sind — die von Lessing herausgegebene Fragmente eines Ungenannten, in welchen besonders die Auferstehungsgeschichte Jesu so feindselig aufmerksam angegriffen wurde, als bisher von keinem Englischen oder Französischen Deisten geschah. Sollten sie, wie nicht unwahrscheinlich ist, ein Nachlaß von Reimarus seyn, so würde das Phänomen in Ansehung des Orts, wo es erschien, und selbst auch in Ansehung des Verfassers manche pragmatische Bemerkung veranlassen, welche uns zur Duldung und unparteyischen Selbstprüfung führen müßte.

§. 68.

Einige Ursachen der Ausbreitung des Naturalismus.

Allgemeine Klagen über die Verkehrtheit des menschlichen Geistes klären die historische Frage nicht auf, warum gerad im lezten Viertel des achtzehenten Jahrhunderts der Unglaube so herrschend geworden, und der Aberglaube, wenn er hie und

da sein Haupt noch erheben will, nicht mehr als Religionsfanatismus sondern nur als alchymistisch-hermetische Weisheit geduldet wird.

Wer kennt nicht die Würkungen des steigenden Luxus auf alle Verhältnisse der Gesellschaft? Auf die Verfeinerung und Verfälschung der Charaktere der Menschen? Wer hat nicht als Freund der Religion mit Betrübniß die Beobachtung gemacht, daß der geistliche Stand, wie er im mittlern Zeitalter in Rüksicht auf Kenntnisse und Sitten immer der geschäzteste war, nun allmälig eben so sehr im Verhältniß gegen die Laien zurükbleibt, und den Verlust der ehmaligen bürgerlichen Achtung gar nicht durch grössere Verdienste ersezt. Der Ton, in welchem die Sache der Religion vertheidigt wird, ist dem Tone der Gegner an einnehmendem Witze gar zu selten gleich, und es ist würklich unendlich schwerer, als unsere rüstige theologische Schriftsteller denken, positive Lehren, die aus einem vor siebzehn Jahrhunderten geschriebenen Buch abstrahirt werden müssen, gegen die Einwürfe einer durch Raisonnement schmeichlenden Philosophie zu vertheidigen. Ein grosser Theil der deutschen Protestantischen Theologen ist nicht einmal einig, was eigentlich vertheidigt werden solle, und der wichtige einheimische Streit über die Vorzüge der äussern oder der innern Beweise der Wahrheit des Christenthums gründet sich zu sehr auf ursprüngliche Verschiedenheit der Denkfähigkeiten der Menschen, als daß er so schnell geflüchtet werden könnte.

So

So traurig die Aussichten sind, welche sich durch diese Betrachtungen eröffnen, so vermindert sich doch ein groser Theil ihrer Furchtbarkeit, wenn man zugleich wahrnimmt, daß sich die Moralität vieler Menschen, in unserem Zeitalter weit weniger als in allen vorhergehenden, einzig auf Christliche Religiog gründet, daß die aufgeklärtesten Männer, wenn je etwa ihre Privatmeynung nicht völlig entschieden für christliche Religion ist, die ganze Gröse des Schadens doch können, welchen jede laute Erklärung einer solchen Privatmeynung anrichtet, daß innerhalb zwanzig bis dreyßig Jahren die ganze theologische Generation, welche sich gegenwärtig durch **Spaldings** und **Herders** und **Döderlins** Schriften bildet, überall in Consistorien sitzen, und durch ihre weise Veranstaltungen endlich auch in allgemeine Ausübung bringen wird, was bisher oft nur noch Wunsch schüchterner Weisen oder fast kühne Unternehmung einzelner entschlossener Aufgeklärten war.

Drukfehler:

S. 383. lin. 7. v. unten lies: Meinungen statt Beinungen.

